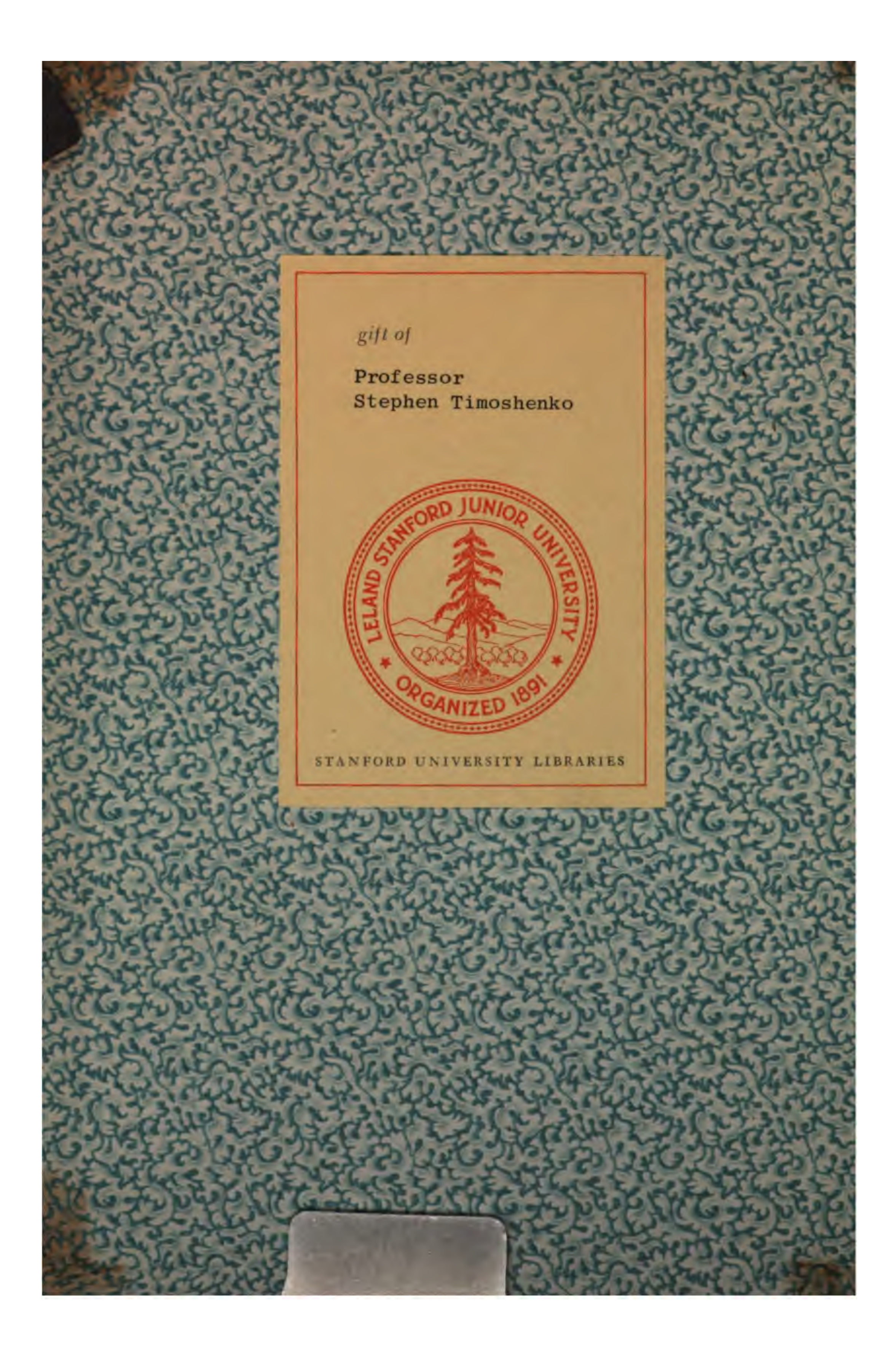



gift of
Professor
Stephen Timoshenko
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES





Neuer
PLUTARCH,

oder:

Bildnisse und Biographien

der

berühmtesten Männer und Frauen

aller

Nationen und Stände;

von

den ältern bis auf unsere Zeiten.

Nach den zuverlässigsten Quellen

bearbeitet

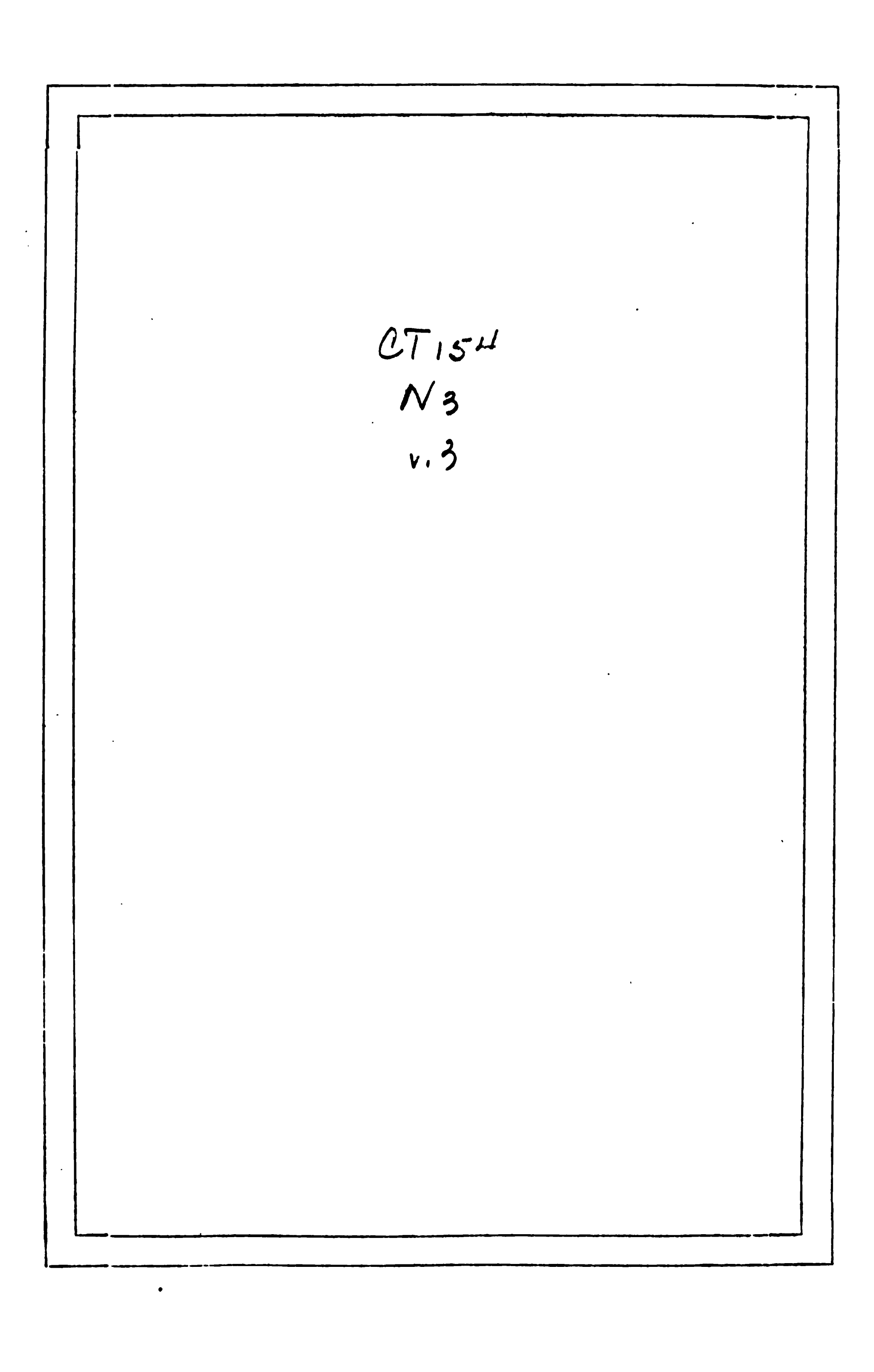
von einem Vereine Gelehrter.

III. Band.

Mit 120 Bildnissen in Stahlstichen.

Pesth, 1844.

Verlag von Conrad Adolf Hartleben.



Inhalts-Verzeichniß

des dritten Bandes.

Inhalt.

Seite

XLI



KONRAD VON WETTIN. 1157.
HEINRICH DER ERLAUCHTE.
BOCCACCIO
1375
PETRARCA
1304.
1374.
VOLNEY
1820.
DENON
1747.
1825.



Konrad der Große,

Graf von Wettin, Markgraf zu Meissen, Stammvater des Hauses Sachsen.

Geboren 1088. Gestorben 1137.

Immer weiter und höher treibt der neunhundertjährige Stamm von Wettin seine Zweige, und wunderbar sehen wir, nach manchem Sturme, ihn in sich selbst sich verjüngen und neue, ferne Throne mit seinen Sprossen umranken. In zwei Hauptlinien die sächsischen Lande beherrschend, gründete das Haus Wettin 1831 ein neues Reich und einen neuen Thron in Belgien, gewann 1836 in Portugal die Hand und die Krone der Erbin von Braganza, und ließ seit 1840 in Großbritannien ein neues Königsgeschlecht entsprossen, das in allen Theilen der bekannten Welt Unterthanen und Ländergebiete besitzt.

Das Dunkel der Zeit ruht auf der Vorgeschichte dieses alten erlauchten Hauses, und unzeitige genealogische Schmeichler, die ehedem ihr Gewerbe so offen trieben, haben theils durch die gewagtesten Hypothesen, theils durch absichtliche Fabeln wenigstens Nichts zur Aufklärung dieses Dunkels beigetragen. Dahin gehört besonders die erdichtete, und selbst in den Acta Eruditorum (durch Professor Krause) vertheidigte Abstammung der Wettiner von dem niedersächsischen Helden Wittekind, dessen Ahnherrn der Verfasser des »sächsischen Heldensaales,« Birken, und Hübner in seinen »Fragen aus der politischen Historie,« gar in einem alten sächsischen Könige Harderich, der 90 Jahre vor Christus gelebt haben soll, aufgefunden haben wollen! — Die ganze Wittekind'sche Verwandtschaft gehört in's Reich der Fabel. Aber immer kehrte bisher die genealogische Forschung zu einer dunklen und mehrdeutigen Stelle des Dithmar von Merseburg (edit. Wagneri; p. 168):

»de tribu, quae Buzici dicitur," fragend zurück, weil in ihr der Ursprung des Hauses Sachsen beruht. Diese Stelle setzte zwar außer Zweifel, daß Theodorich »de tribu Buzici" als Ahnherr des Hauses Wettin gelten müsse; ob aber aus Buzici ein Stamm herr oder ein Stamm sitz zu machen sei — was, bei der damaligen Sitte, Personen- und Geschlechtsnamen nach Stammsitzen zu bilden, leicht auf Eines und Dasselbe hätte hinauslaufen können — gab Anlaß zu mancherlei, im Allgemeinen wenig fruchtbaren historischen Untersuchungen. Mehrere Geschichtsforscher, so Löscher, Ludewig, Feller und Zollmann, machten aus Buzici einen Ort, und behaupteten: Theodorich de tribu Buzici habe den Zunamen von seinem väterlichen Stammsitze geführt, der Buzici oder Budsetz geheißen, und unterhalb Bernburg an der Saale gelegen habe; oder es sollte darunter Grimmersleben, am Zusammenflusse der Saale und Bode gelegen und wendisch Budizko genannt, gemeint sein; noch entfernter liegender Herleitungen, z. B. von Bautzen (Budissin, Budsetium) in der Oberlausitz, nicht zu gedenken. Unter Denen hingegen, welche das Wort Buzici für einen Personen-Namen erklärten, stand Eccard mit seiner »Historia genealogica Principum Saxoniae superioris" (Acta eruditorum T. VII) obenan. Nach ihm heißt »de tribu Buzici" nichts Anderes, als vom Stamme und Geschlechte Buzici; es sei Einer des Namens Buzicus gewesen, von welchem jener erwähnte Theodorich oder Dietrich abstamme. Buzicus heißt bei ihm so viel als Buco, und dieses in bloßer Zusammenziehung so viel als Burchard. Der fragliche Buzicus-Burchard aber soll, nach seiner Meinung, derselbe seyn, welcher, ein Sohn des Walacho (eine Abstammung, die man aus »Miracula S. Walpurgis," Lib. III., c. 5, beweisen wollte), und aus thüringischem Grafengeschlechte entsprossen, im Jahre 982 als Herzog in Thüringen eingesetzt wurde, tapfer gegen Slaven und Magyaren focht, und bei einem Einfalle der Letzteren in Thüringen 908 auf dem Schlachtfelde blieb. Der genannte Krause schloß in seinem Buche: »Des Chur- und fürstlichen Hauses Sachsen Abstammung rc." (Leipzig 1733) hinsichtlich dieser Erklärung von Buzici sich zwar an Eccard an, fabelt jedoch jenen Burchard zu einem Enkel des großen Wittekind. Die Mehrzahl der Geschichtforscher neigte sich seitdem der Eccard'schen Meinung zu. Doch fehlte es nicht an abweichenden Ansichten, die aber, ohne zu einem Resultate zu führen, meist nur die Zahl der Hypothesen vermehrten. So z. B. neuerdings der gelehrte G. A. Wedekind, welcher (in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, Section I., Theil XIV., S. 168), die Markgrafen von Meissen,

mithin auch das hohe Gesammthaus Sachsen, aus dem Hause der alten Burggrafen von Zörbig abstammen läßt, und aus mancherlei Gründen, die er in seiner früher erschienenen kleinen Abhandlung (die Eingänge der Messen, Braunschweig 1815), umständlicher dargelegt hat, Buzici als eine bloße Buchstabenversetzung oder einen Schreibfehler für Zurbici (Zörbig) erklärt.

Weil die Stammsitze der Wettiner in ursprünglich sorbenwendischen Niederlassungen lagen, so hat man ihnen von manchen Seiten die deutsche Abstammung bestreiten wollen, und sie für ein wendisches Geschlecht gehalten, jedoch mit Unrecht. Die Wettiner sind vielmehr nordschwäbischen Ursprungs, und das Zeugniß des Sachsenspiegels (Vorr. »von der Herren Geburt im Lande zu Sachsen: — der Markgraf von Meissen und der Graf von Brenen sind Schwaben") ist hierin entscheidend.

Nach dem Eccard'schen Systeme hinterließ Buzicus oder Burchard von seiner Gemalin Gisela — der Witwe des Grafen Megingaud, aus fränkischem Königsblute — zwei Söhne: Burchard II. und Dedo I. Letzterer soll durch den Einfluß seiner Muhme, Mathilde, der Gemalin Königs Heinrich I. des Finklers, ansehnliche Güter in den wendischen Gauen, darunter auch Hasgow oder Hasagow, erworben haben, und 957 gestorben sein. Sein Sohn wäre also jener Theodorich I. de tribu Buzici, mit welchem die Wettin'sche Stammesgeschichte erweislich und verbürgt anhebt.

Theodorich I., der beglaubigte Ahnherr des Hauses Wettin, ein tapferer Krieger und keines Anderen Lehenmann, daher (in dem Append. ad chronicon Montis Sereni) »vir egregiae libertatis" genannt, leistete den Kaisern Otto I. und II. ansehnliche Dienste, und war dem meißnischen Markgrafen Ribag verwandt. Er starb 982, und hinterließ von seiner Gemalin Jutta, einer Tochter des Grafen Bio zu Merseburg, zwei Söhne: Dedo (II.) und Friedrich, die vom Kaiser Otto III. 983 mit den Grafschaften Merseburg, Eilenburg und Zörbig belehnt wurden. Der jüngere, Friedrich, starb 1017 als Besitzer der Grafschaft Eilenburg, ohne Erben. Dedo, am Hofe seines Vetters, des meißnischen Markgrafen Ribag erzogen, mit Zörbig und Merseburg belehnt, folgte dem Kaiser Otto III. auf seinen Kriegszügen, und fiel später durch die Hand eines Ministerialen. Seine Gemalin, Thietburga, hatte ihm zwei Söhne geboren: Theodorich (II.) und Friedrich. Jener pflanzte den Buzici'schen Stamm fort. Er erhielt nicht nur die väterlichen Grafschaften Merseburg und Zörbig, sondern

gelangte auch nach und nach in den Besitz der Grafschaften Eilenburg, Groitzsch und Wettin, ferner der Markgrafschaft Landsberg — welche Letztere (nach dem Zeugnisse des Albinus) ihm Kaiser Heinrich II. auf Verwenden der heiligen Kunigunde wegen seines tapferen Benehmens wider die in Sachsen eingefallenen Böhmen verlieh — und der Herrschaften Budsetz und Siusli (Seuslitz), und wurde 1034 von einigen Kriegern seines Schwagers, des meißnischen Markgrafen Eccard II., in seinem Bette ermordet. Ihn überlebten aus seiner Ehe mit Mechtild, des Markgrafen Eccard I. von Meissen Tochter, drei Söhne. Der älteste, Friedrich, wählte den geistlichen Stand, und starb als Erzbischof zu Magdeburg. Die drei anderen, Dedo (III.), Thimo und Gero, theilten den Buzici'schen Stamm in drei Linien. Dedo machte die Buzicier zuerst in ihrem späteren Stammlande heimisch; denn als seiner Mutter Bruder, der meißnische und thüringische Markgraf Eckard II., im Jahre 1046 plötzlich verblich, wurde Dedo vom Kaiser Heinrich III. mit dem Markgrafthum Meissen belehnt. Sein gleichnamiger Sohn erster Ehe (Dedo IV.) soll sich gegen den eigenen Vater aufgelehnt haben, und 1061 von seinen Leuten erschlagen worden sein. Bald trübten noch andere Unfälle Dedo's III. Leben. Durch seine zweite Gemalin, Oda oder Adela, Witwe des 1067 verstorbenen thüringischen Markgrafen Otto, hatte er die Lausitz — damals, gleich Oesterreich, die östliche Mark genannt, weil sie östlich gegen Meissen lag — erworben. Oda's Ehrgeiz stachelte ihn auf, seine Ansprüche auch auf Thüringen auszudehnen. Er zog das Schwert gegen den Kaiser, wurde geschlagen und gefangen, und verlor Alles, bis auf die Meißner Mark. Ja, vielleicht ging selbst diese auf einige Zeit an die thüringischen Markgrafen verloren. Der Gram tödtete ihn 1075. — Sein zweiter Bruder, Thimo, stand kraftvoll auf der Seite Kaiser Heinrich's IV. wider den Gegenkaiser Rudolf von Schwaben, wurde dafür von Ersterem, wahrscheinlich noch zu Lebzeiten seines in Ungnade gefallenen Bruders Dedo III., mit der Mark Meissen belehnt; konnte aber dieselbe, wegen der vielen fremden Ansprüche und Mitbewerbungen, nie behaupten, und fiel 1091 in einem Treffen.

Durch die drei Brüder Dedo, Thimo und Gero theilte der Buzici'sche Stamm sich nun in drei Aeste, deren ältere Beiden sich schroff und feindlich einander entgegen strecken sollten. Dedo hinterließ aus zweiter Ehe einen Sohn, Heinrich I. — Thimo, in erster Ehe mit seines Bruders Gero Tochter, in zweiter mit Uda, des Markgrafen Otto von

Staden Schwester, vermält, hinterließ von der Letzteren die beiden Söhne: Dedo (V.), der, nachdem er den Bau des Klosters auf dem Petersberge begonnen, 1124 als Markgraf von Landsberg unbeerbt starb, und Konrad, welcher, der Gegenstand dieses Aufsatzes, vom Schicksale bestimmt war, später alle Würden und Besitzthümer seines Hauses auf seine, die übrigen weit überdauernde Linie zu übertragen, und das Geschlecht Buzici in dem noch jetzt stark und herrlich blühenden der Wettiner aufgehen zu lassen. — Gero, der dritte Bruder, welchem 1034 in der Theilung der väterlichen Besitzungen die Grafschaft Brena zufiel, ward Stifter der älteren brenaischen Linie von Buzici, die jedoch schon in seinen Söhnen wieder ausstarb.

Heinrich I., vom Dedo'schen Zweige, war so glücklich, den wankenden Besitz der Meißner Mark für sich und seine Nachkommen wieder zu befestigen; auch Eilenburg war sein Eigenthum. Den Böhmen, mit welchen er in langer Fehde lebte, entriß er die Lausitz, jedoch nur vorübergehend, da der gewaltige Wiprecht von Groitzsch sie ihm wieder abkämpfte. Er starb 1103, und hinterließ seine Witwe Gertrud, des thüringischen Markgrafen Ekbert II. Tochter, gesegneten Leibes. Diesen Umstand benutzten Thimo's Söhne, die Aechtheit der Geburt zu bestreiten. Zwar zeigte Gertrud nach dem Tode ihres Gemahls ihren gesegneten Leib in der Kirche vielen Zeugen, aber sie brachte dadurch den Widerspruch nicht zum Schweigen, und als sie nun einen Sohn, Heinrich II. (Posthumus) gebar, sprengten ihre Gegner aus, sie habe eine Tochter zur Welt gebracht, diese aber gegen den zu gleicher Zeit geborenen Sohn ihres Koches ausgetauscht. Zwar erhielt Heinrich II. die Mark Meissen und die Grafschaft Eilenburg, jedoch unter steter Protestation der Söhne Thimo's, von denen besonders Konrad, Heinrich's Rechtmäßigkeit bestreitend, sich beharrlich den Titel eines Markgrafen von Meissen beilegte. Auch andere Hände streckten sich nach dem schönen Meißnischen Besitze aus. Der herrschgierige Graf Wiprecht von Groitzsch brachte es, unter dem lügnerischen Vorgeben, daß Heinrich II. unbeerbt gestorben, 1123 bei dem Kaiser gar dahin, daß dieser ihm die Markgrafschaft Meissen zusprach. Aber Konrad von Wettin verband sich, zur Verwahrung seiner eigenen Ansprüche, mit dem Herzoge Lothar von Sachsen, und bewog Wiprecht und dessen böhmische Hülfsvölker zum Rückzuge aus dem meißnischen Gebiete. Zwischen Heinrich II. und Konrad von Wettin währte die Spannung fort. Letzterer sprach von Jenem nur als von dem „Kochssohne.“ Darüber ergrimmte endlich der junge Heinrich,

begann 1126 offene Fehde gegen Konrad, nahm ihn gefangen und übergab ihn auf dem Schlosse Kirchberg schwerer Haft. Doch schon 1127 starb der, bereits vier Jahre früher todtgesagte Heinrich wirklich. Die Nachricht seines Todes benützte Konrad, sich aus seiner Haft zu befreien. Jetzt war für ihn der Augenblick gekommen, die lange getäuschte, aber nie aufgegebene Hoffnung zu verwirklichen. Er, seit dem Tode seines Bruders Dedo der einzige Erbberechtigte, eilte zu seinem Freunde und Bundesgenossen, dem mittlerweile auf den Kaiserthron erhobenen Lothar, und dieser säumte nicht, ihn mit dem Markgrafthume Meissen zu belehnen.

So baute Konrad, der Wettiner, die erste Stufe zu der Hoheit seines Hauses, das noch heute, nach länger als siebenhundert Jahren, im reich vermehrten Besitze seines Erbe ist, und seitdem vier Königskronen an dem hohen Stamme aufgehangen hat. Ein Gefangener, ein Aufgegebener, trat er hervor, das glänzendste Loos in Empfang zu nehmen, und wie sein Reichthum, seine neuen Würden, so hat auch seine Standhaftigkeit und muthige Ausdauer ihm den Namen des „Großen“ verdient. Dem ersten Schritte zur Macht folgten die übrigen von selbst. Ihm fielen, in verschiedenen Zeiträumen, durch kaiserliche Belehnung die Nieder-Lausitz, das Osterland, das Markgrafthum Landsberg und die Grafschaften Eilenburg, Groitzsch, Rochlitz zu, so daß sein Gebiet sich von der Saale bis an die Neisse erstreckte. Nach dem Ausgange der Buzicisch-Brenaischen Linie, fügte er seinen Besitzungen auch die Grafschaft Brena hinzu. Fromm und andächtig im Rittersinne seiner Zeit, vollendete er den von seinem Bruder Dedo begonnenen Bau des Klosters auf dem Petersberge, um hier dereinst von den Stürmen des Lebens auszuruhen. Durch Vertauschung der Gegend von Skeuditz brachte er von dem Bischofe zu Merseburg 1134 den Flecken Lipzk an sich, soll ihn mit Wall und Graben umgeben, und, nachdem er ihn so zur Stadt erhoben, Niederlagen von Salz und Getreide dort angelegt haben. Auf diese Weise wäre Konrad als Gründer Leipzig's anzusehen.

Fromm und kampflustig zugleich, zog er 1145 zum zweiten Male in den heiligen Krieg nach Palästina, und vor Damask empfanden die Saracenen die Stärke seines Armes, die Schärfe seines Schwertes. Während seiner Abwesenheit starb seine Gemahlin Luitgard, welche als eine Tochter des schwäbischen Grafen Albert von Ravenstein genannt wird, auf einer Besuchsreise im Kloster Gerbstädt, und der hier eingesetzte Graf Hoyer von Mansfeld ließ sie auch daselbst begraben. Konrad aber, als er auf

seiner Rückkehr in Baiern diese Nachricht erhielt, erzürnte sich heftig, daß man ihm die Leiche der treuen Gattin entzogen; er schwur, dem Hoyer so warm machen zu wollen, daß dieser die Leiche mit seinen Händen wieder ausgraben solle. Hoyer aber stahl, aus Furcht vor Konrad's Zorne, die Leiche zur Nachtzeit aus dem Kloster, und sendete sie nach Wettin, worauf sie Konrad feierlich im Kloster zu Petersberg beisetzen ließ.

Durch sein Ansehen trat er 1146 Frieden stiftend zwischen die verfeindeten herzoglichen Brüder in Polen, und nahm im folgenden Jahre Antheil an dem, durch seinen zweideutigen Erfolg bekannten Kreuzzuge gegen die heidnischen Obotriten. Ein schönes Zeugniß seiner Biederkeit und seines geraden Sinnes gab er 1152. Der Dänenkönig Sweno, dem Konrad seine Tochter Adelheid vermält hatte, brachte durch seine Tyrannei Alles dergestalt gegen sich auf, daß er von seinem nächsten Vetter Waldemar, dem Sohne des wendischen Fürsten Kanut, angegriffen wurde. Der arglistige Sweno beredete Waldemar zu einem gemeinschaftlichen Besuche bei Konrad, und muthete diesem, seinem Schwiegervater, zu, den Prinzen festzunehmeu. Aber Konrad, da er vernahm, daß Sweno dem Gegner sein Königswort auf sichere Fahrt gegeben, wurde heftig durch diese von ihm geforderte Treulosigkeit aufgebracht, und erklärte, es gezieme sich nicht, daß man von ihm, als einem bejahrten Herrn, Dinge verlange, zu welchen er selbst in der raschen Jugend sich nie hergegeben; ja, er vermaß sich, daß er eher Schwiegersohn, Tochter und Enkel am ersten Galgen sehen, als seinem guten Namen einen solchen Schandflecken anheften möge. Doch erbot er sich dem Sweno zu thätiger Hülfe, falls derselbe an Waldemar einen ehrlichen Kampf erklären wolle.

Solche Erfahrungen und sein angeborener religiöser Sinn steigerten des alternden Markgrafen Sehnsucht, seine Tage in andächtiger Ruhe zu beschließen. Nach damaliger Sitte theilte er seine Länder unter seine Söhne, und bestätigte dem Kloster Petersberg den Besitz aller Güter. Vor dem Hochaltare der Domkirche zu Meissen legte er feierlich Schwert und Harnisch nieder, die er in so manchem blutigen Strauße getragen; dann zog er, müde der Welt und ihrer Sorgen, in die stillen Mauern seiner Klosterstiftung zu Petersberg. Am 30. November 1156 ließ er sich hier als Mönch einkleiden. Viele vornehme Ministerialen sahen unter Thränen der schwermüthigen Feierlichkeit zu. Nach zwei Monaten seiner Einkleidung, am 5. Februar 1157, starb Markgraf Konrad im 69. Jahre seines Alters, und wurde in der Klosterkirche zu Petersberg an der Seite seiner voran-

gegangenen Gemalin Luitgard begraben. Fünf Söhne überlebten ihn. Unter diesen pflanzte der älteste, Otto, in der Markgrafschaft Meissen seinem Vater folgend, und, nach der großen Ausbeute der unter ihm entdeckten Silberbergwerke zu Freiberg, »der Reiche« genannt, den Hauptstamm fort.

Leuchtend und hochromantisch ist Konrad's Gestalt. Wie er, selbst unterliegend und gefangen, doch dem Ziele der Größe stets beharrlich nachringt; wie er hierauf, den Augenblick wahrnehmend, ungebeugt, des alten Muthes voll, aus seinem Kerker hervortritt, eine Herrschaft sich gründet, die, später zu Thronen und Landen ausgedehnt, nun schon über 700 Jahre in seinem Stamme sich forterbt; wie er, ein christlicher Held, dann in Damask gegen den Islam, im Obotritenlande gegen die Heiden für das Kreuz kämpft, und endlich, durch wachsende Größe nur demüthiger geworden, freiwillig das siegreiche Schwert im Tempel des Herrn niederlegt und im Mönchsgewande das glänzende und bewegte Leben beschließt, — gibt er ein schönes, ächt poetisches Bild deutsch-mittelalterlichen Fürsten- und Ritterthums.

(Das hier gegebene Porträt Konrad's von Wettin wurde, eben so wie das daneben hingestellte Heinrich's des Erlauchten, einem auf der öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen Prachtwerke entnommen, welches, auf den Befehl des Königs von Polen und Kurfürsten zu Sachsen, Friedrich August's I., nach möglichst authentischen Denkmalen angefertigt, die sämmtlichen Ahnen des sächsischen Hauses bis zur Theilung in zwei Linien, und von da in Albertinischer Reihenfolge bis zu dem genannten Gründer des Werkes, in trefflich ausgeführten, auf Pergament gemalten Bildnissen enthält.)

Heinrich der Erlauchte,

Markgraf zu Meissen, Landgraf in Thüringen.

Geboren 1218. Gestorben 1288.

Dieser Urenkel Konrad's von Wettin war einer der denkwürdigsten Fürsten seines Stammes. Nicht nur, daß er, durch Erwerbung Thüringens, der Macht seines Hauses die wichtigste Erweiterung gewährte und tief in den Zustand Deutschlands eingriff, fand zugleich das Ritterthum seiner Zeit, in Kampf, Gesang und Minne, an ihm einen der begeistertsten und glänzendsten Vertreter. Seine beiden älteren Brüder widmeten sich dem geistlichen Stande. Er selbst war, als sein Vater, Markgraf Dieterich (der Bedrängte), 1221 starb, erst drei Jahre alt. Viele erhoben Ansprüche auf das herrliche Meißner Erbe; selbst Heinrich's Mutter, Jutta, in zweiter Ehe mit dem Grafen Poppo von Henneberg vermält, hatte unredliche Absichten. Doch eben so kraftvoll als redlich, trat der unnatürlichen Mutter ihr eigener Bruder, der Landgraf Ludwig VI. (der Heilige) von Thüringen entgegen, und schützte das Erbe des Neffen. Frühzeitig trat Heinrich selbst die Regierung an, und sechszehn Jahre alt, vermälte er sich 1234 mit Constantia von Oesterreich, des letzten Babenbergers, Friedrich's des Streitbaren, Schwester. Den Namen des Erlauchten (Illustris) erwarb ihm sein Glanz und seine Macht; auch den Beinamen des »Hammers" führte er, von der Festigkeit seines Charakters und seiner schlagfertigen Entschlossenheit. 1237 fröhnte er seiner Kriegslust im Zuge gegen die heidnischen Preußen, und mit den beiden Brandenburger Markgrafen, Otto und Johann, fehdete er, nachdem der schiedsrichterliche Ausspruch zu seinen Gunsten gesprochen, um die Städte Köpenik und Mittelwalde, doch ohne diese behaupten zu können. Aber wichtiger, als diese nichts entscheidenden Kleinkämpfe, ward der Erbfolgekrieg um das schöne Thüringer Land. Durch den tragischen Ausgang des Heinrich Raspe, war 1247 der

Mannsstamm der regierenden landgräflichen Linie in Thüringen, das sogenannte Geschlecht der Ludewinger, ausgestorben. Der kinderlose Heinrich Raspe hatte, um Erbfolgestreit zu vermeiden, die Anwartschaft auf Thüringen dem Sohne seiner Halbschwester Jutta, Heinrich dem Erlauchten, bestimmt und schon 1242 die kaiserliche Bestätigung dieser Anwartschaft erwirkt. Auch standen dem Erlauchten Erbansprüche auf die thüringischen Allodialstücke zu, welche, neben einigen Gütern in Thüringen, in dem heutigen Hessen bestanden. Aber bald nach Heinrich Raspe's Tode hatte dessen hinterlassene Bruderstochter, Sophia — durch ihren Gemal, Herzog Heinrich V. von Brabant, Mutter eines Sohnes: Heinrich's des Kindes — sich nach Hessen begeben und dieses Allodialstück in Besitz genommen. Zu wenig unterstützt, um ihre vermeintlichen Ansprüche auch auf die ganze thüringische Erbfolge auszudehnen, schloß Sophia, innerlich widerstrebend, 1250 einen Interimsvergleich, zufolge dessen ihrem Sohne Hessen verbleiben, Heinrich dem Erlauchten aber ganz Thüringen — die Reichslehen sowohl, als die Allodialstücke — bis zu weiterer Entscheidung anheimfallen sollte. 1254 erhielt Letzterer zu Merseburg von dem deutschen Könige Wilhelm die Belehnung mit den neuen Ländern. Aber bald bereuete Sophia den getroffenen Vergleich. Sie warb den mächtigen und tapfern Herzog Albrecht von Braunschweig zum Bundesgenossen, der mit einem Heere in Thüringen einbrach. Der Krieg währte durch volle sieben Jahre; man trieb sich von Burg zu Burg, Festungen wurden genommen und wieder abgejagt, aufgebaut und geschleift; das Ganze gab ein buntes, blutig bewegtes Bild der Kampfweise des Mittelalters. Schon war Heinrich 1263 genöthigt, nach Meissen, und von da nach Böhmen zurückzuweichen; da fiel Albrecht, zu kühn vordringend, zwischen Halle und Wettin in einen Hinterhalt, den Heinrich's Söhne, Albrecht und Dietrich, und der treue Schenk Rudolf von Vargula gelegt, wurde verwundet und mit vielen Rittern und Knechten gefangen. Um den Preis des Friedens und mit schweren Opfern lösete er sich aus der Gefangenschaft. Dem Markgrafen Heinrich wurde der Besitz Thüringens und der Pfalzgrafschaft Sachsen unbedingt zugestanden; Sophien und ihrem Sohne fiel Hessen anheim. So kam Thüringen an Meissen, während Hessen sich von jenem Lande trennte und als ein neuer, selbstständiger Staat aufging.

Beinahe hätte zu der Erwerbung Thüringen's sich auch jene Oesterreich's gesellt. Dort herrschte seit dem blutigen Untergange des letzten Babenberger's, Herzog Friedrich's des Streitbaren (1246), Verwirrung

und Zwischenregiment. Die Ordnung zurückzuführen, hielten die österreichischen Edlen 1251 eine Zusammenkunft in Trübensee, um zur eigenmächtigen Wahl eines Fürsten zu schreiten. Der Beschluß der Versammlung fiel dahin aus: daß eine Gesandtschaft an den Markgrafen Heinrich von Meissen erlassen werden sollte, um sich einen seiner beiden, mit der babenbergischen Constantia erzeugten Söhne, Albrecht oder Dieterich, zum Landesfürsten zu erbitten. Eine Gesandtschaft wurde zu diesem Zwecke abgeschickt, ging jedoch, wahrscheinlich in Folge früherer Einverständnisse, in Prag, durch welche Stadt sie ihr Weg führte, ganz von dem ursprünglichen Auftrage ab, und bewirkte vielmehr die Erwählung des böhmischen Kronprinzen, Przemysl Ottokar's, zum Herzoge Oesterreich's. Heinrich, dem mächtigen Nebenbuhler nicht gewachsen und durch die thüringischen Händel von jener Angelegenheit abgezogen, ließ sich von Böhmen durch Abtretung der Stadt Sayda mit der Burg Birkenstein entschuldigen, und gab dafür alle Ansprüche an das babenbergische Erbe auf. Liebe zum Frieden, die ihn in seinen älteren Tagen bezeichnete, bewog ihn auf ähnliche Weise auch seine, durch die Verheiratung seines Sohnes Albrecht mit der Hohenstauffen'schen Margaretha, erworbenen Ansprüche auf Neapel und Sicilien, nicht weiter zu verfolgen.

Müde der ungetheilten Regierungslast, hatte er wahrscheinlich schon 1262 seine Länder unter seine beiden Söhne vertheilt, und nur die Lausitz nebst dem Lande von der Mulde nach Meissen, und von da an beiden Elbufern nach Dresden bis Böhmen hin, für sich behalten. Der übereilte Schritt strafte sich bitter. Seine Söhne fielen einander feindselig an, und der Vater, der sich selbst seines Einflusses beraubt hatte, vermochte nicht entscheidend einzuschreiten. Das unwürdige Benehmen seines älteren Sohnes, Albrecht's des Entarteten, dem er Thüringen anheimgegeben, trübte sein Alter. Er starb den 15. Februar 1288 zu Dresden, das er seit 1270 zu seiner Residenz erwählt hatte.

Heinrich war im vollsten Sinne ein Fürst und Ritter seiner Zeit. Den Räubereien trat er streng und kraftvoll entgegen, brach viele Burgen, und ließ 1276 nicht weniger als vier und dreißig Räuber, theils Adelige, theils aus dem gemeinen Volke, hinrichten. Auch hob er die meißnischen Bergwerke, umgab Leipzig mit Mauern und Gräben, stiftete die berühmten Klöster Seuselitz, Neuzell und Nimptsch, und zeigte sich gerecht und mild. Er liebte den Glanz und die Waffen. Zu Merseburg und Meissen hielt er prächtige Turniere; bei dem letzteren 1265 wurden mehrere Ritter

von Lanzen durchbohrt; viele der Zuschauer erstickten vor Staub und Hitze im schrecklichen Gedränge. Doch am berühmtesten ward ein ähnliches Ritterspiel, das er 1263 zu Nordhausen veranstaltete, und wo ein silberner Baum mit silbernen und goldenen Blättern aufgestellt war, von welchem jeder kämpfende Ritter, der die Lanze seines Gegners brach, ein silbernes, und wer den Gegner aus dem Sattel hob, ein goldenes Blatt erhielt. Auch ein Sänger war Heinrich, und die manessische Sammlung bewahrt noch ein Lied von ihm, das den zarten Sinn des starken Fürsten bezeugt.

Giovanni Boccaccio.

Geboren 1313. Gestorben 1375.

Der Gründer und das Prototyp der italienischen Poesie, Boccaccio, war der natürliche Sohn eines Florentiner Kaufmanns, dessen Familie von Certaldo, einem toscanischen Dorfe, stammte, daher Boccaccio sich auch „da Certaldo" nannte. Er selbst kam in Paris zur Welt. Seine Knabenjahre verlebte er in Florenz. Hier entzündete sich sein feuriger Geist an den Werken der Kunst und Dichtung, und Dante's großes Gestirn leuchtete tief in sein innerstes Leben. Die kaufmännische Laufbahn, die ihn sein Vater führen wollte, schlug er mit Nachlässigkeit und Widerwillen ein; dann gab er sie gänzlich auf. Ungern willigte sein Vater ein, und nur unter der Bedingung, mit dem Studium der Poesie und der Wissenschaften das nach seiner Ansicht praktischere und zuverlässigere des kanonischen Rechtes zu verbinden. Doch der begeisterte Jüngling war eben so wenig zur Jurisprudenz, wie zum Kaufmannsstande geboren, und nach sechsjähriger nutzloser Mühe entsagte er allen Brotstudien völlig, und widmete sich ausschließend der Dichtkunst und Philologie. Während seines Aufenthaltes zu Neapel, wo die klassischen Umgebungen und der Umgang mit angesehenen, gelehrten Männern wohlthätig auf seinen Geist einwirkten, sah er Maria, eine natürliche Tochter des kunstliebenden Königs Robert, erglühte in heißer Leidenschaft für sie, und fand, wie man

erzählt, Gegenliebe. Sie soll jene Fiammetta sein, welche er in seinen Dichtungen so vielfach feiert. Diese romantische Liebe; der ausgezeichnete Kreis, welchem er angehörte; die Aufmunterung, welche seinem Talente und seinen gesellschaftlichen Vorzügen begegneten; der Eindruck, den Virgil's Grabmahl auf ihn machte; die Nähe Petrarca's, des Allgefeierten, welcher der Dichterkrönung entgegenging — Alles dies wirkte mächtig auf Boccaccio's empfängliche Seele ein, und machte ihn zum Dichter und Forscher. Zum zweiten Male nach Neapel gelangend, fand er huldvolle Aufnahme bei der Königin Johanna. Ihr und seiner theuren Fiammetta huldigend, mag er seinen berühmten „Decamerone" verfaßt haben. Seines Vaters Tod gab ihm endlich die Wahl seiner Neigungen gänzlich frei; er ließ sich in Florenz nieder, und unterbrach fortan seine Studien nur durch Vergnügungen, zu welchen seine lebhafte Genußliebe ihn hinzog, wie durch einige ehrenvolle Sendungen, mit denen seine Mitbürger ihn betraueten. Ein schönes und unvergängliches Freundschaftsbündniß schloß er zu Padua mit Petrarca. Dieser war es, der ihm großmüthig half, als Boccaccio durch den Ankauf theurer Bücher und harmloses Hingeben an Vergnügen und Zerstreuung, sein mäßiges Vermögen erschöpft hatte; der sein Streben lenkte und regelte, und von dem Extreme eines dürren Asketismus, in welches der vorher oft zu genußsüchtige Boccaccio plötzlich zu verfallen drohte, ihn zum richtigen Maße zurückleitete. Hatte Boccaccio bisher nur in seiner Muttersprache und blos für die Unterhaltung geschrieben, so erwarb er sich in späterer Zeit auch das gegründete Anrecht auf den Namen eines Gelehrten; er verfaßte in lateinischer Sprache gelehrte und historische Werke, und verlegte sich mit ernstem Fleiße auf das Studium der griechischen Literatur und Dichtkunst, namentlich des Homer. Er ward in dieser Beziehung auch Lehrer und Aneiferer seiner Zeitgenossen, und half die eitle Scholastik durch klassisches Studium verdrängen. Als die Florentiner, den zürnenden Schatten ihres großen Mitbürgers Dante zu versöhnen, einen besonderen Lehrstuhl zur Erklärung der »divina Commedia« errichteten, erhielt Boccaccio, der eifrigste Bewunderer jenes hohen Meisters, diese neue Professur. Die rastlose Thätigkeit, die er sich dabei auferlegte, griff seine bereits geschwächte Gesundheit an, und die Nachricht von dem Tode seines Freundes, des edlen Petrarca, schlug ihn ganz danieder. Wenig über ein Jahr später, den 21. December 1375, folgte er ihm im Tode. — Boccaccio hat auf die Literatur Italiens mächtigen Einfluß geübt. Seiner Muttersprache, die damals noch heftig mit ihrem lateinischen

Ursprunge kämpfte, und in der Unfreiheit ihrer Formen denselben zur Schau trug, verhalf er zu Selbstständigkeit und Freiheit; er gab ihr Wohllaut, Rundung und Leichtigkeit, und vor ihm hatte noch keine italienische höhere Poesie bestanden. Seine gelehrten Werke zeigen von Fleiß, Forschungsgeist und Geschmack; seine Dichtungen von Anmuth, blühender Fantasie und unerschöpflicher Darstellungsgabe. Seine »Teseide,« das älteste italienische Epos, in welchem alte und neue Sitten bunt durch einander laufen, schrieb er in Ottaven, für deren Erfinder er angesehen wird. Aber vor allen begründete seinen Ruhm sein »Decamerone,« eine Sammlung von hundert Novellen, die durch sieben Damen und drei junge Männer, welche sich vor der Pest auf ein Landgut geflüchtet haben, an zehn auf einander folgenden Tagen erzählt werden. Die Mannigfaltigkeit, welche immer jung und neu aus diesem Werke quillt, das bunte Durchkreuzen von Ereignissen und Personen, Charakteren und Ständen, der Wechsel zwischen Frohsinn und Empfindsamkeit, haben dieses Buch — wozu er den Stoff zwar großentheils aus provençalischen Dichtern und französischen Fabliaux schöpfte, dessen ästhetische Gestaltung aber durchaus seiner Kunst angehört, zu einer wahren Fundgrube der Dichter aller Nationen, die Sprache zum Vorbilde der italienischen Prosaisten erhoben.



Francesco Petrarca.

Geboren 1304. Gestorben 1374.

Am Eingange der italienischen Literatur, neben dem ernsten, schweren Dante und dem heiteren, bisweilen frivolen Boccaccio, steht der klare, galant lächelnde, graziös weinende Petrarca. Sein Geburtsort war Arezzo in Toscana, wo er den 20. Juli 1304 die Welt begrüßte; sein eigentlicher Name Petracco. Nachdem er seinen ersten Unterricht zu Florenz und Pisa erhalten hatte, wanderte er mit seinem Vater, der als Anhänger der ghibellinischen Partei Italien verlassen mußte, nach Avignon, wo der päpstliche

Hof seinen Sitz aufgeschlagen hatte, und vollendete seine Schulstudien mit großem Eifer. Die Werke der alten Klassiker zogen ihn dergestalt an, daß sein Vater die Schwärmerei des Jünglings zu befürchten anfing und ihm seine Lieblinge, Cicero und Virgil, in's Feuer warf. Wohl oder übel, mußte sich Petrarca zum Studium des kanonischen Rechtes bequemen, hegte aber einen solchen Widerwillen gegen diese Fachwissenschaft, daß er sie sogleich nach dem Tode seines Vaters aufgab, und 1326 nach Avignon zurückkehrte, wo er von seinem Gönner Colonna als Geistlicher ohne Tonsur zum Dienste der Kirche befördert wurde, und, nach Art der Abbé's, die feineren Zirkel durch seinen Witz und seine zierlichen Manieren belebte. Nach seinem eigenen Geständnisse war er in seiner Jugend sehr eitel und für seinen Putz äußerst besorgt; darüber versäumte er aber keineswegs seine Studien, und suchte besonders in den schönen Wissenschaften und in der Moralphilosophie seine Kenntnisse zu erweitern. Von den angesehensten Männern wegen seiner Gelehrsamkeit geachtet, zugleich aber auch durch sein artiges Benehmen und gefälliges Aeußere ein Liebling der Damen, durchschwärmte er die Provence und Italien, ohne sich an einen bestimmten Ort fesseln zu lassen. Da griff ein Ereigniß tief und entscheidend in sein Leben ein. Am 6. April 1327 sah er, damals noch nicht drei und zwanzig Jahre alt, in der Kirche zu Avignon zum ersten Male Madonna Laura; eine gewaltige, gränzenlose Liebe bemächtigte sich seiner, und eröffnete in ihm fortan einen Quell der Lieder, der nie mehr versiegen sollte. Er liebte diese Dame, welche, eine Tochter des Audibert von Noves, Schöffen zu Avignon, und um 1307 dort geboren, sich 1325 mit Hugo von Sades, einem angesehenen und reichen Beamten zu Avignon, vermält hatte, aber, treu ihrer Pflicht als Gattin, ihrem Sänger nie einen Beweis unerlaubter Gunst gegeben zu haben scheint, mit aller Schwärmerei der Leidenschaft; aber er liebte sie nur als die schönste Erscheinung; ihre Gestalt wurde ihm die verkörperte Göttlichkeit, die er zu sehen, ihre Stimme die Engelsstimme, die er zu hören sich unablässig sehnte; seine Fantasie hatte ein Idol, sein Herz einen Ruhepunkt seiner Wünsche gefunden, und in diesem Zirkel von Träumen und Wünschen bewegte sich seine Liebe durch zwanzig Jahre, ohne daß er jemals Laura's Haus betrat. Von heftiger Liebe getrieben, durchreisete der Dichter Frankreich, Deutschland und die Niederlande, und suchte dann die Ruhe, welche er im Getümmel der Welt nicht gefunden hatte, in dem einsamen Vaucluse, von wo er nur selten Ausflüge zu seinen Freunden in Italien unternahm. Hier faßte er auch den Plan, eine

Geschichte Rom's zu schreiben, wurde aber durch die Helden des zweiten punischen Krieges so begeistert, daß er diese in einer, auf uns gekommenen Epopöe: »Africa,« die freilich kein Meisterstück geworden ist, besang. Dadurch begründete er hauptsächlich seinen Dichterruhm; denn Gedichte in der Vulgärsprache wurden von seinen Zeitgenossen noch nicht sehr geachtet. Am Ostertage 1341 wurde ihm auf dem Capitole der Dichterkranz feierlich aufgesetzt, und sein Ruhm stieg bald auf's Höchste. Auch Laura scheint ihn jetzt nicht mehr so grausam behandelt zu haben, da durch ihn auch ihr Ruf durch ganz Europa verbreitet worden war; aber durch mancherlei Leiden war ihre Schönheit fast ganz entschwunden. Doch des Dichters Liebe blieb sich gleich. Er sah sie zum letzten Male, bevor er 1347 seine Reise nach Italien antrat, in einer Gesellschaft, aus welcher er, stumm und bis zu Thränen gerührt, sich entfernte. Laura starb den 6. April 1348 an der Pest; ihr Tod schlug ihn zwar heftig danieder; aber sie sich als sterbend, todt oder selig zu denken, gab seiner Fantasie einen neuen Schwung, und er schwärmte für sie noch zehn Jahre, bis seine Flamme von selbst erlosch. Vielleicht ist kein Dichter irgend eines Jahrhunderts von seinen Zeitgenossen so allgemein verehrt, und im Genusse dieser seltenen Huldigung so wenig angefeindet worden, als Petrarca, wozu jedoch auch sein liebenswürdiger Charakter nicht wenig beigetragen zu haben scheint. Nur seine Vaterlandsliebe zog ihn einmal (1347) beinahe in's Verderben, als er sich an den patriotischen Revolutionsschwärmer Cola Rienzi, der die alte römische Republik wieder herstellen wollte, anschloß. Früh genug sah er jedoch seinen Irrthum und Rienzi's geringen Gehalt ein, um sich ungefährdet zurückziehen zu können. Fruchtlos blieben seine Bemühungen, den deutschen Kaiser zur Beruhigung seines, durch wilde Parteien zerrissenen Vaterlandes zu bewegen. Karl IV. und Heinrich VII. schätzten jedoch den gutmüthigen Dichter sehr hoch, und Ersterer ertheilte ihm den Titel eines **Comes Palatinus**. Glücklicher war Petrarca auf seinen literarischen Reisen in der Auffindung der Meisterwerke der alten Klassiker, die vorzüglich durch seine Bemühungen damals wieder an's Licht gezogen wurden. Er hatte eine kostbare Bibliothek gesammelt, die er später der Republik Venedig schenkte, und welche die Grundlage der berühmten Marcusbibliothek gewesen sein soll. Auch in seinen späteren Jahren konnte sich Petrarca an keinen ruhigen Aufenthalt gewöhnen; bald befand er sich zu Rom, bald zu Florenz, ohne jedoch eine Lehrerstelle an der dortigen neu errichteten Universität anzunehmen, bald zu



XLII





Venedig. Zuletzt hielt er sich auf seinem Landsitze Arqua bei Padua auf. Hier fand man ihn am Morgen des 8. Juli 1374 todt in seiner Bibliothek, mit der Stirn auf einem Buche ruhend. — Seinen Bemühungen danken die Wissenschaften viel, durch seinen Eifer wurde das Studium der alten Literatur wieder angeregt und fruchtbar gemacht, und er war eben so gut einer der berühmtesten Philosophen und Gelehrten seiner Zeit, als er insgemein für den berühmtesten Liebesdichter aller Zeiten gilt. Um seine Muttersprache erwarb er sich, besonders in rhythmischer Beziehung, große Verdienste; er reinigte sie von den Barbarismen und Härten, womit er sie vorgefunden hatte, und verlieh ihr Schmelz, Lieblichkeit und Wohllaut. Die Art seiner poetischen Liebe, wie er sie unermüdlich und etwas einförmig in seinen zahlreichen Leiden ausströmte, trägt freilich dieselbe Kokетterie und Aeußerlichkeit an sich, welche damals den Ritter wie den Sänger im Verhältnisse zur Dame seines Herzens zu bezeichnen pflegte. In ihrem Ursprunge nicht frei von sinnlichen Anlässen, hungerte diese Liebe, da sie keine äußere Nahrung fand, sich allmälig zur wesenlosen Idee aus, die, ihren Drang mit dem Namen Laura benennend, hierin zugleich einen Anhalt fand, die eigene Eitelkeit zu feiern und durch Mitgefühl und Interesse endlich auch den Ruhm und die Bewunderung zu gewinnen. Von der großen, göttlichen, theosophischen Liebe eines Dante hatte die Petrarca's keine Ahnung, und wenn Ersterer den Geist seiner Beatrice im Universum, ja in den übersinnlichen Gebieten des christlichen Himmels und seiner Mysterien wiederfindet, schwebt Laura's Geist für Petrarca nur an der Decke eleganter Salons, und höchstens über dem Terrain eines wohlgepflegten Parks und einer hübschen künstlichen Ruine, neben welcher des Dichters trauernde Gestalt in malerischer Stellung sich hinwerfen kann.

Volney.

Geboren 1757. Gestorben 1820.

Constantin François de Chasseboeuf, Graf Volney, wurde den 1. Februar 1757 zu Craon im jetzigen Departement Mayenne geboren, und kam 1773 nach Paris, um daselbst Medicin zu studiren; doch fühlte er sich hier mehr von der Philosophie der Encyklopädisten angezogen, und studirte daneben mit Eifer Geschichte und Sprachen. Eine Erbschaft setzte ihn 1783 in den Stand, einen längst gehegten Lieblingswunsch auszuführen, nämlich das Morgenland zu besuchen; er begab sich daher nach Aegypten, erlernte in einem koptischen Kloster das Arabische, und bereisete darauf bis 1787 Syrien und Aegypten, welche Reise er in seiner »Voyage en Syrie et en Egypte" beschrieb, und dadurch der späteren französischen Expedition nach Aegypten vermöge seiner Gründlichkeit einen guten Wegweiser gab. Nun lebte er in Corsica, wurde aber dort 1789 in die französische Nationalversammlung gewählt, und zeigte sich fortan als einen entschiedenen Anhänger der Revolution, schrieb sein berühmtes Werk: »Les ruines ou méditations sur les révolutions des empires," und lebte 1792 und 1793 wieder in Corsica. Als er von Neuem nach Paris als Deputirter zurückgekehrt war, und als solcher kräftig gegen das Benehmen der Schreckensmänner protestirte, während er sein Werk: »La loi naturelle ou catéchisme du citoyen français," herausgab, welches ganz das Moralsystem der Encyklopädisten predigt, wurde er gefangen gesetzt und erst nach Robespierre's Sturze wieder befreit. Hierauf ward er Professor an der Normalschule zu Paris, machte nach deren Auflösung eine Reise nach Nordamerika, deren Resultat sein »Tableau du climat et du sol des Etats-unis d'Amérique" war, kehrte 1798 nach Frankreich zurück, und wurde bei der neuen Constitution selbst zum zweiten Consul vorgeschlagen, erhielt aber dafür eine Senatorstelle, und ward auch Mitglied des Instituts von Frankreich. Zwar protestirte er gegen Napoleon's Thronbesteigung, verlangte die Zurückrufung der Bourbons, und legte seine Senatorstelle nieder; aber Napoleon nahm seine Entsagung

nicht an, und ernannte ihn später selbst zum Grafen und zum Commandeur der Ehrenlegion, obwohl er sich stets zu der Opposition hielt. Nach Napoleon's Abdankung erklärte er sich sogleich für die Bourbons, und wurde von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt, als welcher er den 25. April 1820 starb. — Volney war unstreitig einer der gründlichsten und scharfsinnigsten Gelehrten seiner Zeit, der aber durch seine ideologische Richtung auf mancherlei Irrthümer und Einseitigkeiten geführt wurde. Seine historischen und politischen Werke zeugen von tiefem Studium und großer Combinationsgabe; doch rechtfertigt der Mangel an ethischer Kraft in denselben die großen Lobsprüche nicht, die ihnen zu Theil geworden sind, und seine linguistischen Werke bauen zu sehr auf Hypothesen. Sein größtes Verdienst besteht in der genauen Entwickelung der Chronologie der alten Geschichte, besonders durch seine „Chronologie d'Hérodote" und »Recherches nouvelles sur l'histoire ancienne," in denen er mit großem Scharfsinne und nicht ohne Glück eine der schwierigsten Perioden zu beleuchten gesucht hat.



D. V. Baron von Denon.

Geboren 1747. Gestorben 1825.

Der berühmte französische Kunstkenner und Künstler, Dominique Vivant, Baron von Denon, am 4. Februar 1747 zu Chalons sur Saone in Burgund geboren, stammte aus einem altadeligen Geschlechte, und trat zuerst als Kammerpage in königlichen Dienst. Sein Geist, seine persönliche Liebenswürdigkeit hoben ihn schnell; er wurde zum Gesandtschafts-Secretär ernannt, und ging in dieser Eigenschaft mit Talleyrand nach Neapel, wo er als Chargé d'Affaires während der Abwesenheit des Gesandten ein glänzendes Talent und einen tiefen Verstand beurkundete. Höchstens erregte sein beißender Witz hin und wieder Anstoß; ein ähnlicher Anlaß nöthigte ihn, Neapel zu verlassen und nach Venedig zu gehen, wo er als angenehmer Gesellschafter in den bedeutendsten Häusern gern gesehen

wurde, und besonders bei der bekannten geistreichen Schriftstellerin, Signora Albrizzi, sehr in Gunst stand. Dabei vernachlässigte er keineswegs seine artistischen Studien, und übte sich sehr fleißig im Zeichnen. Die Revolution trieb ihn in sein Vaterland zurück, und, obschon am Hofe auferzogen, schloß er sich an die Jakobiner an, doch ohne ihre Grundsätze unbedingt zu theilen. Viele zum Tode bestimmte Opfer wurden durch seine Vermittelung und durch sein Geld heimlich gerettet. Während der Schreckenszeit, als die Häuser der Reichen ausgeplündert, und die Effecten versteigert wurden, legte er den Grund zu seinem so berühmt gewordenen Kunstkabinet, welches nach seinem Tode leider wieder zerstreut wurde. In Aegypten, wohin er den General Bonaparte begleitet hatte, führte er Schwert und Griffel mit gleicher Gewandtheit, und drang mit Desaix in das Innere des Landes vor. Die Resultate seiner Forschungen, welche in dem Werke: »Voyage dans la basse et la haute Egypte,« niedergelegt sind, und die vorzüglich gut gelungenen Kupfer erregten die Aufmerksamkeit und erhielten den Beifall der ganzen gebildeten Welt. Napoleon sagte, als es ihm vorgelegt wurde: »Ich habe Aegypten verloren, aber Denon hat es erobert.« Er schenkte dem Verfasser, welcher als Soldat, Reisender und Künstler eine ungewöhnliche Thätigkeit bewiesen hatte, sein volles Vertrauen, und ernannte ihn zum Director des Museums und der Münzen. Keine Medaille wurde unter der Kaiserherrschaft ohne Denon's Billigung geschlagen, daher sie auch alle einen vorzüglichen Kunstwerth haben. Die Säule, welche zum Andenken der Schlacht bei Austerlitz auf dem Vendomeplatze errichtet wurde, mußte nach seinem Plane und unter seiner Leitung gefertigt werden. Nach der Entthronung Napoleon's behielt Denon seine Stellen. Nach der zweiten Restauration aber wurde er, weil er während der hundert Tage zu viele Anhänglichkeit an seinen früheren Gebieter bewiesen hatte, abgesetzt, doch 1816 durch eine königliche Ordonnanz zum Mitgliede der französischen Akademie ernannt. Seitdem lebte er in stiller Zurückgezogenheit nur sich und seiner Kunst. Vor der Beendigung seiner Kunstgeschichte, an welcher er lange Jahre arbeitete, überraschte ihn am 28. April 1825 der Tod.

Rendschit Singh,

Fürst von Lahore.

Geboren 1782. Gestorben 1839.

Es war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, daß die religiös-politische Secte der Sikhs (d. i. Schüler oder Jünger) durch Nanakschah gestiftet wurde, der als Reformator Hindus und Moslimen unter die Fahnen seiner neuen Lehre vereinigte. Anfangs friedlichen Sinnes, nahmen die Bekenner des Nanakismus später, gleich jenen des Islams, einen kriegerischen und erobernden Charakter an; jeder Sikh ward zum Krieger; der Name Sikh wurde vertauscht mit Singh, so viel als Löwe. Die politische Unabhängigkeit der Sikhs, und zwar durch Vereinigung der vorher in viele kleine Staaten zersplitterten Nation zu Einem mächtigen Reiche, zu vollenden, war Rendschit Singh (Rundschit Singh, Ranjiet Singh, d. i. Siegerlöwe) berufen. Sein Vater, Maha Singh, einer der mächtigsten Sirdars der Sikhs, war der Sohn Tscheret Singh's, welcher sich von einem gemeinen Dharwih oder Wegelagerer, zum Sirdar eines Misuls (oder Districtes) aufgeschwungen hatte. Einer solchen Abstammung würdig, ermordete Maha Singh seine Mutter mit eigener Hand, bekriegte und plünderte seine Freunde. Sein Sohn Rendschit Singh, geboren den 2. November 1782, bei des Vaters Tode erst zehn Jahre alt, erbte die Verworfenheit, doch auch die List und Kühnheit seiner Väter. Schon als Kind durch die Pocken des linken Auges beraubt (daher er auch Kene, d. i. der Einäugige, hieß) und in seinen Zügen entstellt, wurde er von seiner Mutter, welche die Zügel der Regierung führte, gänzlich verwahrloset, wuchs ohne Erziehung und Unterricht auf, und hing jedem Gelüsten zügellos nach. Siebzehn Jahre alt, übernahm er die Regierung seines Sirdarthums, und seine erste Handlung war, wie es heißt, daß er, ihrer Vormundschaft müde, seine Mutter vergiften und ihren Buhlen, Luchu Singh, welcher ihr Minister gewesen war, umbringen ließ, oder zu beiden Unthaten wenigstens die Augen zudrückte. Obgleich er weder

lesen noch schreiben konnte, ersetzte er doch diesen Mangel ziemlich dadurch, daß er sich eine Fertigkeit in drei Sprachen erworben hatte. In seinen Kriegszügen war er, gleich im Beginne seiner Herrschaft, glücklich. Der Schah Siman, der Afghane, hatte bei einem unglücklichen Rückzuge, jenseits des Indus, zwölf Kanonen im Stiche gelassen, und Rendschit war erbötig, ihm diese auszuliefern, wenn er ihn mit Lahore, das unter drei schwache Sirdars vertheilt war, belehnen würde. Der Schah nahm dies willig an, und Rendschit erhielt im Jahre 1800 Lahore zu Lehen. Siman erhielt aber nur acht Kanonen zurück; die übrigen vier behielt Rendschit als Stamm seiner Artillerie. Mit List und Gewalt seinem Eroberungsgeiste fröhnend, machte er in einem Zeitraume weniger Jahre sich mehrere Sirdars seines Volkes unterwürfig, nahm, begünstigt von der Uneinigkeit unter den Afghanen, mehrere Plätze auch am westlichen Ufer des Indus, und vergrößerte seine Herrschaft immer mehr, so daß bald keine unabhängigen Misuls mehr in Pendschab bestanden. Seine rohen Indier bildete er, durch englische Ausreißer, zu regelmäßigen Truppen, und schuf nach und nach eine nicht unbedeutende Kriegsmacht. 1809 nahm er Amritsan, und bald darauf die Festung Kangra, erpreßte 1813, durch schnöden Mißbrauch des Gastrechts, von Schah Schudscha den weltberühmten Diamanten, genannt Kuhi Nur, d. i. Lichtberg, und außerdem noch schweres Lösegeld. In demselben Jahre nahm er die Festung Attock durch Verrath, und 1818 Multan mit Sturm, und nach wiederholten vergeblichen Feldzügen fiel 1819 auch Kaschmir in seine Hände, seine wichtigste Eroberung. Von da an nannte er sich Maharadscha (oberster, souverainer Herr) in Pendschab. Im Jahre 1823 hatte er das Glück, zwei europäische Offiziere, Allard und Ventura, zu erhalten, von denen der Eine seine Kavallerie, der Andere seine Infanterie nach europäischer Weise zu bilden übernahm. Doch nahm er beide Offiziere nicht eher in seine Dienste, als bis er sich überzeugt hatte, daß sie keine Engländer seien; denn nur zu wohl leuchtete dem scharfen Blicke des Despoten die Gefährlichkeit der englischen Nachbarschaft ein. Die Engländer dagegen sahen in ihm eine erwünschte Schutzmauer, die ihnen bedeutende Mühe und Kosten ersparte, begegneten ihm mit Freundlichkeit, welcher er jedoch nie völlig traute, und waren ihm sogar bei seinen Vergrößerungen im Westen des Indus nicht entgegen; nur südlich, in der Gegend der Mündungen des Indus, suchte man durch den Vertrag mit den Emirs von Sinde 1832 seinen Eroberungen einen Damm zu setzen. Rendschit hatte mehrmals mit den englischen

Gouverneurs persönliche Zusammenkünfte, und fand sich dadurch geehrt und geschmeichelt; aber ungeachtet dieser anscheinenden Freundschaft behielt er doch immer ein Mißtrauen gegen die Engländer. Seine bedeutendste Schlacht war 1836 die mit den Afghanen, wo jedoch das Glück seine Waffen verließ, und 15,000 seiner Sikhs durch wenige Tausend Afghanen zurückgetrieben wurden. Er überlebte diesen Schlag nur wenige Jahre; sein Tod erfolgte den 27. Juni 1839.

Rendschit's Aeußeres war unschön, ja abschreckend. Seine Einäugigkeit und seine durch Pockennarben zerrissenen Züge machten ihn, nach des Freiherrn von Hügel Schilderung, zu dem Häßlichsten, was je in Form eines menschlichen Wesens vorgekommen. Ein schwacher grauer Bart, mit wenigen dunklen Haaren vermischt, und nach dem Gebrauche der Sikh-Religion ungestutzt, reichte ihm eine Spanne unter das Kinn. Sein Kopf war groß für seine Gestalt, die, klein von Natur, noch durch Krankheit zusammengebeugt wurde; die Knochen unter den Schläfen waren breit, der Kopf fast viereckig, der Körper breitschulterig, doch Arme und Hände völlig ausgezehrt. Ein großes, braunes, unstätes Auge erforschte mißtrauisch die Gedanken Dessen, mit welchem er sprach, und seine immer gerade zum Ziele führenden Fragen waren kurz, und folgten sich rastlos. Obgleich er weder pendschabisch, noch hindostanisch, noch persisch — die gangbarsten Sprachen in seinem Reiche — lesen oder schreiben konnte, so hatten doch seine großen natürlichen Anlagen und seine langjährige Gewohnheit, in einem von diesen drei Idiomen abgefaßte Actenstücke sich vorlesen zu lassen, ferner seine ungemeine Aufmerksamkeit auf die kleinsten Einzelnheiten in den Geschäften, ihm die Leichtigkeit verliehen, dem Sinne jedes Vortrags zu folgen, und treffende, kurze und bündige Bescheide zu ertheilen. Ein Meister in der Verstellungskunst, verbarg er, unter der größten Offenheit und Vertraulichkeit im Umgange, schlau angelegte Plane, oft sogar treulosen Verrath. Im Treffen bewies er stets persönliche Tapferkeit und Geistesgegenwart, aber in seinen Kriegsplanen gab sich nichts Kühnes und Ritterliches kund, und er zog vielmehr List oder Bestechung jedem keckeren Wagnisse vor. Selbstisch, sinnlich und übermäßig, widersprach er den sorgfältig von ihm geübten Ceremonien seiner Religion durch schamlose und unverhüllte Ausschweifungen, und hatte durch unmäßigen Genuß von Opium seine Kraft und Gesundheit frühzeitig untergraben. Kleine Quantitäten von Mohnsaft und Weingeist, die er genoß, erhielten ihn beständig in Reiz und Munterkeit, schwächten ihn aber, und machten ihn auf sein

ganzes Leben siech. Nicht grausam von Natur, und daher auch, nach Anleitung seiner Religion, die Todesstrafe verbannend, ließ er es doch an Abschneiden von Nasen und Ohren, an Abhacken von Arm und Bein, nicht fehlen; seine Habsucht verleitete ihn zu stäten Gewaltthätigkeiten und Erpressungen. In seiner Jugend freigebig bis zur Verschwendung, wuchs mit zunehmendem Alter seine Leidenschaft, Schätze aufzuhäufen. Während seiner mehr als vierzigjährigen Regierung hat er doch Nichts zur Verbesserung des arg zerrütteten Zustandes seiner Länder gethan; denn, gleich Mohammed Ali, huldigte er einem verderblichen Monopolsysteme, und vermiethete seine Länder an Pächter, welche mit dem Leben und Eigenthume der Bevölkerung nach Willkür schalten durften.

Ibrahim Pascha.

Geboren 1789.

Der Name Ibrahim's ist in der Zeitgeschichte, sowohl in den neueren kriegerischen Ereignissen des Orients, wie in den diplomatischen Verhandlungen, oft genannt worden; die Erbschaft eines mächtigen Vasallenthums steht ihm in Aussicht, und doch schweben über seiner Person und seiner Herkunft noch viele ungelösete Fragen. Wissen wir doch nicht einmal: ist Ibrahim der leibliche Sohn Mohammed Ali's, oder ist er nur sein Adoptivsohn? Die letztere Meinung war lange die herrschende, doch ist sie nicht außer Zweifel gestellt, und die Angaben weichen im Einzelnen auffallend von einander ab. Einige wollen wissen, Mohammed Ali habe erst nach dem Tode seines zweiten Sohnes, Jussuf, im Jahre 1818 ihn adoptirt. Dagegen behauptet ein französischer Offizier vom Generalstabe des Marschalls Maison, aus Ibrahim's eigenem Munde zu wissen, daß Mohammed Ali mit seiner Mutter sich vermält, als er, Ibrahim, noch nicht drei Jahre alt gewesen. Endlich aber versichert Clot-Bey, der jenen Verhältnissen allerdings sehr nahe stand und daher glaubwürdig erscheint: Ibrahim sei 1789, zwei Jahre nach der Vermälung seines Vaters,

Mohammed Ali, zu Kavala geboren. Später nahm Ibrahim's Mutter Aergerniß an dem vertrauten Verhältnisse ihres Gemals zu einer ihrer Sklavinnen, und zog sich in stolzer Unzufriedenheit gänzlich von ihm zurück. Vergebens suchte Ibrahim eine Aussöhnung zu bewirken. Er ließ es dabei — ein Zug, der für seinen Charakter sehr bezeichnend wird — an keinem Zeichen der Ehrfurcht fehlen, womit im Morgenlande der Sohn der Mutter zu begegnen pflegt. Acht Tage hatte er im Harem geharrt, um den rechten Augenblick für sein Gesuch zu finden, und als sie, ohne seine Bitte zu erfüllen, ihn verließ, hatte er ihr den Fuß geküßt, die Einladung zum Niedersitzen abgelehnt, und über eine Stunde mit gekreuzten Armen vor ihr gestanden.

Ibrahim's Wirksamkeit lehnt sich entschieden an jene seines Vaters, Mohammed Ali, an, dessen Leben in diesem Werke (Band I., S. 278) bereits ausführlicher geschildert worden ist; daher dürfen wir uns hier auf eine bloße Skizze beschränken. Nach dem Tode des erwähnten Jussuf übernahm Ibrahim im Jahre 1818 die Anführung des ägyptischen Heeres, welches er im folgenden Jahre siegreich aus Syrien zurückführte. Seine Siege über die Wechabiten bewirkten seine Ernennung zum Pascha von Mekka und Medinah. Aber sein Zug nach Morea wird als der Pforte ungünstig angesehen, weil sein strenges, selbst grausames Verfahren die Griechen zum verzweifeltsten Widerstande brachte, und die verhängnißvolle Schlacht von Navarin herbeiführte, wo Ibrahim, ungeachtet der größten Tapferkeit, der europäischen Macht und Taktik unterlag, und Griechenland der Pforte verloren ging; seine Flotte wurde gänzlich zerstört. Als 1831 Mohammed Ali die europäischen Mächte mit sich selbst hinlänglich beschäftigt sah, richtete er seine Macht auf Syrien. Ibrahim wurde dahin beordert; er nahm Jaffa, Kaipha und Jerusalem ohne Widerstand, und zog gegen den Pascha Abdallah vor Akra, welches er am 25. Mai 1832 mit Sturm nahm. Inzwischen erfolgte im April die Kriegserklärung der Pforte. Mehemed Pascha rückte gegen Ibrahim; dieser schlug ihn am 9. Juli 1832 zu Homs vollständig, wie gleich darauf den Hussein Pascha zu Beylan. Einen glänzenden Sieg errang Ibrahim zu Konieh am 20. December 1832; dem gefangenen Redschid gab er seine Waffen zurück, und behandelte ihn mit aller Auszeichnung, die seiner Würde gebührte. Als die russischen Vermittler darauf anspielten, daß dieser Krieg gegen die Pforte den Charakter der Rebellion trage, erwiderte er lächelnd: »An der Spitze von 100,000 Mann ist man kein Rebell mehr.« Er schloß die Con-

vention von Kutajah mit dem türkischen Abgesandten Varennes, wodurch der Friede auf einige Zeit hergestellt, und mehrere syrische Länder, namentlich die dortigen Paschaliks, dem Pascha von Aegypten zugesichert wurden; das streitig gebliebene Adana wurde durch eine officielle Acte der Pforte an Ibrahim als Generalpachter (Mohassilik) übertragen. Mit dem Jahre 1839 begannen abermals kriegerische Bewegungen zwischen der Pforte und Aegypten, durch die immerwährenden Uneinigkeiten in Folge der Convention von Kutajah und den neuen Handelsvertrag mit England hervorgebracht. Die Türken rückten bis Bir vor, und Ibrahim, welcher Instruction von seinem Vater erwartete, zog sich nach Aleppo zurück; er drang auf einen Schlachtbefehl, rüstete, als er diesen erhalten, sich unverweilt zum Kampfe, und lieferte am 24. Juni die entscheidende Schlacht von Nesbi, wo der türkische Feldherr, Hafiz Pascha, gänzlich geschlagen wurde. Als die Großmächte endlich mit Waffengewalt gegen Mohammed Ali einschritten, litt Ibrahim's Heer durch Desertion, und am 10. October 1840 wurde Letzterer von den Türken, unter Selim Pascha, unweit Kalat Median geschlagen, und zog sich mit großem Verluste nach Malaka, bei Zahle, zurück. Hier erwartete er die aus den Engpässen des Taurus zurückweichenden Aegypter, die jedoch, auf dem Marsche von den Bergvölkern mehrmals angegriffen, nur in sehr geschwächtem Zustande eintrafen. Nach dem Falle der syrischen Plätze war er genöthigt, sich auf Damask zurückzuziehen. Hier fand ihn der Befehl seines Vaters, Syrien zu räumen und nach Aegypten zurückzukehren. Er gehorchte, und brach am 29. December 1840 mit seiner Armee aus Damask nach Aegypten auf. Auf diesem Marsche verlor er durch Desertion viele Offiziere und Truppen; auch litt er nicht nur durch die Angriffe der Bergvölker, Drusen, Kurden und Metualis, sondern auch durch Hitze und Wassermangel, große Verluste. Unbeschreiblich waren die Beschwerden dieses Rückzuges; Ibrahim's Haar war dabei gebleicht, seine Gesundheit heftig angegriffen. Gegenwärtig hat der Feldherr Aegyptens, der Sieger in so vielen Schlachten, sich dem, zum Frieden gewendeten Systeme seines Vaters angeschlossen; er läßt die Waffen ruhen, und beschäftigt sich vorzugsweise mit Ackerbau.

Ibrahim ist von mittlerer Größe, fest und gedrungen, die Brust breit, seine Bewegungen etwas brüsk, aber nicht ungelenk; auch besitzt er ungewöhnliche Körperstärke. Seine Züge sind regelmäßig, aber blatternarbig und hart, die Lippen etwas dick. Ein spärlicher, in's Graue spielender Bart umgibt das Kinn, starke Brauen überschatten das lebhafte Auge.

Sein Ausdruck ist hin und wieder gutmüthig, gemeinhin gleichgiltig und sorglos, nicht selten bitter, höhnisch, verächtlich, jeder Gefahr Trotz bietend. In seiner Lebensweise ist er höchst einfach, und, ein bei Morgenländern seltener Fall, dem Tabak abgeneigt. Doch hält er sehr auf conventionelle Rücksichten und die dem Orientalen angelernten äußeren Formen des Umgangs. Seiner Heftigkeit weiß er, wo es gilt, zu gebieten, und, bei aller Härte und Strenge seines Charakters, ist ihm eine gewisse rauhe Ritterlichkeit eigen, die sich besonders dem besiegten Feinde gegenüber häufig bemerkbar gemacht hat.

Joh. Amos Comenius.

Geboren 1592. Gestorben 1672.

Zu Comna, in Mähren, von geringen Eltern, wurde der berühmte Verbesserer des Schulwesens den 28. März 1592 geboren. Von jenem Orte nahm er auch den Namen an. Es befand sich dort nicht einmal eine Schule, und er hatte schon sein vierzehntes Jahr erreicht, als seine Eltern, der Secte der sogenannten mährischen Brüder angehörend, ihn auf die Schule zu Herborn, in Hessen, sendeten, wo er Latein und Griechisch nebst den übrigen Anfangsgründen höheren Wissens, endlich auch Philosophie und Gottesgelehrtheit erlernte. 1614 ward der kenntnißreiche junge Mann Rector der Schule zu Prerau, zwei Jahre später jener zu Fulnek. Hier erwarb er schnell eine beispiellose Berühmtheit als Pädagog, und allenthalben pries und bewunderte man die unerhörte Leichtigkeit und Geschicklichkeit, womit es ihm gelang, der Jugend in unverhältnißmäßig kurzer Zeit die Anfangsgründe der griechischen nnd lateinischen Sprache beizubringen. Furchtbare Zeitstürme vernichteten seinen stillen Frieden, und legten in ihm den Keim zu jenem Drange des Hasses und Widerspruchs, wie zu jenem Geiste mystischer Träumerei und Ueberspannung, wodurch er sein würdiges Bild selbst entstellt hat. Die Schlacht auf dem weißen Berge 1620 legte Fulnek in Asche, zerstörte die Schule, beraubte Comenius seiner Stellung

und Wirksamkeit, seines Vermögens, seiner Bücherschätze und seiner, unter Fleiß und Mühe hergestellten, eigenen Handschriften, und das bald darauf gegen alle protestantischen Prediger in Böhmen und Mähren ausgesprochene Verbannungsurtheil vollendete sein Mißgeschick. Seitdem grollte er bitter dem katholischen Glauben und dem Lande Oesterreich. Die begeisterte Anhänglichkeit an seine Heimat bewog ihn, sich eine Zeit lang dort zu verbergen; aber die Strenge, womit jene Vertreibung vollzogen wurde, gefährdete sogar sein Leben. Er floh nach Polen, erhielt in Lissa die Oberaufsicht über die dortige und über die umliegenden protestantischen Schulen überhaupt, und wurde zum Superintendenten der ganzen zahlreichen Versammlung der mährischen Brüder ernannt. Hier gab er auch sein trefflichstes philosophisches Werk: „Janua linguarum reserata," heraus, ein Werk, das sich einer Verbreitung zu rühmen hatte, wie kaum ein zweites, und, gleichsam als ein geistiges Gemeingut der Menschheit betrachtet, aus der lateinischen in die deutsche, ungarische, slavische, französische, italienische, englische, spanische, schwedische, dänische und holländische, ja sogar in die türkische, mongolische, arabische und persische Sprache übersetzt wurde. Von allen Seiten ergingen ehrenvolle Rufe an Comenius, überall wetteiferte man, den öffentlichen Unterricht in seine Hände zu legen. Schweden bemühte sich zuerst um ihn; aber die eben dort herrschenden schwankenden vormundschaftlichen und kriegerischen Verhältnisse flößten dem Manne, dem die wilden Gährungen der Zeit schon so vieles Wehe bereitet, gerechte Besorgniß ein. Nicht so wies er eine noch vortheilhaftere Einladung England's zurück, und ging 1641 nach London. Als aber auch hier den vor dem Zeitgeiste Fliehenden der Verfolger fand, und der Bürgerkrieg in England sich blutig aufrichtete, eilte Comenius in das beruhigte Schweden. Der Reichskanzler Axel Oxenstierna befahl ihm, zu Elbingen, in Preußen, eine Organisation der öffentlichen Unterrichtsanstalten für Schweden auszuarbeiten, und Comenius lösete seine Aufgabe zur Zufriedenheit der Staatsbehörden, wie der gelehrten Welt. Doch bald trieb es den ruhelosen Mann wieder hinaus in die Weite. Zuvörderst begab er sich zu dem Fürsten von Siebenbürgen, Sigmund Rakoczy, der ihm die Einrichtung aller, dem öffentlichen Unterrichte geweihten Institute, namentlich der Schule zu Patak, übertrug. Von da zog ihn sein böses Verhängniß wieder nach Lissa, wo er durch sein enthusiastisches Lob Gustav Adolf's die katholischen Polen dergestalt aufbrachte, daß sie den Ort noch einmal verbrannten, sein Besitzthum und seine Bibliothek abermals raubten.

So stieß ihn sein Geschick wiederum nackt und hülflos in die Welt hinaus. Umherirrend, verweilte er nach einander in Schlesien, in Brandenburg, Hamburg und Lothringen, bis sich zuletzt in Amsterdam ihm ein bleibendes Asyl, ein neues Feld ruhigen Wirkens und eine Quelle erneuten Wohlstandes öffnete. Aber verbittert und grollend, machte er seinem Hasse gegen das Papstthum und gegen das Haus Oesterreich durch grimme Prophezeiungen ihres nahen Unterganges Luft, die, durch die Ereignisse fortwährend Lügen gestraft, von ihm gleichwohl mit starrer Wahnzuversichtlichkeit wiederholt wurden. Auch sein religiöser Fanatismus verließ ihn bis zu seinem Lebensende nicht. Längere Zeit hatte er Gemeinschaft mit der berüchtigten Schwärmerin Bourignon, und Beide sahen einander für nichts Irdisches, sondern für Genossen seliger Geister, ihr Zusammenleben für eine himmlische Vereinigung an. So sank, durch gehässiges, eitles Grübeln und finsteres Träumen, dieser edle, kühne Geist, dem ursprünglich die Bestimmung eines Vorkämpfers für Licht und Wahrheit geworden zu sein schien, zum Schwärmer und Lügenpropheten herab. Ueber achtzig Jahre alt, starb er zu Naarden den 15. November 1672.

Anton Rafael Mengs.

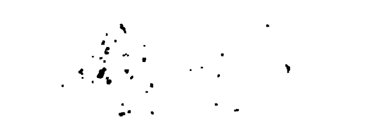
Geboren 1728. Gestorben 1779.

Einen Beweis, daß das ächte Talent nicht nur der Vernachlässigung, sondern auch, was vielleicht noch mehr, der übertriebenen, falschen und ermattenden äußeren Anspornung, eine innere untilgbare Kraft entgegensetze, die es weder im ersteren Falle sinken, noch im zweiten verlechzen läßt, liefert Rafael Mengs. Dänemark gehört er durch das väterliche Blut, Sachsen durch den mütterlichen Stamm, Böhmen durch seine Geburt an. Sein Vater, der Däne Ismael Mengs, war Hofmaler in Dresden, und als dieser mit seiner Gattin, Charlotte Bormann aus Dresden, eine Reise nach Böhmen unternahm, wurde ihm dort zu Aussig den 12. März 1728 jener Sohn geboren. Ismael war ein trockener, rauher Mann, der, tieferer

Einsicht in den geistigen Menschen fremd, auch Talent und Genius durch physischen Zwang erzeugen zu können meinte. Zu diesen thörigen Mitteln hegte er ein gewisses fatalistisches, eisernes Vertrauen; daher war er auch fest überzeugt, daß sein neugeborener Sohn dereinst ein großer Maler werden müsse, weil er, der Vater, es jetzt so wolle. Keines Zweifels gegen seine engherzige Methode fähig, sprach er schon damals aus, daß sein Knabe künftig in seiner Person die Vorzüge des Rafael Sanzio und des Antonio Allegri da Correggio vereinigen müsse, und ließ ihn daher getrost auf die Namen jener beiden großen Vorbilder: Anton Rafael, taufen. Schon in seinem sechsten Jahre mußte der arme Knabe beständig zeichnen, bei verschlossenen Thüren, um der Arbeit nicht entlaufen zu können, streng zugemessene Aufgaben fertigen. Kein Augenblick der Erholung war ihm gegönnt. 1741 führte Ismael den dreizehnjährigen Knaben mit sich nach Rom. Dort hätte dieser gern Alles auf einmal in sich aufgenommen. Aber der strenge Vater leitete ihn verständig von Einem zum Anderen. Zuerst führte er ihn vor die Meisterwerke der alten Sculptur; dann durfte der junge Mengs den Michel Angelo in der Sixtina copiren, und endlich nach Rafael ein Gleiches thun. Dann durfte er auch nach dem Nackten copiren, und im Zimmer des damals berühmten Benefiale studiren. Uebrigens verfuhr der Vater mit gewohnter einseitiger Strenge. Des Morgens führte er ihn nach dem Vatican, und bis zur Abenddämmerung, wo der Vater wieder kam, hatte der Sohn nichts als Brot und eine Flasche Wasser. Zu Hause wurden die Arbeiten und Studien scharf geprüft, und wenige Stunden waren der Nachtruhe gegönnt. Diese sklavische Erziehung zur Kunst war aber Ursache einer gewissen Schüchternheit im geselligen Leben, einer Unbeholfenheit, sich in die äußeren Verhältnisse zu fügen, und eines stäten Mißtrauens gegen sich und Andere, da er in der Mißachtung seiner Vortheile oft zu seinem Schaden sich hintergangen sah. — Nach drei Jahren nach Dresden zurückkehrend, erhielt der junge Mengs von dem Könige und Kurfürsten Friedrich August II. bereits ein Jahrgeld von 600 Thalern, nahm es aber nur unter der Bedingung an, nach dem, durch seine unvergleichlichen Kunstschätze ihm theuer gewordenen Rom zurückkehren zu dürfen. Dort begann, unter der Aufsicht des noch immer strengen Vaters, wieder das frühere unablässige Studium, das jedem Anderen, als einem Mengs, geisttödtend geworden sein würde. Er hatte bereits die Werke der berühmtesten Meister gesehen und zum Theil copirt. Den bisher in engen Gränzen der Prüfung und Nachahmung gefangen gehaltenen Geist drängte

es endlich, in eigener Composition seine schöpferische Kraft zu entfalten. Er beschloß, eine heilige Familie in der Weise Rafael's zu malen; aber die durch die väterliche Strenge eingeschüchterte Fantasie des Jünglings vermochte sich nicht aus eigener Macht zum Ideale einer heiligen Jungfrau zu erheben, und an einem würdigen Modelle fehlte es ihm. Da führte ihm der Zufall eine schöne und sittsame Jungfrau zu, die seinem Ideale ähnlich sah. Auf seine Bitten, sich von ihm malen zu lassen, erschien Margareta Quazzi mit ihren Eltern. Vor der Staffelei entzündete sich die Liebe in Beider Herzen; doch dem Protestanten weigerte sich Margaretens strenggläubiger Vater, seine Tochter zu geben. Der liebeglühende Jüngling hob dieses Hinderniß, indem er 1749 nebst seiner Schwester zur katholischen Kirche übertrat. Wie Margareta durch ihre Schönheit seiner jugendlichen Fantasie ihr Schaffen erleichtert hatte, so schmückte sie fortan sein Leben als treue Gefährtin, als Mutter von zwanzig Kindern, deren frohe Schaar bei seinem Tode jedoch auf sieben zusammengeschmolzen war. Der abgelaufene Urlaub rief ihn nach Dresden zurück. Dort zeigte er dem Könige seine schönsten Gemälde, und der bewundernde Monarch ernannte ihn nicht nur zum Hofmaler, mit 1600 Thalern Gehalt, sondern übertrug ihm auch für die neu erbaute katholische Kirche die Ausführung des Hauptaltarblattes, die Himmelfahrt Christi darstellend. Doch erst zwölf Jahre später ließen die Zeitumstände ihn dieses schöne Gemälde vollenden, in welchem er die kühne Idee ausführte, den göttlichen Vater selbst zu versichtlichen und in dem jugendlichen Kopfe mit dem greisen Barte das Sein von Ewigkeit her und die ewige Jugend des Schöpfers geistreich anzudeuten. Der siebenjährige Krieg entzog ihm seinen Gehalt vom Dresdener Hofe; eine ähnliche Stellung in Neapel wurde ihm durch Intriguen verleidet, und wieder zog es ihn nach Rom, der Stadt seines ersten Wirkens und seiner Jugendliebe. Da lud 1761 König Karl III. von Spanien ihn als Hofmaler mit 2000 Dublonen Gehalt nach Madrid ein. Auch dort ernteten seine Werke Bewunderung, und die Akademie, um welche er sich durch mehrfache Verbesserungen verdient machte, die leider nicht immer nach Gebühr gewürdigt wurden, verlieh ihm den Ehrentitel ihres Directors. Doch bald trübten auch hier Intriguen seinen Aufenthalt; übermäßiges Arbeiten und die Sehnsucht nach seiner in Rom befindlichen Familie, warfen ihn auf das Krankenlager. Er erhielt unter solchen Umständen 1770 die Erlaubniß, nach Rom zu reisen, kehrte jedoch, um den Aufträgen des Königs zu genügen, mit dem größeren Theile seiner Familie nach Madrid zurück, wo er

durch seine herrlichen Frescoarbeiten seinen Ruhm mehrte und seine Gesundheit untergrub, und erhielt, auf wiederholtes Bitten, von dem großmüthigen Monarchen endlich seine Entlassung, mit Zusicherung eines lebenslänglichen Gehaltes von 3000 spanischen Ducaten für sich und eben so viel für seine Töchter. Dagegen gab er dem Könige eine große Anzahl von werthvollen Gypsabgüssen nach antiken Bildwerken, von denen er jedoch das eine, und zwar das vollständigere und für die Kunstgeschichte wichtigere Exemplar für sich behielt, dasselbe, welches, später von seinen Erben dem sächsischen Hofe verkauft, noch jetzt in Dresden als »Mengs'sches Museum« seinen Namen feiert. 1777 kam Mengs wieder in seinem geliebten Rom an; doch schon im folgenden Jahre entriß ihm der Tod seine innigtheure Gattin. Der Gram verzehrte ihn, und nur in eifrig fortgesetzten Arbeiten fand er Trost und Ruhe, bis bald darauf ein Quacksalber, dem sich der kranke Meister anvertraute, die Auflösung dieses starken Lebens beschleunigte. Er starb den 29. Juni 1779 mit einer Gegenwart des Geistes, daß es schien, die Kräfte seiner Seele könnten sich nicht nach und nach verringern, sondern müßten alle in einem einzigen Momente erlöschen. Sein Monument steht an Rafael's Seite. — In seinen Werken rauscht zwar nicht der kühnste Flügelschlag des Genie's; aber ein beharrliches Aufstreben zum Schönen und Wahren, ein hochgebildeter Geschmack, ein sicherer Blick und ein edler, klarer Styl, verbunden mit großer technischer Vollendung, spricht sich in ihnen aus, und läßt ihn mit bewundernswürdiger Totalität die Hauptmerkmale der drei großen Vorbilder, Rafael, Correggio, Tizian, zusammenfassen, wenn er auch im Einzelnen keinen von ihnen erreicht. Was er außerdem auch als Schriftsteller für die Kunst geleistet, wäre allein hinreichend, ihm einen unvergänglichen Namen zu sichern.



XLIII



PIUS VII
SIXTUS V
BERNARDIN DE
ST PIERRE
DELILLE
EGMONT
ESSEX



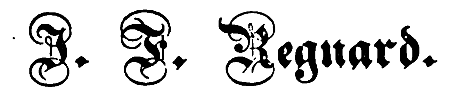
Pierre Corneille.

Geboren 1606. Gestorben 1684.

Der einzige unter den Dichtern, den die Franzosen den Großen nennen, wenn sie in seiner starren Hoheit auch im Ganzen ihn mehr fürchten, als lieben, — Pierre Corneille, erblickte das Licht den 6. Juni 1606 zu Rouen, machte sich in der Jesuitenschule seiner Vaterstadt mit der alten Literatur vertraut, und widmete sich später der Rechtswissenschaft, doch ohne sonderlichen Erfolg, da ein höheres, geistigeres Ziel dunkel vor seinen Augen schwebte. Ein Zufall deckte ihm seine wahre Bestimmung auf, und zwar durch ein galantes Abenteuer mit der Geliebten eines seiner Freunde, das sich ihm gleichsam unwillkürlich zum heiteren Gedicht gestaltete. So entstand 1629 sein erstes Theaterstück, das Lustspiel »Mélite,« welches ungeachtet seiner Mängel so großen Beifall erhielt, daß er ihm noch mehrere andere: „Clitandre," »la Veuve,« »la Galerie du Palais,« „la Suivante," „la Place royale," folgen ließ, welche freilich insgesammt den Stämpel des verdorbenen Zeitgeschmacks und der Unnatürlichkeit an sich tragen, aber doch schon hin und wieder durch geistreiche Verwickelung, Wahrheit des Gefühls und fließenden Dialog vor anderen gleichzeitigen dramatischen Productionen sich vortheilhaft auszeichnen. Mächtiger regte er die Schwingen in seinem ersten Trauerspiele: »Medea;« doch war dasselbe zu sehr dem Seneca nachgebildet und fast durchgehends nur schwülstige Declamation, indem er damals noch nicht mit sich selbst über den wahren Geist der Tragödie einig sein mochte. Indeß war sein Ruhm dadurch gegründet, und der Cardinal Richelieu nahm ihn unter seine Schützlinge auf. Weil jedoch Corneille's gradem Charakter die Demuth, welche er dem hohen Gönner gegenüber annehmen sollte, nicht behagte, so zog er sich bald wieder nach Rouen zurück, wo er auf Anrathen und mit Beihülfe seines Freundes Chalon die spanische Sprache zu erlernen und die Klassiker dieser Nation zu studiren begann. Die erste Frucht dieser Bemühung war die Tragikomödie: »Cid,« nach Guillen de Castro, welche einen

solchen Beifall erntete, wie kein anderes dramatisches Erzeugniß vor Corneille. Nur Richelieu, dessen Eitelkeit durch des Dichters Gleichgültigkeit gegen seine Gunst tief gekränkt worden war, suchte seine Schmeichler und die von ihm gestiftete Akademie zu einem Verdammungsurtheile zu bewegen; doch die gerechtere Stimme des Publikums trug den Sieg davon. Indessen waren alle Kritiker einstimmig der Ansicht, Corneille ermangle des schöpferischen Genie's, und sein Verdienst beruhe nur auf der glücklichen Nachbildung fremder Muster. Er widerlegte seine Gegner am triftigsten durch seinen »Horace,« worin Anlage, Situationen, Personen und Dialog den Charakter der Originalität an sich tragen. Eben so originell und mehr den Regeln der französischen Poetik entsprechend ist sein „Cinna," welcher gewöhnlich für das größte Meisterwerk des Dichters gehalten wird. Andere gestehen diese Ehre lieber dem christlichen Trauerspiele: »Polyeucte« zu, welches jedoch der innigen Begeisterung entbehrt. Die Lustspiele: „le Menteur" und „la suite du Menteur," sind spanischen Originalen nachgebildet, und die ersten gelungenen Intriguen- und Charakterstücke, welche auf der französischen Bühne erschienen. Das Trauerspiel: „Rodogune," welches Corneille selbst für sein vorzüglichstes hielt, schien den schwachen Nerven der damaligen Zuschauer etwas zu schrecklich. Seine späteren, zum Theil nach spanischen Mustern gearbeiteten Stücke, in welchen Manches auf die Spitze gestellt war, wurden mehr oder weniger gleichgültig aufgenommen; „Pertharite" fiel 1653 offenbar durch. Diese Kränkung veranlaßte den ernsten Corneille zu dem Entschlusse, nichts mehr für das Theater zu arbeiten. Von einem frommen Eifer ergriffen, brachte er das berühmte Buch des Thomas von Kempis: »von der Nachahmung Christi,« in französische Verse, welches in dieser Ausgabe mehr denn vierzig Auflagen erlebte. Von Fouquet beredet und von seinem Hange zum Theater verleitet, ward er jenem Vorsatze bald untreu, und dichtete den »Oedipe« und „Sertorius," und da diese einigen Beifall erhielten, noch »Sophonisbe," „Othon," „Agesilas" und „Attila." Doch in ihnen wehte nicht mehr die alte Kraft; man fand sie steif, trocken und frostig, sie erregten wenig Aufsehen, und die Kritik warf sich mit herber Strenge ihnen entgegen. Einen jüngeren Abgott trug die Gunst der Menge empor: Racine. Gealtert und mißmuthig, trotzte er fortdichtend den Widerwärtigkeiten der Gegenwart; „Pulchérie" und „Suréna" waren seine letzten Arbeiten. Er starb am 1. October 1684 als ältestes Mitglied der französischen Akademie, in welche er 1647 aufgenommen worden war. Voltaire bezahlte

später an einer Urenkelin des Dichters die Schuld der Nation, und Rouen, Corneille's Vaterstadt, ehrte ihn neuerdings durch ein Denkmal. — Corneille's Persönlichkeit war nichts weniger als anziehend; steif kalt, wortarm und wortverlegen im Umgange, ließ er durchaus nicht den größten Dichter seiner Zeit in sich vermuthen; doch war sein moralischer Charakter ohne Tadel. Als dramatischer Dichter hätte er bei weitem mehr geleistet, als wirklich geschehen, wäre er von dem Vorurtheile seiner Zeitgenossen, welche nur das nach aristotelischen Regeln Geformte als wahrhaft schön und klassisch anerkannten, frei geblieben. Sein Genie zog ihn zwar zum Romantischen und zum spanischen Theater hin; da er aber ein zu großes Hinderniß in dem Zeitgeschmacke fand, dieses geltend zu machen, so warf er sich auf die römische Geschichte, und wählte den starren Patriotismus der älteren, und die ehrgeizige Politik und Herrschsucht der späteren Römer zum Gegenstande seiner Darstellungen, und auf diese Art entstand jenes halb antike und halb romantische Zwitterwesen, welches die Franzosen als Muster der dramatischen Poesie zu bewundern gewöhnt wurden, und womit sie lange auch andere Nationen, namentlich die Deutschen der Gottsched'schen Periode, blendeten und irre führten. Die antiken Helden in Corneille's Trauerspielen sind Hofcavaliere des 17. Jahrhunderts mit griechischen und lateinischen Namen. Die Empfindungen und Leidenschaften gehen fast immer nur einen streng abgemessenen Schritt; das Gefühl der Liebe ist nirgends in seiner Wahrheit geschildert, es hat nichts Edles, nichts Rührendes, und ist ohne Tiefe, wie die Zeit Ludwig's XIV. An die Stelle der Empfindung tritt nur zu oft leere Declamation. Die Anlage der Stücke ist nicht selten schwach; die Situationen oft unnatürlich. Das Große und Erhabene gelingt dem Dichter, sobald es nicht in Schwulst oder Härte ausartet, am besten.



Geboren 1653. Gestorben 1709.

Das Leben dieses zweiten Lustspieldichters ist selbst ein Lustspiel, kurz, voll leichter Intriguen, schnellgetrockneter Thränen, komischer Schicksalslaunen und galanter Abenteuerlichkeiten. Jean François Regnard wurde

den 8. Februar 1655 in Paris von wohlhabenden Eltern geboren. Die Welt, die sich ihm so heiter zeigte, wollte er frühzeitig sehen; bald nach Beendigung seiner Studien ging er daher nach Italien, machte hier einen Bund mit der Glücksgöttin, und vermehrte sein ererbtes bedeutendes Vermögen — am Spieltische. Auf einer zweiten Reise nach diesem Lande lernte er eine schöne Provençalin kennen, verliebte sich in sie, und begleitete sie und ihren Gatten nach Toulon. Damit es dem scherzenden Lustspiele seines Lebens nicht an leichten Schatten fehle, wurde er auf dieser Reise mit allen seinen Gefährten von algierischen Seeräubern gekapert und nach Konstantinopel gebracht. Der Humor seines Schicksals führte ihn nun als Sklaven zu einem reichen Muselman, der zu Regnard's Glücke ein großer Feinschmecker und von ihm mit leckeren Gerichten, in deren Bereitung der lustige Christensklave sehr erfahren war, gewonnen wurde. Als jedoch der Gebieter inne ward, daß sein Sklave, nebst den Kochtöpfen, auch die schönen Frauen des Hauses mit zu großer Aufmerksamkeit mustere, verwandelte sich seine Gunst in Haß und Rache. Eine tragische Katastrophe drohte hereinzubrechen; Regnard sollte entweder ein Muselman werden, oder den Scheiterhaufen besteigen. Doch, treu den Gesetzen des Lustspiels, erfolgte genau im Momente der größten Verwickelung die glückliche Lösung. Das Lösegeld für Regnard kam an, sein erzürnter Herr ließ sich durch Gold besänftigen; Regnard kaufte sogar seine schöne Provençalin los, ließ aber deren Gatten klüglich als Sklaven in Algier zurück, und kam frei und froh in Paris an. Nach Beseitigung der Hauptgefahr folgten, als nöthige Abwechselung, nur noch komische Neckereien des Schicksals. Er hatte in Paris bereits Anstalten gemacht, sich mit seiner Provençalin, auf die Nachricht von dem Tode ihres Gatten, zu verbinden, als plötzlich der Todtgeglaubte ankam, und die Hochzeit des Pärchens vereitelte. Mißmuthig hierüber, begab sich der Ex-Bräutigam auf Reisen nach Holland, Dänemark, Schweden, Lappland, Polen und Deutschland, und kaufte sich nach seiner Rückkehr die einträgliche Stelle eines Lieutenant des eaux et forêts et des chasses de la forêt de Dourdan. Seine treffliche Tafel zog bald eine Schaar launiger und geistreicher Schmarotzer in sein Haus, welches jedem lustigen Gesellen offen stand. In den Stunden, welche ihm die Freuden des Lebens übrig ließen, verfaßte er die Beschreibung seiner Reisen und dichtete seine trefflichen, von Frohsinn überschäumenden Lustspiele. Er lebte abwechselnd zu Paris und auf seinem Rittersitze Grillon bei Dourdan, wo er, damit auch seinem Tode, so wenig wie seinem Leben,

das tragikomische Element fehle, an den Folgen einer zu starken Arzenei, die der alternde Gourmand gegen Unverdaulichkeit genommen hatte, den 4. September 1709 starb, ähnlich dem trinklustigen Anakreon, den eine Weinbeere erstickte. Regnard's Lustspiele, von welchen »le Joueur,“ „le Distrait“ und »le Legataire universel,“ die bedeutendsten sind, müssen als Charakter- und Intriguenstücke zugleich gelten; sie sind fast in jedem Zuge voll Witz und Laune, wahrhaft komisch, oft burlesk (aber nie gemein), jovialisch und natürlich. Molière schwebte ihm oft als Muster vor, ohne daß er ein Nachahmer desselben zu nennen ist. Seine Diction ist fein und correct, die ihm eigene Leichtigkeit des Dialoges fast unübertrefflich. Voltaire sagte von diesen Lustspielen: »Wem Regnard nicht gefällt, der ist nicht werth, Molière zu bewundern.“



Pius VII.

Geboren 1742. Gestorben 1823.

Dieser, durch seinen Charakter, seine Schicksale und sein vielfaches Eingreifen in die neueren Zeitverhältnisse denkwürdige Papst hieß ursprünglich Gregor Barnabas, und stammte aus dem gräflichen Hause der Chiaramonti. Zu Cesena den 14. August 1742 geboren, trat er als sechszehnjähriger Jüngling in den Benedictiner-Orden, lehrte später mit Erfolg in Parma Philosophie und in Rom Theologie, und wurde 1782 von Pius VI. zum Abte des Klosters St. Anselm zu Rom, bald darauf zum Bischofe von Tivoli, und 1785 zum Cardinal und zum Bischofe von Imola erhoben. Bei jedem entscheidenden Anlasse zeigte sich, daß er mit innerer Consequenz doch eine geschickte Nachgiebigkeit gegen die Zeitumstände und den Drang des Augenblicks zu vereinigen wußte und vorübergehend aufgab, um dauernd zu behaupten; ein Charakterzug, der sein kirchliches und politisches Wirken, wie sein ganzes Leben bezeichnet. So bewährte er, seit er in seiner neuen Würde durch den Frieden zu Tolentino Bürger der cisalpinischen Republik geworden war, bei scheinbarer Nachgiebigkeit gegen die Franzosen einen klugen und standhaften Sinn, und that in seiner Weih-

nachtspredigt die Vereinbarkeit der Demokratie mit dem Christenthume dar. Auf solche Weise bei den Franzosen beliebt geworden, erhielt er im März 1800 die dreifache Krone, und wenn er auf einer Seite sich zu den strengsten Grundsätzen des Papstthums bekannte, die Philosophie als Ursache alles bisherigen Unglücks anklagte, so gab er auf der anderen zugleich das Bild eines weisen Regenten, steuerte durch zweckdienliche Maßregeln der Unordnung im Kirchenstaate, belebte die Industrie und den Verkehr, und erleichterte durch Sparsamkeit und Beschränkung seiner eigenen Bedürfnisse die Lasten des Volkes. Die Verhältnisse mit Frankreich schienen sich bessern zu wollen. Weil Bonaparte, als erster Consul, zur Befestigung der neuen Regierungsform die Herstellung der inneren Kircheneinheit und der katholischen Religion beschloß, so erhielt Pius im Frieden zu Luneville den größeren Theil des Kirchenstaates zurück, und am 15. Juli 1801 kam zwischen ihm und der französischen Regierung ein Concordat zu Stande, welches dem römischen Stuhle seine alten Suprematsrechte über die französisch-katholische Kirche wieder einräumte; 1803 folgte ein ähnliches Concordat mit der italienischen Republik. Gleichzeitig sah aber der Papst seinen Einfluß in Deutschland durch die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer und Stifter sehr geschwächt. 1804 von Napoleon zur Vollziehung der Salbung und Kaiserkrönung nach Paris eingeladen, reisete Pius, wider den Rath des Cardinal-Collegiums und den Wunsch des römischen Volkes, dahin ab, hoffend, dadurch Vortheile für den päpstlichen Stuhl zu erlangen, fand sich aber in allen seinen Erwartungen getäuscht, verließ nach viermonatlichem Aufenthalte Paris wieder, und kehrte am 16. Mai 1805 nach Rom zurück, wo jetzt die allgemeine Stimmung sich nicht günstig für ihn aussprach. Neue, größere Prüfungen erwarteten ihn. Auf seine Verweigerung des Beitritts zum Continentalsysteme und der Einführung des Napoleonischen Gesetzbuches, ließ der Kaiser im Februar 1808 den Kirchenstaat besetzen. Vergebens protestirte Pius gegen solche Gewaltthat; vergebens erklärte er in einem Breve an den Kaiser, wie er, ungeschreckt durch irdische Gewalt, seine letzte Zuflucht zu den geistlichen Waffen nehmen würde. Fortwährend mußte er und seine Umgebung die gröbsten Mißhandlungen erfahren; unausgesetzt wurde er, selbst im Innern seiner Gemächer, durch Gewaltthätigkeiten beunruhigt. Französische Soldaten drangen in den Palast des Papstes, und entwaffneten seine Leibwache; die Cardinäle wurden in die Länder verwiesen, wo sie geboren waren, weil sie Unterthanen der dort regierenden Fürsten seien,

und durch ein kaiserliches Decret die Provinzen des Kirchenstaates: Urbino, Ancona, Macerata und Camerino dem Königreiche Italien einverleibt. Endlich, am 17. Mai 1809, erließ Napoleon von Wien aus jenes berüchtigte Decret, welches aussprach, daß der ganze Kirchenstaat mit dem französischen Reiche vereinigt werden, und die weltliche Macht des Papstes ein Ende haben solle; daß der Kaiser dadurch nur zurücknehme, was sein Vorfahr, Karl der Große, einst dem römischen Bischofe als bloßes Lehen geschenkt habe; daß übrigens der Papst seine geistliche Macht behalten, zwei Millionen Franken jährlicher Einkünfte, einige Paläste im französischen Reiche haben, und, in Ansehung seiner Einkünfte und Besitzungen, von jeder Auflage und Jurisdiction frei sein solle. Pius verwarf jeden Gehalt als Schimpf, und sprach den Bann über Napoleon und Alle aus, die sich am Erbe des heiligen Petrus vergriffen. Darauf erfolgte seine Verhaftung und Deportation nach Savona, wo er, den Bitten, wie den Drohungen des Kaisers eine unerschütterliche Festigkeit entgegensetzend, als unfrei und des Rathes der Cardinäle beraubt, die Bestätigung aller von Jenem ernannten Bischöfe verweigerte. Vor Antritt des russischen Feldzuges befahl Napoleon, den Papst nach Fontainebleau zu bringen, unter dem Vorgeben, daß in der Nähe von Savona sich ein englisches Schiff habe blicken lassen, dessen Absicht Entführung des Papstes sei. Hier nöthigte ihm Napoleon am 25. Januar 1813 ein Concordat ab, worin Pius sich zur Bestätigung der von Jenem ernannten Bischöfe verpflichtete, welches er aber, da es nur im Entwurfe vorhanden war, und von Napoleon wider die Abrede zu früh bekannt gemacht wurde, nicht öffentlich anerkannte, und nach dem Rathe der Cardinäle zurücknahm. Napoleon's Sturz machte ihn endlich frei, und am 24. Mai 1814 zog er unter dem Jubel des Volkes wieder in Rom ein. Der Wiener Congreß garantirte ihm die neue Besitznahme des Kirchenstaates, mit Ausnahme eines schmalen Landstriches am Po. Pius that sofort energische, zum Theil strenge Schritte, um das Ansehen der Kirche, die Macht des Papstthums herzustellen, wenn er hierbei auch auf mancherlei Hemmnisse in den Zeitverhältnissen stieß.

Er soll sogar mit dem, nicht zur Ausführung gediehenen Plane umgegangen sein, daß der Papst, durch einen Vertrag mit allen protestantischen Fürsten, von Diesen als das Oberhaupt aller verschiedenen christlichen Confessionen anerkannt werde, dem die Pflicht obliege, darüber zu wachen, daß die Geistlichkeit jeder Confession nicht von den Lehren abweiche, die zur Zeit der Reformation von den verschiedenen Reformatoren als Grundpfeiler

ihrer Lehre und ihres Glaubens festgesetzt worden; indem nur dann, wenn der Papst als Aufrechthalter der verschiedenen Confessionen anerkannt würde, alle Religionsstreitigkeiten aufhören könnten.

Die innere Verwaltung des Kirchenstaates betreffend, so gab Pius demselben schon am 6. Juli eine neue Verfassung; nach Kräften steuerte er dem Mangel, der Verwirrung und Unruhe, schränkte Alles möglichst ein, was zum äußeren Glanze der bischöflichen Würde gehörte, beförderte dagegen den Glanz der Künste und verwendete, so viel er nur konnte, für mildthätige Zwecke, ohne dem Nepotismus die geringsten Rechte einzuräumen; denn die Mitglieder seiner Familie blieben arm, und lebten in glanzloser Einfachheit, wie er selbst. Pius starb an einem Schenkelbruche den 20. August 1823, nach zurückgelegtem 81. Lebensjahre, im 24. seiner Regierung. Er war rein in seinem Lebenswandel, staatskluger Fürst und gelehrter Theolog, erreichte durch Kraft und Umsicht Viel für die Wiederherstellung des Gebäudes der Hierarchie, und erwarb sich durch seine Seelengröße und Standhaftigkeit im Unglück, durch seine Entschlossenheit und Festigkeit, die er dem französischen Machthaber bewies, die Achtung und Bewunderung selbst der Gegner.

Sixtus V.

Geboren 1521. Gestorben 1590.

Nur skizzenhaft läßt sich das reichgestaltete Leben und Wirken dieses weisen und kraftvollen Kirchen-Oberhauptes in den kleinen Raum bannen, der uns hier zu Gebote steht. Von armen und niedrigen Eltern den 12. December 1521 zu Grotte a Mare, unweit des Städtchens Montalto in der Mark Ancona geboren, hütete Felix Peretti als Knabe die Schafe. Ein verwandter Franciscaner-Mönch, den frommen Sinn und den aufstrebenden Geist des kleinen Hirten wahrnehmend, führte ihn von der Herde hinweg in ein Kloster. Die Bahn war gebrochen. In den Schulen des Franciscaner-Ordens zu Montalto, Pesaro, Fermo, Bologna u. s. w. machte Felix bald solche Fortschritte, daß er 1544 schon selbst das canonische

Recht zu Rimini, und 1546 zu Siena lehrte, und zwei Jahre später Priester, Doctor der Theologie und Regent der Klosterschule in dieser Stadt ward. Wieder drei Jahre vergingen, und er glänzte in Rom, dem Mittelpunkte geistlicher Wissenschaft, als Dialektiker und Prediger, wie durch fromme Werke und Schriften, obwohl sein heftiges, leicht zum Widerspruche gereiztes Wesen ihm auch manche Gegner erweckte. Rasch führten ihn Verdienst und Glück weiter und höher. Im Jahre 1556 ward er zu Venedig Vorsteher der Franciscanerschule, und bald darauf General-Inquisitor, 1560 in Rom Consultor des heiligen Officiums, Professor an der Universität und General-Procurator, 1566 General-Vicar des Franciscaner-Ordens, Bischof von S. Agata de' Goti und päpstlicher Beichtvater, und 1570 stieg er in die Reihe der Cardinäle. Als solcher nannte er sich Montalto, und, von nun an das höchste Ziel unausgesetzt im Auge, doch klüglich dieses Streben verbergend, beugte er seine frühere Heftigkeit und Strenge zur Sanftmuth und Milde. Man hielt ihn, dem Anscheine gemäß, für altersschwach, krank, gleichgültig, und darum leicht zu lenken, und er hütete sich wohl, durch Mienen oder Handlungen diesem Wahne zu widersprechen, indem er sich auf gelehrte Arbeiten, wohlthätige Werke und fromme Stiftungen beschränkte. So kam es, daß er, nach Gregor's XIII. Tode einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt, am 27. April 1585 unter dem Namen Sixtus V. den päpstlichen Stuhl bestieg. Jetzt, wo die hohe Bestimmung erreicht war, für welche er sich berufen wußte, fiel, wie durch ein Wunder, die frühere körperliche Schwäche von dem vierundsechzigjährigen Greise ab; noch in der Wahlkapelle warf er den Stab von sich, der ihm bisher als Stütze gedient hatte, und stand, zum Erstaunen Aller, da in der Kraft und Hoheit des Herrschers. Sofort war seine nächste Sorge, die Herstellung eines festen Rechtszustandes, wobei er mit unerbittlicher, vielleicht bisweilen übertriebener Strenge verfuhr, nachlässige Richter entsetzte, Vergehen wider öffentliche Zucht und Sicherheit mit dem Tode bestrafte, und vorzüglich dem ruchlosen Treiben der Banditen zu steuern suchte. Dagegen unterstützte er die Armen und Unterdrückten edelmüthig und mit Selbstaufopferung; während er, gegen sich nicht minder streng, wie gegen Andere, die Kosten seiner Hofhaltung auf das Nothdürftigste beschränkte. Zwar war er freigebig gegen seine Verwandten und ehemaligen Gönner, aber dennoch brachte er durch weise Sparsamkeit es dahin, daß er dem Staate einen Schatz von fünf Millionen Scudi hinterlassen konnte, was um so mehr zu bewundern,

da durch die Reformation der römischen Kirche so viele Quellen versiegt waren, und Sixtus überdies die Riesenwerke des Alterthums aus ihren Trümmern zog, und mit großem Kostenaufwande nicht unwürdige Bauwerke neben sie stellte. Das schönste und prächtigste seiner Werke, das er zum Vortheile Rom's aufführen ließ, war die nach ihm benannte große Wasserleitung (acqua Felice); außerdem rühren von ihm her: der Palast im Lateran, das Hospital an der Tiber, die Kuppel der Peterskirche, der große Obelisk vor dem Hauptplatze derselben Kirche. Auf die Säule Trajan's ließ er den Apostel Petrus, eine Statue von vergoldetem Kupfer, und auf die Säule des Marc-Aurel den Apostel Paulus setzen. Viel that er auch für die vaticanische Bibliothek, welcher er ihre Größe gab, indem er eine Menge Bücher ankaufen ließ. Auch ließ er eine Ausgabe der Septuaginta und der Vulgata besorgen, und gründete eine Universität zu Fermo, das Collegium des heiligen Buonaventura zu Rom, und das Collegium Montalto zu Bologna. Zugleich sorgte er für Belebung der Industrie durch Gründung von Seiden- und Wollen-Manufacturen, und durch Aufhebung lästiger Zölle. Nicht minder große Thätigkeit entwickelte er in den Regierungs- und Kirchen-Angelegenheiten, und vertheilte die Curialgeschäfte unter fünfzehn Congregationen der Cardinäle, deren Zahl er auf siebzig festsetzte. Endlich nahm er auch an den politischen Angelegenheiten seiner Zeit lebendigen Antheil, und wußte als Kirchenoberhaupt den Fürsten Ehrfurcht abzugewinnen. Ueber den König Heinrich von Navarra und dessen Bruder, den Prinzen von Condé, sprach er den Bann; Heinrich III. mußte sich, nach Ermordung des Herzogs von Guise und des Cardinals von Lothringen, vor dem Papste demüthigen, und dem Bannstrahle entging er nur durch schnellen, gewaltsamen Tod. Dagegen erkannte Sixtus dessen Nachfolger, Heinrich IV., an, und ließ sich nicht durch Philipp II. von Spanien, dem er als Herr über Neapel entgegen war, zu einer neuen Bannbulle gegen Jenen bewegen. Die Königin Elisabeth von England aber, welche er achtete, belegte er nur zum Scheine, und weil Philipp II. darauf drang, mit dem Banne, ohne die Annahme der Bulle zu begehren. Sein Vorhaben, die Stadt Genf durch den Herzog von Savoyen angreifen und durch die Eroberung derselben die Hauptstützen der calvinischen Lehre aus diesem Mittelpuncte vertreiben zu lassen, scheiterte, eben so sein Plan zur Eroberung Rußlands durch den tapferen Polenkönig Stephan Báthory. Noch größere Plane mochten in dem Geiste des unermüdlichen Greises keimen, als am 27. August 1590 ihn mitten

unter kühnen Entwürfen der Tod überraschte. Der Pöbel jubelte, als die starke Hand erstarrt war, die das Richtschwert so unerbittlich, doch immer gerecht, geschwungen, und riß die vom Senate auf dem Capitolium errichtete Bildsäule des Mannes nieder, der, dem Laster und der Sittenlosigkeit ein Schrecken, das entartete Volk mit Strenge und Gewalt zur Tugend zu erziehen sich gemüht, der Heuchelei schonungslos die Larve vom Gesichte gerissen hatte. Doch die Besseren erkannten den Werth des edlen Todten, und Heinrich IV., der Hugenott, klagte, daß ihm ein Freund gestorben. Doppelt groß erscheint Sixtus, da er in einer Zeit lebte, wo durch die Reformation die Grundfesten des Glaubens erschüttert waren. In jener Periode des Zweifels und der Halbheit, die ihn allenthalben hemmte und beengte, führte er dennoch die Waffen der Kirche mit siegreicher Kraft, und war Gläubigen und Ungläubigen ein Gegenstand der Furcht und Verehrung.

Bernardin de Saint Pierre.

Geboren 1737. Gestorben 1814.

Jacques Henri Bernardin de Saint Pierre wurde den 19. Januar 1737 zu Havre de Grace geboren, erhielt eine treffliche Erziehung, und wurde, wegen seines Hanges zum Seeleben und Reisen, schon in seinem zwölften Jahre auf dem Schiffe seines Oheims mit nach Westindien geschickt, konnte sich aber hier mit Oheim, See und Land so wenig vertragen, daß er schon nach zwei Jahren zurückkehrte. Er trat in das Jesuiten-Collegium zu Caen, besuchte dann das Collège zu Rouen, und wurde 1760 als Ingenieur mit der französischen Armee nach Deutschland geschickt. Bald zerfiel er jedoch mit seinen Vorgesetzten, nahm seine Entlassung und beschäftigte sich, nachdem eine Reise nach Malta, wo er als Ingenieur angestellt werden sollte, vergebens gewesen war, in Paris mit Unterrichtertheilung in der Mathematik. Von da ging der ruhelose Abenteurer später nach Amsterdam, wo er sich durch Journalarbeiten ernährte, und endlich nach Rußland, wo er mit Capitäns-Rang als Ingenieur in Finnland ange-

stellt wurde. Auch den russischen Dienst verließ er bald wieder, um sich nach Polen zu wenden, und als er auch hier seine Rechnung nicht gefunden hatte, kehrte er 1776 über Wien, Dresden und Berlin nach Frankreich zurück. Hier gab man ihm eine Ingenieur-Officierstelle auf Isle de France; doch, in Streitigkeiten mit den Behörden gerathen, ging er 1771 wieder nach Paris, seine Reisen, seine militärische Laufbahn abbrechend, um die literarische dafür zu beginnen. Der Anfang war kümmerlich, und unter Noth und Entbehrungen gab er, obendrein anonym, sein treffliches Werk: „Voyage à l'Isle de France," heraus, welchem 1784 seine nicht minder vorzüglichen »Etudes de la nature" folgten. Jetzt erhielt seine bisherige Lage eine erfolgreiche Wendung. Es wurden ihm namhafte Pensionen zu Theil, und Ludwig XVI. ernannte ihn, als »würdigen Nachfolger Buffon's," zum Intendanten des botanischen Gartens und des naturhistorischen Museums; 1794 ward er Professor an der Normalschule, und zwei Jahre später Mitglied des Institutes. Später schloß er sich enge an den Kaiserthron an, erhielt, ohne daß er darum ansuchte, von Joseph Bonaparte eine Pension von 6000 Francs, wie auch von Napoleon selbst viele Beweise des Wohlwollens, und starb den 21. Januar 1814 auf seinem Landgute bei Paris. Als Schriftsteller zeichnete sich Saint Pierre in jener sittenlosen Zeit durch edle Reinheit der Gesinnungen, wie durch Kraft und Feuer des Styls, vortheilhaft aus, und übertrifft an Zartheit und naiver Darstellung alle seine Zeitgenossen. Wer kennt nicht sein treffliches Sittengemälde: „la chaumière indienne," seine berühmten „Etudes de la nature," in welchen die eingewebte reizende naive Novelle: »Paul et Virginie" die überaus sinnvolle, wenn auch nicht immer ganz scharfe Naturauffassung des ganzen Werkes selbst noch weit überstrahlt, und daher unzählige besondere Abdrücke erhalten hat!

Jacques Delille.

Geboren 1738. Gestorben 1813.

Dieser liebenswürdige Sänger — denn den Namen eines Sängers muß man ihm zugestehen, wenn man ihm auch jenen eines Dichters bestreiten wollte — war der natürliche Sohn des Parlaments-Advocaten Anton Montanier, daher er seit der Revolution sich Montanier-Delille nannte, und den 22. Juni 1738 in dem Städtchen Aigue-Perse in der Limagne geboren. Er kam frühzeitig nach Paris, wo er mit vielem Erfolge seine Studien in dem Collège Lisieux machte. Eine besondere Vorliebe für Virgil entschied die spätere Richtung seines Geistes. Zu Amiens bekleidete er dann die Stelle eines Lehrers an dem neuen Collège, und begann, nachdem daselbst durch Gresset schon die Liebe zur Poesie geweckt worden war, die Uebersetzung der Georgica Virgil's, ließ sie aber erst später in Paris, wo er zum Professor am Collège de la Manche ernannt worden war, erscheinen. Sie erhielt und verdiente allgemeinen Beifall; denn überlegt man die Hindernisse, welche die französische Sprache diesem Unternehmen — das Voltaire als ein nicht zu wagendes ansah — entgegenstellte, so muß man um so mehr die Gewandtheit und Kunst bewundern, mit welcher Delille es ausführte. Zur Belohnung erhielt er vom Grafen von Artois die Abtei St. Severin, und wurde 1774 in die französische Akademie aufgenommen. Bald darauf vollendete er das Lehrgedicht: „Les jardins, ou l'art d'embellir les paysages," welches in Frankreich für eines der besten Erzeugnisse in dieser Gattung der Poesie gilt, obschon es ihm an Tiefe fehlt, und eigentlich nur die Schönheit der Darstellung ein ausgezeichnetes Lob verdient. Während seines Aufenthaltes in Konstantinopel, wohin er seinen Freund und Gönner Choiseul-Gouffier im Jahre 1784 begleitet hatte, machte er einen Ausflug nach Athen, und arbeitete, von einer herrlichen Natur umgeben, an seinem Gedichte: „l'Imagination," welches aber erst im Jahre 1806 erschien. Nach der Rückkehr in sein Vaterland beklei-

bete er fortwährend mit Eifer sein Amt als Professor der schönen Wissenschaften an der Universität und als Lehrer der Poesie am Collège de France, wo seine trefflichen Vorträge über Virgil, Horaz und Juvenal Alles begeisterten. Seine Besoldungen in jenen Aemtern und als Mitglied der Akademie, die Einkünfte einer reichen Pfründe, die er, obgleich nicht eigentlicher Geistlicher, sondern nur im Besitze der niederen Weihen, bezog, ferner die Interessen seines eigenen Vermögens, hatten ihm ein reichliches, ja glänzendes Auskommen gesichert; dies Alles verlor er durch die Revolution, welcher er mit seinen Ueberzeugungen nie angehörte. Robespierre, der ihn gleichwohl achtete, und das bizarre „Fest des höchsten Wesens" durch einen bedeutenden Namen verherrlichen wollte, trug ihm auf, für diese Gelegenheit eine Hymne zu dichten. Er lieferte damit, ohne es zu wollen, dem Dichter das Strafwerkzeug für die Gräuelthaten der Revolution in die Hand; denn Delille entledigte sich seines Auftrages durch seine „Dithyrambe sur l'immortalité de l'âme," worin er die schreckliche Unsterblichkeit des Bösen und die tröstende Unvergänglichkeit des Guten in überraschenden Zügen schilderte, auf eine Weise, daß das Gedicht ungesungen blieb, und erst später bekannt ward. Nachdem der Dichter solchergestalt die gemißbrauchte Religion gerächt hatte, war es Zeit für ihn, Paris zu verlassen. Er zog sich nach St. Diez, in Lothringen, zurück, wo er in ungestörter Einsamkeit die Uebersetzung von Virgil's Aeneis vollendete, die sich zugleich durch Treue und Leichtigkeit auszeichnet. Um den fortwährenden Stürmen in seinem Vaterlande zu entgehen, flüchtete er sich nach der Schweiz, und dichtete hier, Angesichts einer großen und ernsten Natur, seinen vielgepriesenen „Homme des champs ou les Géorgiques françaises" und seine „Trois règnes de la nature." Zu Braunschweig, wohin er einer Einladung des Herzogs gefolgt war, entstand das Gedicht: „Le malheur et la pitié," worin er die Leiden seines Vaterlandes betrauert. Nach einem kurzen Aufenthalte in Deutschland ging Delille nach London, und beschäftigte sich anhaltend mit einer Uebersetzung von Milton's „verlorenem Paradiese," in welcher er sich vielleicht am meisten als Dichter gezeigt hat, obwohl die Anstrengung selbst seiner Gesundheit nachtheilig ward. Er vermälte sich hier mit dem Fräulein Vaudchamp, das durch längere Zeit seine Reisegefährtin gewesen war, und kehrte, nachdem die gefährlichste Krisis der Revolution vorübergegangen, nach Paris zurück, wo er ein ruhiges, ganz den Musen und seinen Freunden geweihtes Leben führte. Er glich vollkommen dem Bilde des liebens-

würdigen Menschen, welches er in seinem, mit mehr Gewandtheit als Fantasie geschriebenen Gedichte: »la Conversation« aufgestellt hat. Seine Heiterkeit und seine Geistesfähigkeiten blieben ungeschwächt bis zu seinem Tode, welcher am 1. Mai 1813 durch einen Schlagfluß erfolgte. — Soll man ein begründetes Urtheil über den Werth der poetischen Erzeugnisse Delille's aussprechen, so darf man nur seinen Uebersetzungen unbedingtes Lob spenden. Seine eigenen Dichtungen, denen man zwar Gewandtheit und Reinheit der Sprache, eine treffliche Versification — in welcher Beziehung er mit Pope vergleichbar, dem er auch an äußerer Unschönheit ähnelte — und einzelne gelungene Stellen nicht absprechen kann, lassen größtentheils zu sehr den Mangel wirklicher Begeisterung und zu unfreie und ausschließende Nachahmung willkürlich gewählter Vorbilder fühlen.

Lamoral Graf von Egmont.

Geboren 1522. Hingerichtet 1568.

Goethe hat einen Egmont der Dichtung an die Stelle des Egmont der Geschichte gesetzt, und wenn auch verwandte Züge in Beiden nicht zu verkennen sind, so ist doch schon durch die Veränderung der Motive ein Unterschied zwischen ihnen eingetreten, der zu Vergleichen auffordert. Lamoral Graf von Egmont, Prinz von Gavre, stammte aus einem der vornehmsten und berühmtesten Geschlechter Hollands; er war ein Abkömmling der alten Grafen von Geldern, die in den Kriegen gegen Oesterreich ruhmvoll ihr Blut verspritzt hatten; einer seiner Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmont vermehrte den Glanz und den Einfluß seines Hauses durch seine Heirat mit der Herzogin Sabina von Baiern; Karl V., den er auf seinem Zuge nach Afrika begleitete, schlug ihn 1546 zum Ritter des goldenen Vließes. Unter Philipp II. half vor Allen er als General der Reiterei die Siege bei St. Quentin 1557 und Gravelines 1558, wo die Franzosen unter dem Herzoge von Guise geschlagen wurden, erkämpfen. Seitdem erscholl der Ruf seines Namens durch Europa, und die Holländer beteten den tapferen,

liebenswürdigen und in jeder Beziehung ritterlichen Landsmann an. Diese Liebe im Volke machte ihn dem spanischen Hofe verdächtig, der sich nicht getraute, ihm die Oberstatthalterschaft der Niederlande zu übertragen. Als durch die Maßregeln des Ministers Granvella die niederländischen Freiheiten hart bedroht wurden, schlossen Wilhelm von Oranien, Egmont und der Graf von Hoorn sich enger an einander, und erließen im Jahre 1563 einen Brief an den König Philipp, worin sie auf die Entfernung Granvella's antrugen, welche später, wenn auch durch andere Umstände herbeigeführt, erfolgte. Im Jahre 1565 wurde Egmont, als Abgesandter der Regentin der Niederlande, nach Spanien geschickt, um dem Könige die Widersetzlichkeit des niederländischen Volkes gegen die Edicte zu schildern, ihm die Unmöglichkeit zu beweisen, jene Edicte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben; zugleich trugen ihm die Mißvergnügten auf, den König zu einem milderen Verfahren gegen die Protestanten zu veranlassen. Er wurde vom Könige mit ausnehmendem Wohlwollen aufgenommen, und leichtgläubig, harmlos, wie Egmont war, ließ er durch solche äußere Zeichen sich leicht in Sicherheit wiegen, zu voreiligen Hoffnungen sich hinreißen, die jedoch, sogleich nach seiner Rückkehr, durch geschärftere Mandate gegen die Ketzer und noch strengere Maßregeln bitter Lügen gestraft wurden. Hierüber unmuthig, traten Oranien und Hoorn aus dem Staatsrathe; Egmont aber, noch immer nicht hoffnungslos, überdies durch seine financielle Lage, die er durch Pracht und Freigebigkeit erschüttert hatte, an den Hof gebunden, blieb, und stieg dadurch im Vertrauen der Regentin. An der Verschwörung des Adels nahm Egmont nicht nur keinen Antheil, sondern gab der Regentin sogar Nachricht von diesem Bunde, und als hierauf die Bilderstürmer in mehreren niederländischen Provinzen Unordnungen erregten, trat er ihnen in Gent mit Strenge und Entschiedenheit entgegen, und erneuerte den katholischen Gottesdienst; kurz, er hielt das Ansehen des Königs und der Kirche nach Kräften aufrecht. Als nun eine bewaffnete Ankunft des Königs in Aussicht stand, und Oranien, obwohl von allen gewaltsamen Maßregeln abmahnend, doch rieth, auf Alles ein wachsames Auge zu haben und dem Volke einen Wink von der drohenden Gefahr zu geben, damit es bereit sei, zu handeln, wenn die Umstände es erfordern würden, erschien Egmont selbst eine solche Haltung zu gewagt. Zärtliche Sorge für seine zahlreiche Familie — er hatte eilf Kinder am Leben — hielt ihn von jeder entschiedenen Stellung zurück; er gedachte vielmehr durch verdoppelten Eifer die

XLIV.





Meinung des Königs von ihm zu verbessern, den Verdacht auszulöschen, den seine bisherigen Handlungen etwa auf ihn geworfen haben könnten. Mit diesem Rücktritte Egmont's, dessen Einfluß auf das Volk und die Armee seine Mitwirkung vor Allem nöthig gemacht hätte, scheiterte der ganze Plan. Durch so vielfach bewiesene Anhänglichkeit an den König, glaubte der arglose Egmont jede Gefahr von seinem Haupte entfernt zu haben; vergebens machte der vorsichtige Oranien vor seiner Flucht den Freund auf die drohende Zukunft aufmerksam, und rieth ihm, ebenfalls zu fliehen. Egmont's heiterer, glanzverwöhnter Sinn schauderte vor der Flucht und den Beschwerden eines unstäten, heimatlosen Lebens zurück, dem er und seine Familie in solchem Falle entgegensehen würden. Böser Ahnung voll, umarmte ihn Oranien beim Abschiede und entfloh. Nur zu schnell verwirklichten sich Oranien's düstere Prophezeiungen. Als der Herzog von Alba an der Spitze eines spanischen Heeres in den Niederlanden einrückte, lockte er durch Freundlichkeit den leicht vertrauenden Grafen an sich, und wußte sogar den Anfangs mißtrauischen Hoorn in Brüssel festzuhalten. So gingen Beide ahnungslos in die tödtliche Schlinge, welche Alba's Arglist ihnen legte. Von einer Versammlung bei Alba zurückkehrend, sah Egmont sich plötzlich von einer Schaar spanischer Soldaten umringt, deren Anführer ihm den Degen abforderte. Heftig überrascht, faßte er sich und übergab seinen Degen mit den Worten: „Dieser Stahl hat die Sache des Königs schon einige Male nicht ohne Glück vertheidigt.“ Egmont und sein gleichzeitig verhafteter Freund Hoorn wurden nach Gent geschafft, und Beide unter Anführung sehr oberflächlicher Gründe angeklagt: in Verbindung mit dem Grafen von Oranien getrachtet zu haben, das königliche Ansehen in den Niederlanden umzustoßen und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen. Offenbar wollte man in den beiden unglücklichen Grafen nicht sowohl ein wirklich begangenes Verbrechen strafen, als vielmehr überhaupt ein schreckendes Beispiel geben; man wollte »diese beiden Köpfe fallen lassen, weil ein Paar solche Lachsköpfe mehr werth wären, als mehrere tausende von Fröschen.“ Egmont's Gemalin wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; die niederländische Freiheit und die Privilegien des Ordens vom goldenen Vließe wurden geltend gemacht; ja, Kaiser Maximilian ließ die bekümmerte Gräfin versichern, sie habe für das Leben ihres Gemals Nichts zu besorgen.

Umsonst; Alba's blutdürstige Schnelligkeit kam jeder Einmischung der Gnade und des Rechts zuvor, und das hartnäckige Beharren der beiden Grafen auf Verwerfung des Gerichts, gab ihm nur Gelegenheit, den Prozeß zu verkürzen. Der Rath der Zwölfe sprach sein Schuldig aus; Egmont und Hoorn wurden als Majestätsverbrecher erkannt, zum Tode verurtheilt, ihre Güter, Lehen und Rechte dem königlichen Fiscus zugesprochen. Egmont war überrascht und erschreckt, als er sein Todesurtheil vernahm; er hielt es für eine bloße Drohung und glaubte bis zum letzten Augenblicke an Begnadigung. Am 5. Juni 1586 wurde er auf dem Markte zu Brüssel enthauptet; sein Schicksal theilte der Graf von Hoorn. Die Bürger tauchten ihre Taschentücher in das Blut ihres hingewürgten Lieblings, und der französische Gesandte schrieb seinem Hofe: »Ich habe das Haupt fallen sehen, vor welchem Frankreich zweimal gezittert hat.« Schön und bezeichnend sagt Schiller von Egmont: »Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und Ein Gedanke gehörte Allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönenden Fantasie.«

Robert d'Evreux, Graf von Essex.

Geboren 1567. Hingerichtet 1601.

Essex gehört nicht zu den hervorstechenden Charakteren; die Unreife der Jugend liegt auf allen seinen Handlungen, und sein früher Tod ließ ihm nicht Zeit, das tobende Feuer des Uebermuthes zur ruhigen Flamme auszubilden. Aber in seinem Leben lag eine tiefe tragische Bedeutung, die noch über sein Ende hinauswirkte. Die Gunst einer Königin ward ihm tödtlich, und der Schatten des Geopferten war es dann, der jene stolze Königin selbst in die Gruft hinabführte. Er stammte aus einer alten englischen Familie und war auf dem väterlichen Schlosse Nethewood in Herefordshire den 10. November 1567 geboren. Er studirte zu Cambridge, wurde 1584 durch den Grafen Leicester am Hofe eingeführt, und erwarb durch seine äußeren Vorzüge, durch sein feuriges, anmuthiges Wesen sehr bald die Gunst der Königin Elisabeth, wie des Volkes. Er begleitete Leicester'n im Feldzuge gegen die Spanier in den Niederlanden, wurde dort zum General der Cavallerie ernannt, und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit in der Schlacht bei Zütphen aus, wofür ihn Leicester zum Bannerritter erhob. Das Glück folgte ihm jetzt mit raschen Schritten. Nach seiner Rückkehr beförderte ihn die Königin 1587 zum Großstallmeister, und bald darauf, obwohl er das einundzwanzigste Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, verlieh sie ihm die wichtige Stelle eines Generalcapitäns der Reiterei und decorirte ihn mit dem Orden des Kniebandes. Nach Leicester's Tode trat er an dessen Stelle als erster Günstling; die Königin begehrte seine beständige Anwesenheit am Hofe, und ihre Nachsicht für seine Launen gab seinem Ungestüme noch mehr Nahrung, wenn er auch sowohl durch sein Benehmen, wie durch seine Handlungen, namentlich durch seine heimliche Vermälung mit Lady Sidney, ihr häufig Ursache zur Unzufriedenheit gab. Als im Jahre 1596 England abermals durch eine Invasion der Spanier bedroht wurde, setzte Essex die seinem kriegerischen Sinne am nächsten liegende Ansicht, nämlich die, dem Feinde zuvorzukommen, durch, erhielt das Commando der Landtruppen, drang mit diesen in den Hafen von

derte die Uebergabe des Ringes. So unterzeichnete denn Elisabeth weinend den Todesspruch, und der aufgegebene Zögling des Glückes endete am 25. Februar 1601 sein jugendliches Leben im Tower unter dem Beile des Henkers. Wie Elisabeth selbst später an dem Streiche verblutete, der das Haupt ihres Lieblings getroffen, ist in der Biographie dieser Königin (Band I., S. 342) bereits geschildert worden.

Thomas Münzer.

Geboren um 1490. Hingerichtet 1525.

Jener gelle, schreckliche »Nothschrei der Menschheit,« wie Zschokke den deutschen Bauernkrieg genannt hat, wurde, nachdem er schon durch Menschenalter sich in lallenden Mißtönen versucht hatte, die man nirgend hören, mindest nicht verstehen wollte, zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts endlich blutig zur That. Der fast unumschränkten Willkür der Ritter und Grundherren preisgegeben, durch unerschwingliche Lasten und Frohnen gedrückt, nur geschaffen, den übermüthigen Begierden Derer zu dienen, die ihnen als Schutzherren hingestellt waren, lebten die Bauern in einem Zustande, von welchem unsere Zeit, zu ihrem Heile, kaum noch eine Ahnung haben mag. Stumpfsinn und beinahe thierische Mangelhaftigkeit der Verstandeskräfte, welche durch das über sie verhängte Joch nie über diese Schranken hinauskonnten, ließen diese Unglücklichen — schon damals treffend als »arme Leut'« (miseri) bezeichnet — in ihrem Elende bald eine Gewohnheit finden. Aber die Reformation warf plötzlich blutrothe Streiflichter auf diesen Zustand; Schwärmer, Lügen-Propheten und Freiheitsredner traten zu dem gequälten Bauern, schrien ihn aus seiner Stumpfheit wach, und erfüllten sein dunkles Denken mit Hoffnung oder Wahn. Die geistige Freiheit wurde zur positiven gelogen, und der Bauer griff sofort nach Dem, was ihm zunächst lag: nach Gleichstellung und Vertilgung alter Lasten. Als man sie mit ihren Forderungen zurückwies, erhob der Aufruhr sein Haupt in Deutschland; die Bauern in

Schwaben, Thüringen und Franken rotteten sich zusammen; ihren Banden wuchsen die aus Zwickau und Wittenberg vertriebenen Schwärmer zu, und der Kampf zwischen den Höhen und Tiefen der Gesellschaft brach schrecklich los.

Thomas Münzer stammte aus Stolberg am Harze. Der dortige Graf hatte ihm den Vater unschuldig hinrichten lassen. Das steigerte des Knaben düsteren, fanatischen Sinn und seinen Groll gegen Diejenigen, in deren Hände die Macht, das Ansehen und das Glück gelegt waren. Zu Wittenberg mag er seine theologischen Studien durchgemacht haben; dort erwarb er sich auch den Magistertitel, ward dann Lehrer in Aschersleben, Kaplan in einem Nonnenkloster zu Halle, und später Prediger in Braunschweig. Luther's Buch von der christlichen Freiheit setzte Münzer's heißes Blut in neue Wallung; er trat mit dem Reformator in Briefwechsel und in freundliche Beziehung. 1520 kam er als erster evangelischer Prediger nach Zwickau; aber gleich seine Antrittspredigt in der dasigen Katharinenkirche athmete den Geist des Abfalls und der Empörung, und er bildete, die Kindertaufe verwerfend, sofort einen Kreis um sich, den man die Gesellschaft der Wiedertäufer nannte. Die Regierung schritt ein; Luther selbst, Münzer's früherer Gönner, predigte 1522 auf dem Markte gegen ihn vor mehreren tausend Hörern, und der Schwärmer sammt seinem Anhange mußte entfliehen. An dem Bildersturme in Wittenberg nahm Münzer keinen Antheil; aber kaum hatte er zu Allstedt im Weimar'schen eine neue Predigerstelle erlangt, als er hier, wie vorher in Zwickau, eine wiedertäuferische Gemeinde um sich sammelte. Vor dem Kurfürsten dieserhalb angeklagt, wurde er 1523 des Landes verwiesen, nachdem er nicht nur das Papstthum, sondern auch Luther'n, den er den Papst von Wittenberg nannte, heftig angegriffen und, unter religiösen Schwärmereien und prophetischen Vorspiegelungen, die Unterthanen zum Widerstand gegen Obrigkeit und Herrschaft angereizt hatte. Die beginnenden Bauernunruhen, die ihm ein neues Feld der Thätigkeit zu eröffnen versprachen, lockten ihn abwechselnd in ihre Nähe, nach Nürnberg, Schaffhausen u. s. w. Zuletzt gelangte er nach Mühlhausen, wo er, wider den Willen des Magistrates, 1524 das Predigeramt sich aneignete, ja, von der bethörten Menge bald darauf zum alleinigen Prediger ernannt wurde. — Jetzt predigte er nicht nur offen Aufruhr, sondern ließ denselben durch abgesendete Bevollmächtigte auch den unruhigen Bauern in der Umgegend predigen. Als der Magistrat ihn aus der Stadt weisen wollte, setzte er sich an die Spitze des

Volkes, verjagte die Stadtobrigkeit, und verwaltete mit seinen Anhängern selbst die Justiz. Durch Offenbarungen und Heiligenträume, die er, gleich Cromwell, zu haben vorgab, befeuerte und begeisterte er die Menge; bald hatte er ein hinlängliches Heer schlagfertig dastehen; denn durch das Zauberwort der Gütergemeinschaft machte er alle Bauern und alle Armen oder Bedrückten und Raublustigen zu seinen Jüngern und Kämpfern. Die Handwerker warfen ihre Werkzeuge, die Bauern Pflug und Sense hin, und schlossen sich Münzer's republikanisch-wiedertäuferischer Horde an. Bald liefen ihm auch die aufrührerischen schwäbischen und fränkischen Bauern zu; Münzer's Adjutant, ein ehemaliger Mönch, Namens Pfeifer, brachte einige militärische Ordnung in diese wirren Banden; das Franciscanerkloster zu Mühlhausen wurde in eine Stückgießerei verwandelt. Der räuberische Pfeifer unternahm mit den verwegensten Bauern Streifzüge in die benachbarten Gebiete. Klöster und Herrenhöfe wurden niedergebrannt und ausgeplündert, und die reichen Vorräthe in den dort aufgefundenen Weinkellern arbeiteten in den Köpfen der Bauern, Münzer's Visionen und mystischen Entzückungen wirksam vor. Da hiermit endlich die Ruhe und Sicherheit von ganz Deutschland gefährdet wurde, so sahen sich die Herzoge von Sachsen, in Verbindung mit dem Herzoge von Braunschweig und dem Landgrafen von Hessen, genöthigt, diesen Unruhen mit Gewalt ein Ende zu machen und die Aufrührer aus einander zu jagen. Man ließ ihnen vorher Gnade zusichern, wenn sie ihre Anführer ausliefern und friedlich aus einander gehen wollten. Aber Münzer, der sich ihren Josua und Gideon nannte, spiegelte ihnen vor, daß der Himmel durch ein Wunder ihre Feinde vernichten werde; ein aufsteigender Regenbogen schien seine Verheißung zu bestätigen, und tolldreist vermaß sich der Schwärmer, die Kanonenkugeln in seinen Aermeln auffangen zu wollen. Die Bauern, im tollen Glauben an ihres Führers göttliche Sendung, vom Rachedurst gegen ihre Unterdrücker entzündet, wiesen jede Unterhandlung ab. Münzer, welcher sich auf einer Anhöhe bei Frankenhausen mit 8000 Bauern, nach Hussitenart hinter einer Wagenburg, gelagert hatte, erwartete in trotziger Zuversicht auf die Wunder des Himmels und die Begeisterung seiner wilden Truppen die Schlacht, welche am 15. Mai 1525 blutig entscheidend hereinbrach. Die Wagenburg wurde erstürmt, fünftausend Bauern erschlagen, und was von den Uebrigbleibenden nicht den Siegern in die Hände fiel, floh vereinzelt in das Innere von Franken und Thüringen. Münzer barg sich in einem Hause vor dem Thore von Frankenhausen, wurde aber erkannt,

und, auf einen Wagen geschmiedet, nach Heldrungen zur Tortur geführt. Unter den Qualen schien er sich erst bewußt zu werden, was an seiner Sendung Lüge, und was an ihr Wahrheit gewesen, und als man ihn vor die Fürsten brachte, ermahnte er sie, daß sie, um solche Gefahr künftig zu vermeiden, den armen Leuten nicht mehr so hart sein und die Bücher der Könige fleißig lesen möchten. Von der Marter schleppte man ihn nach Mühlhausen auf's Schaffot; hier fiel das unruhige, schwärmerische Haupt von Henkershand.

Johann Zizka von Trocznow.

Geboren 1354. Gestorben 1424.

Aus einem Meierhofe zu Trocznow, im Budweiser Kreise Böhmens, trat jene düstere Riesengestalt hervor, die um so gewaltiger und höher aufsteigt, da noch manche unheimliche Sagen und Mährchen ihr als Kothurn dienen. Bis in's achtzehnte Jahrhundert zeigte man sich, als eine Art Zauberbaum, die Eiche, unter welcher Zizka auf freiem Felde in die Welt trat, die nachmals so oft vor ihm gezittert hat.

Er stammte aus ritterlichem Geschlechte; doch gehörte er nur dem niederen Adel des Landes an. Irrig hat man gemeint, daß Zizka (ein gewöhnlicher böhmischer Familienname) in der Sprache dieses Landes einen Einäugigen bedeute, und sonach ihm nur als Zuname gegolten, oder daß unser Held auch Chwal geheißen habe, welcher letztere Name vielmehr dem taboritischen Hauptmanne Chwal von Machowitz zukommt. Doch nannte Zizka sich bald „von Trocznow," nach seinem Geburtsorte; bald »von Lhota» bei Trocznow, unter welchem Namen er als Mitglied der böhmischen Ritterschaft beim Landtage eingeführt war; bald »von der Kelchburg» (de Calice, böhmisch: z hradu Kalichu), nach der bekannten, von ihm auf dem sogenannten Kelchberge bei Leitmeritz erbauten Burg dieses Namens. Darum bestand auch sein Kriegswappen in einem Kelche, an dessen Seiten je drei Lilien angebracht waren.

Schon als Knabe verlor er das rechte Auge; sei es, daß einer seiner Gespielen ihn durch Unvorsicht darum brachte, oder daß er selbst, beim wilden Ritte, sich dasselbe an einem zurückschnellenden Baumaste ausstieß, oder es erst 1410 vor Marienburg verlor, und dieser Mangel gab seitdem seinen Zügen etwas Starres, Strenges, das seinem Wesen vollständig entsprach. Verheirathet war er, laut einer noch vorhandenen Urkunde von 1384, mit einer gewissen Katharina; weiter hat uns die Geschichte von seinem Familienleben Nichts aufbewahrt.

Finster und menschenscheu war der Knabe, in welchem eine so schauerlich große Zukunft gohr. Als zügellosen Parteigänger traf ihn schon im Jahre 1409 die Reichsacht. Außerdem widmete er dem deutschen Orden die Erstlinge seines Schwertes; für ihn zog er es in der unglücklichen Schlacht bei Tanneberg (15. Juni 1410), dann in den Kriegen Ungarn's gegen die Osmanen; am Tage von Azincourt focht er in den Reihen der Engländer wider die Franzosen. Dann lebte er längere Zeit als Page des Königs Wenzel zu Prag. Ein Mönch that Zizka's Schwester, die sich dem Himmel verlobt, Unglimpf an. Das steigerte sein finsteres Hinbrüten zur untilgbaren Wuth, die sich später so oft ausrasete im Blute der Feinde und im Brande der Städte; allen Mönchen schwur er seit jenem Tage tödtlichen Haß. Als man nun seine Landsleute, Huß und Hieronymus, trotz verbürgter und feierlich versprochener Sicherheit, in die Glut des Scheiterhaufens gestoßen hatte, trat auch noch der Fanatismus zu Zizka's Menschenhasse, und er ward seiner inneren Qual so wenig Meister, daß König Wenzel ihn fragte, was ihm fehle? Und als nun Zizka mit Bitterkeit an Huß und Hieronymus mahnte, forderte ihn der König unüberlegt auf, sich Recht zu verschaffen. An Gelegenheit dazu gebrach es nicht. Schon hatten, unter Niklas von Hussynecz, dem Grundherrn von Hussen's Geburtsorte — einem verwegenen, ehrgeizigen Manne, der damit umging, mitten im Bürgerkriege sich auf Böhmens Thron zu schwingen — sich die Unzufriedenen gesammelt, gierig, den Tod des Meisters zu rächen. Sie ließen sich öffentlich das Abendmahl unter beiden Gestalten reichen, und der eingeschüchterte Wenzel wagte keinen Einspruch. Nur bestand er darauf, daß die Prager Bürger alle ihre Waffen im königlichen Palaste, dem Wissehrad, niederlegen sollten. Die Bürger sträubten sich gegen eine Entwaffnung, und doch mochten sie wiederum dem reizbaren Könige nicht den Gehorsam weigern. Sie standen unschlüssig. Da trat, aus martervollem Hinträumen zum ersten Male zur That erwachend,

Zizka an ihre Spitze, und führte den Haufen bewaffnet auf den Wissehrad. Der König, der diese zweideutige Erfüllung seines Befehls erkannte — denn sie brachten ihm allerdings ihre Waffen — wagte nicht, auf noch gründlichere Vollziehung seines Willens zu bringen, und unentwaffnet ließ er die Bürger wieder heimziehen. Seit diesem Tage, dem 15. April 1418, galt Zizka allgemein als das Haupt der Hussiten; über sechzig Jahre hatte er alt werden müssen, ehe sein ungeduldiger Geist den Fluch der Unthätigkeit lösen konnte, und doch holte er das Versäumte reichlich ein.

Ein Zufall beschleunigte den schon unausbleiblich gewordenen Ausbruch der Unruhen. Die hussitische Partei, vom Genusse des Kelches bereits die Calixtiner genannt, hielt am 30. Juli 1419 einen Umgang. Da traf vom Rathhause herab einen hussitischen Priester ein Steinwurf. Der wüthende Haufe stürmte sofort das Rathhaus, erwürgte alles Lebende und stürzte dreizehn Rathsherren in die Spieße. Dreihundert Reiter sprengten herbei, die Rotte aus einander zu treiben; aber Zizka gab seinem Haufen schnell eine geordnete Stellung, und die königlichen Reiter wurden zurückgeschlagen; vier Rottenführer wurden als provisorischer Rath eingesetzt. Zorn und Schrecken tödteten den König Wenzel, und sein Hintritt entfesselte den Parteigeist noch mehr. Die Hussiten brannten die Klöster nieder, und erschlugen am Altare die Priester, die sich weigerten, ihnen das Abendmahl unter beiden Gestalten zu reichen. Dagegen rotteten sich, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben, auch die Altgläubigen zusammen, machten Jagd auf vereinzelte Hussiten, und stießen sie in Scheiterhaufen, oder hinab in tiefe Schachten. Die Prager, Zizka und Hussynecz an der Spitze, bemächtigten sich des Wissehrad, riefen alle calixtinischen Gemeinden zum Beistande auf, und als nun die Königlichen den von mehren Seiten heranziehenden Hussitenhaufen den Weg versperren wollten, brach in der Hauptstadt der offene Kampf aus. Die Königin-Witwe, Sophia, mußte sich zu einem Vergleiche mit den Aufrührern entschließen; ein halbjähriger Stillstand wurde verabredet; Zizka zog hinweg von Prag, und schlug seinen Waffenplatz in Pilsen auf. Durch unzeitige Härte verdarb Wenzel's Bruder und Erbe, der römische Kaiser Sigismund, wieder, was schon auf dem Wege des Guten war. Ein Haufe der Hussiten, durch die Hinrichtung einiger ihrer Brüder zu neuer Wuth gereizt, trat zusammen und gelobte sich, Sigismund nie als König von Böhmen anzuerkennen. Die Seele und das Haupt dieser Eidgenossen war Zizka; er ließ zu besserem Widerstande Wälle und Schanzen aufwühlen, zog die Seinigen in feste

Lager, und erbaute Tabor. Seitdem hießen seine Schlachthaufen die Taboriten. Zizka's Erfindungsgeist erneute und vervielfältigte sich in jeder Gefahr und Prüfung. Das alte, schon vergessene Kriegswerkzeug der Wagenburg wurde in seiner Hand ein neues, furchtbares Mittel des Kampfes; er vervollkommnete sie, machte sie beweglich, und mehrere seiner wichtigsten Siege gründeten sich auf ihre Anwendung. Durch Fanatismus und geschickte Erregung des Nationalsinnes hielt er seine wilden Haufen zusammen, beseelte sie mit tollkühnem Muthe, und lehrte sie Gehorsam. Durch Beute und Raub fachte er die Kriegslust der Seinigen an, und gönnte ihnen Befriedigung aller Leidenschaften, wenn sie nur sonst seinen höheren Zwecken entsprachen. So fesselte er den Ruf der Unüberwindlichkeit an seine Kelchfahnen, und schon der Klang seines Namens war ein Heer. Trotz des ihm zugestandenen freien Abzuges aus dem belagerten Pilsen, auf dem Wege nach Tabor von einem weit überlegenen königlichen Haufen angegriffen, deckte er sich mit seiner Wagenburg, schlug hinter derselben die Feinde dreimal zurück, täuschte sie dann durch den blinden Lärmen angeblich zuziehender Bundesgenossen, und kam endlich ungehindert nach Tabor. Ein andermal, in einer Waldgegend, mußten die hussitischen Weiber ihre Kleider und Tücher von Baum zu Baum schlingen, daß die ungestüm heranstürmenden ersten Glieder der Feinde sich darin verstrickten, ihre Hintermänner gleichfalls zum Straucheln brachten, und die erschütterte Stellung dann leicht aufzurollen war. Jene ersten Siege gewährten ihm zugleich die Mittel, seine Kriegsgefährten besser auszustatten, und sie auf einen förmlichen Kriegsfuß zu bringen. Durch die erbeuteten Pferde stellte er eine Reiterei her, und eroberte das Geschütz, das gegen ihn hätte dienen sollen.

Inzwischen rückte der Kaiser Sigismund mit einem gewaltigen Heere auf Prag los. Zizka, an der Spitze eines kleinen Haufens, von welchem die von Krussina gesammelte Rotte der Orebiten (nach dem, ursprünglich Trzebechowicz geheißenen, in Oreb umgetauften Hügel, ihrem festen Sitze, so benannt) nur mit Spießen und Dreschflegeln bewaffnet war, verschanzte sich, um Prag zu schützen, auf dem Berge Witkow. Vergeblich stürmten die achtmal überlegenen Feinde den Berg; Zizka's Männer standen wie eiserne Mauern; Weiber und Kinder halfen fechten, und mit schrecklichem Verluste wurden die Königlichen den Berg hinabgestürzt, der seitdem der Zizka-Berg heißt. Prag fiel wieder in die Hände der Taboriten; auch der Wissehrad wurde von ihnen erobert; die Stadt Prachatitz, weil sie Zizka's

Glaubensbrüder vertrieben, niedergebrannt und alle Waffenfähige erwürgt. Nach Hussynecz's Tode (1421) wurde Zizka von allen Hussiten als Oberhaupt anerkannt, und leicht wäre es ihm gewesen, sich zum Könige zu machen. Doch solchem Plane widerstrebte sein gerader Sinn; vielmehr gedachte er Böhmens Krone dem Polenkönige Wladislaw zuzuwenden. Durch die Annäherung der feindlichen Uebermacht genöthigt, die Belagerung von Tachau aufzuheben, vergalt er diesen Rückzug durch neue Siege, erstieg im Sturme die ihm feindlichen katholischen Städte Kommotau und Beraun, und ließ alle männlichen Einwohner mit der Schärfe des Schwertes vertilgen; die von ihm begnadigten Frauen erlagen der Wuth der hussitischen Weiber. Die Adamiten in Mähren vernichtete er haufenweise mit Feuer und Schwert. Alle Städte, welches Glaubens sie sein mochten, unterwarfen sich auf die erste Aufforderung dem Schrecklichen. Jaromirz allein versuchte den Widerstand, und büßte ihn mit Plünderung und Ersäufung aller seiner Bewohner, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Als er das feste Raby berannte, schlug ein Pfeil dicht neben ihm in einen Baum. Der herausspringende Splitter fuhr ihm in sein noch gesundes Auge, und seit dem Tage war Zizka völlig erblindet. Doch that das seinem Muthe, seiner alten Unbesiegbarkeit, keinen Abbruch. Nach den Beschreibungen, die ihm die Seinigen von der Gegend machten, ordnete er fortan seinen Schlachtplan. Mitten durch die Feinde warf er sich in die hartbelagerte Burg von Krasikow; dann ging er nach Prag, um die Stadt gegen Sigismund's neue Anschläge zu schirmen. Nur seine ewig wachsame Geistesgegenwart entriß ihn dem Verderben. Es war Sigismund gelungen, die Stadt Kuttenberg zu besetzen, und mit einem ungeheuren Heere die Taboriten auf dem Berge Turkank zu umzingeln. Aber Zizka machte sich die lange Decembernacht zu Nutzen, hob auf einer Seite die königlichen Vorposten unvermuthet und völlig geräuschlos auf, und zog mit seinem ganzen Heere, dessen Flanken er mittelst seiner beweglichen Wagenburg deckte, so still davon, daß die Gegner erst bei Tage den ihnen entgangenen Fang gewahr wurden. Glücklich entkam Zizka nach Collin, zog Verstärkungen an sich, und zwang bei Deutschbrod den Kaiser Sigismund (18. Januar 1422) zu einer Schlacht, die mit gänzlicher Niederlage und Flucht der Feinde endete. Die ungarische Reiterei sprengte Zizka auf die gefrorene Sazawa, die unter der Last zusammenbrach und mehre Tausende verschlang. Deutschbrod wurde eingenommen, der Zerstörung geweiht, und so groß waren die bei diesem Rachewerke begangenen Grausamkeiten

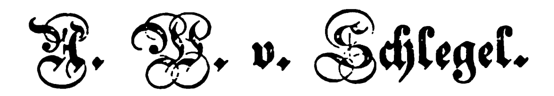
der Hussiten, daß sie selbst den blutdürstigen Zizka entsetzten. Eine allgemeine Buße für sich und die Seinigen ließ er im dortigen Lager anordnen, damit sie, nach seinem eigenen Ausdrucke, dort büßten, wo sie gesündigt hatten. Böhmens Krone hatten die Taboriten neuerdings dem polnischen Prinzen Sigmund Korybuth angetragen. Aber die verunglückte Belagerung des Schlosses Karlstein, welche Letzterer an der Spitze der Prager unternahm, raubte ihm das Zutrauen des Volkes. Gleichwohl glaubte Zizka Ursache zu haben, den schwachen Fürsten bei Ansehen zu erhalten, und schrieb daher an die Prager einen halb bittenden, halb drohenden Brief, in welchem er ihnen ferneren Gehorsam gegen Korybuth anempfahl. Die Prager gaben darauf trotzige Antwort, und Korybuth sah sich sogar genöthigt, die Hauptstadt zu verlassen und nach Polen zurückzugehen. Da ergrimmte Zizka, schlug die Prager bei Horczicz und, als sie das in seine Hand gefallene Königsgrätz ihm entreißen wollten, auch dort im freien Felde (23. April 1423); dann fiel er in Mähren ein, um auch hier das Banner des Kelches aufzupflanzen. Aber bei der Belagerung von Kremsier überraschten ihn der Herzog Albrecht von Oesterreich und der Bischof Johann von Olmütz plötzlich mit zwei Heeren. Zum ersten Male mußte der unüberwundene Taboritenheld weichen, und nur der Muth und die Klugheit seines Unterfeldherrn, Prokop des Großen, wendete eine vollständige Niederlage ab, und verhalf zu leidlichem Rückzuge. Ein solcher Unfall steigerte Zizka's Blutdurst. Die Prager mußten ihm dafür büßen. Er schlug sie kurz nach einander bei Skalitz, Kosteletz und Malleschau, erwürgte und ertränkte ihre Mannen in der Elbe. Die Erbitterung wuchs, als im Juli 1424 Korybuth nach Prag zurückkam und, obgleich bisher nur von Zizka gehalten und geschützt, sich ebenfalls gegen denselben erklärte. Im höchsten Zorne schwur Zizka, Prag dem Boden gleich zu machen und keinen der Bewohner am Leben zu lassen. Schnell traf er seine fürchterlichen Maßregeln, als seine eigenen Krieger, der gewaltige Prokop an ihrer Spitze, sich gegen ihn erhoben, und sich weigerten, zur Zerstörung der alten Hauptstadt des Landes die Hand zu bieten. Zwar brachte Zizka's Anrede sie zum Gehorsam zurück; doch ging er von seinem schrecklichen Vorsatze freiwillig ab. Die erschreckten Prager baten um Frieden; Korybuth und Zizka, die Prager und die Taboriten schwuren sich neue Freundschaft und erneueten das Bündniß wider Sigismund, den gemeinsamen Feind. Feierlich zog Zizka in Prag ein. Mit diesem Werke der Versöhnung sollte des furchtbaren Zizka Laufbahn schließen. Er lag vor der Stadt Przibislau im

Czaslauer Kreise, um sie zu stürmen und zu zerstören, und dann gegen Albrecht von Oesterreich nach Mähren zu ziehen, als Sigismund, über die Wiedervereinigung der Hussiten betroffen, geheime Botschaft an seinen alten Feind Zizka sendete, ihm die Statthalterschaft über Böhmen, den Oberbefehl über alle seine Völker und große Vortheile antrug, wenn er sich für ihn erklären, und seine allgemeine Anerkennung in Böhmen als König bewirken wollte. Noch waren die Unterhandlungen im Gange, als Zizka von der Pest befallen wurde, und am 12. October 1424, als siebzigjähriger Greis, dem Tode erlag. Seine Taboriten, wüthend vor Schmerz, stürmten die belagerte Stadt, weihten alles Lebende dem Schwerte, und zündeten den unglücklichen Ort den Manen ihres blinden Helden als Todtenfackel an. Zizka wurde zuerst in der Königsgrätzer Kirche zum heil. Geist, später aber in der Czaslauer Pfarrkirche bestattet. An seinem Grabmale zu Czaslau, das nach der Prager Schlacht (1620) zerstört wurde, hing vordem auch ein Streitkolben, den man für Zizka's eigene Waffe ausgab, und den 1620 Bouquoy's Krieger bei ihrem Rückmarsche nach Mähren mit hinweg genommen haben sollen. Weil der Schrecken seines Namens noch lange waltete, so kam das Mährchen auf, der sterbende Zizka habe den Seinigen befohlen, eine Trommel mit seiner Haut zu beziehen, um durch ihren Schall die Feinde zu schrecken.

Mit dem höchsten Talente eines Feldherrn verband Zizka jenes, die Massen zu beherrschen, und, mitten im Getümmel der Erscheinungen, im Gewirre der Schlachten und der Zerstörung, die große finstere Idee, die ihn trieb, nicht aus den Augen zu verlieren. Mit Feuer und Schwert predigte er die Lehre des Kelches; an den Martern der Andersgläubigen berauschte er sich und die Seinigen, und gleich Attila betrachtete er sich als eine Geißel Gottes. Dann aber überkam den Schrecklichen zuweilen das Gefühl seiner Grausamkeit, und durch strenge Bußen, wie damals in dem zerstörten Deutschbrod, drängte es ihn, sich zu entsündigen. Keiner hat als Feldherr besser, denn er, Zeit, Ort und Anlaß zu benutzen verstanden, und aus Hindernissen erwuchsen seinem erfinderischen Geiste nur neue Waffen, auch da noch, als er alt und blind war. Die Mönche, weil deren Einer seinem Hause Schmach angethan, verfolgte er mit unversöhnlichem Hasse; ihr Geschrei, wenn er sie in die Flammen stürzte, nannte er „der Schwester Brautlied.“ Mitten unter geraubten Schätzen blieb er freiwillig arm; denn seine starre Einfachheit kannte keine Bedürfnisse, und sein rauher, düsterer Sinn verachtete den Glanz und die Freuden der Welt.

Besonnen und listig, hielt er doch, im Ueblen wie im Guten, treu an dem gegebenen Worte. — Zizka war von kraftvollem Bau, sein Gesicht rund, die Nase stark, die Stirn hing keilförmig in das Antlitz herein, und seine Augenbrauen sträubten sich buschig gegen die Stirn empor. Seine Gesichtsfarbe war schwarzgelb; er trug ein polnisches Kleid mit Säbel und Pusikan.

Stets bemüht, unserem Werke möglichst authentische Porträts beizugeben, bemerken wir, daß auch die hier beigefügte Abbildung Zizka's die erweislich älteste ist, indem sie einem, in der fürstlich Colloredo-Mansfeld'schen Gallerie befindlichen und mit einer lateinischen Inschrift aus den Tagen Ferdinand's I. versehenen alten Holzgemälde entlehnt wurde.



A. W. v. Schlegel.

Geboren 1767.

Unter den Namen, welche, obgleich der älteren Generation angehörend, doch die neuere literarische Sturm- und Drang-Periode Deutschland's glücklich überdauert haben, muß auch August Wilhelm von Schlegel genannt werden, der Mittler zwischen Süden und Norden. Zu Hanover den 8. September 1767 aus einer ursprünglich meißnischen berühmten Gelehrtenfamilie geboren, die schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts durch mehrere Mitglieder wichtigen Einfluß auf deutsche Bildung und Wissenschaft nahm, erhielt er seinen früheren Unterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, wo sich schon damals sein Talent für Sprachen und Dichtkunst entwickelte, und seine Versuche in letzterer sich durch Leichtigkeit des Versbaues und Reimes auszeichneten. In Göttingen vertauschte er das Studium der Theologie mit jenem der Philologie, lieferte mehrfache gelehrte und dichterische Arbeiten, und ließ sich später in Jena nieder. Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich hier auf die Theilnahme an Schiller's Musen-Almanach und an den Horen, in denen besonders seine Briefe über Poesie, Sprache und Sylbenmaß, so wie seine Uebersetzungen aus Dante nebst den dazu gehörigen Commentaren mit großem Beifalle aufgenommen wurden; außerdem lieferte er auch bis 1799 viele Recensionen in die »allge-

XLV





meine Literaturzeitung,“ und begann seit dem Jahre 1797 seine meisterhafte Uebersetzung des Shakespeare, die seitdem durch Tieck bereichert und ergänzt worden ist. Während er in Jena, zum Professor und Rath ernannt, ästhetische Vorlesungen hielt, besorgte er nebst seinem Bruder, dem geistvollen, aber frühzeitig verdüsterten Friedrich Schlegel, die Herausgabe einer ästhetisch-kritischen Zeitschrift, des »Athenäum,« welche zwar zu einem freieren Aufschwunge der deutschen Literatur wesentlich beitrug, aber auch durch harten und übermüthigen Tadel mannigfach verletzte. Außer der Herausgabe seiner Gedichte, unter denen die meisterhaften Sonette viele Nachahmer erweckten, und außer dem mit Tieck gemeinschaftlich redigirten „Musen-Almanach für das Jahr 1802,“ dessen mystisch-symbolische Richtung nicht allgemein ansprach, trat er in dieser Periode polemisch in seiner »Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten von Kotzebue« gegen dessen auf ihn bezüglichen »Hyperboreischen Esel« auf, und vereinigte sich mit seinem Bruder Friedrich zur Bekanntmachung der geistvollen »Charakteristiken und Kritiken,« welche manche neue Idee über schöne Literatur verbreiten halfen. Das geist- und gemüthreiche Leben, welches beide Brüder, besonders im Vereine mit Tieck und Novalis, führten, wurde nicht nur durch den unerwarteten Tod des Letzteren schmerzlich gestört, sondern auch durch den noch 1802 erfolgten Abgang Schlegel's von Jena gänzlich aufgelöset. In Berlin, wohin er sich wendete, begann er seine »Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters,« und gab 1803 sein kunstgerechtes, aber des dichterischen Genius ermangelndes, antikes Trauerspiel: »Ion,« heraus. Glänzend mehrte er seinen Ruf durch sein »spanisches Theater,« welches in Bezug auf treue Nachbildung des Originals und dichterische Behandlung der Muttersprache, trotz der großen Schwierigkeit, welche Sylbenmaß, Reim und Assonanz darboten, auch die Erwartung gründlicher Kenner befriedigte. An diese Unternehmung reiheten sich die »Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Literatur« an, welche ebenfalls allen, an einen solchen Uebersetzer gestellten Anforderungen vollkommen entsprachen, und ihm schon in dieser Beziehung einen der ersten Plätze in der deutschen Literatur anwiesen. Eine neue Richtung nahm Schlegel's Leben durch die Bekanntschaft mit der geistvollen Frau von Staël, in deren Gesellschaft er seit 1805 theils Reisen nach Italien, Frankreich, Wien, Stockholm u. s. w. unternahm, theils auf ihrem Landgute Copet lebte. Während dieser Zeit schrieb er eine »Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine« in französischer

Sprache, welche in Frankreich viele Aufmerksamkeit erregte, und hielt im Frühlinge 1808 zu Wien »Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur,« welche im Druck erschienen, sich durch Klarheit und Anmuth der Schreibart auszeichnen und in mehrere Sprachen übersetzt wurden. Auch unternahm er im Jahre 1811 eine neue Sammlung seiner poetischen Werke, unter denen ihm die Dichtungen: »Arion,« »Pygmalion,« »der heilige Lucas,« die kunstvolle Elegie: „Rom," und die melodischen Sonette durch hohe Vollendung der metrischen Form und glänzende Reinheit der Sprache, auch als Sänger die Unsterblichkeit sichern. Außerdem arbeitete er für die von seinem Bruder herausgegebene Zeitschrift: »das deutsche Museum,« eine ausführliche und gründliche Abhandlung über das Lied der Nibelungen, und trat in dem ereignißvollen Jahre 1813 auch als politischer Schriftsteller in deutscher und französischer Sprache auf, wozu ihn besonders seine Verbindung mit dem damaligen Kronprinzen von Schweden, in dessen Dienste er als Secretär trat, Veranlassung gab. Nachdem er für seine hierdurch erworbenen Verdienste mit mehreren Orden und dem Adelsrange belohnt worden war, kehrte er 1815 zur Frau von Staël zurück, und folgte, nach dem Tode derselben, 1818 einem Rufe als Professor nach Bonn. Außer den Vorlesungen, die er als akademischer Lehrer daselbst über die Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften alter und neuer Zeit hielt, beschäftigte er sich fast ausschließlich mit dem Studium der orientalischen Literatur, vorzüglich mit dem Sanskrit, errichtete zu diesem Behufe eine eigene indische Druckerei, gab seit 1820 die »indische Bibliothek« heraus, und machte die sanskritische Schrift: „Ramâyâna« mit lateinischer Uebersetzung und kritischen Anmerkungen, so wie als Probe seiner Bearbeitung sanskritischer Texte eine Episode aus dem Epos: »Maha-Bharata,« »Bhagavad-Gita,« nebst lateinischer Uebersetzung bekannt, unternahm während der Zeit eine Reise nach Frankreich, und 1823 nach England zur Untersuchung indischer Handschriften, erhielt bei seiner Rückkehr die Aufsicht über das Museum vaterländischer Alterthümer, und war auch als Schriftsteller fortwährend thätig. Im Jahre 1827 hielt er, während eines längeren Aufenthaltes in Berlin, Vorlesungen über die schönen Künste, welche im Druck erschienen, wies 1828 in der Schrift: »Berichtigungen einiger Mißdeutungen,« die ihm gemachten Anschuldigungen des Kryptokatholicismus zurück, und gab außer den „kritischen Schriften" 1832 seine »Réflexions sur l'étude des langues asiatiques« heraus. Bei einem kraftvollen Alter ist doch die Zeit

nicht ohne Spuren über seinen, übrigens lebhaften und beweglichen Geist dahingegangen. Sie sprechen sich in einem gewissen kritischen Eigensinne, und dieser wiederum in einigen, an sich ziemlich matten Reimen aus, in denen er mit unwürdiger Animosität über Schiller und dessen Verehrer herfiel; eine Verirrung des Alters, die durch den Ruhm seines früheren Lebens wohl hinlänglich aufgewogen wird.

Barthold Georg Niebuhr.

Geboren 1776. Gestorben 1831.

Als Gelehrter, wie als Staatsmann, hat Niebuhr einen ungewöhnlichen Namen erworben. Der Ruhm des Gelehrten überstrahlt zwar an ihm jenen des Staatsmannes; indeß ist er auch als solcher von Bedeutung. Sohn des berühmten Reisenden Karsten Niebuhr, kam er den 27. August 1776 in Kopenhagen zur Welt, wurde aber schon in seinem zweiten Jahre mit seinem Vater nach Meldorf in Süderdithmarschen verschlagen, einem kleinen, altväterisch gebauten, von Marsch umgebenen und in einer baumlosen Gegend gelegenen Flecken. Da hier die äußere Anregung fehlte, welche der Reiz einer schönen Natur auf junge Gemüther auszuüben pflegt, so war es natürlich, daß er sich mehr nach Innen kehrte, und sich der Bücherwelt frühzeitig zuwendete, die ihm immer die theuerste Heimat blieb. Nur zuweilen verirrte er sich aus dieser in das Gebiet phantastischer Träume. Körperliche Schwäche, die er von der Natur als Mitgabe empfangen hatte, scheint den Grund zu seiner späteren Reizbarkeit gelegt zu haben. Nachdem er auf einige Zeit nach Hamburg in die Handelsakademie von Büsch gegangen war, bezog er die Universität Kiel, wo er sich vorzüglich philologischen und historischen Studien widmete. Schon damals offenbarte sich seine tiefe Abneigung gegen schnelle oder gewaltsame Revolutionen und Uebergänge; sein Ideal war und blieb eine auf gesetzmäßigem Wege Schritt für Schritt und in Jahrhunderte langem Kampfe erkämpfte Freiheit, wie er sie bei den römi-

schen Plebejern verwirklicht zu finden glaubte. Gegen seine Neigung, da das geräuschvolle Leben eines vornehmen Hauses ihm nicht zusagte, nahm er, unmittelbar nach vollendeten Studien, eine Stelle als Privat-Secretär bei dem Grafen Schimmelmann an, die er freudig mit der bald darauf vom Grafen von Bernstorff ihm angebotenen Stelle eines supernumerären Bibliothekars an der königlichen Bibliothek vertauschte. Im Jahre 1798 unternahm er eine Reise nach England, und fand, nach Dänemark zurückgekehrt, eine Anstellung als Assessor im Commerz-Collegium des ostindischen Bureau's und Secretär und Comptoir-Chef bei der permanenten Commission für die Barbaresken-Angelegenheiten. Durch fremde Bevorzugungen dem dänischen Staatsdienste abgewendet, nahm er einen Ruf nach Preußen an, traf am 5. October 1806, wenige Tage nach den Schlachten von Jena und Auerstädt, in Berlin ein, und fand den Staat, dem er dienen wollte, in vollkommener Auflösung. Als endlich durch den Tilsiter Frieden Preußens Existenz gesichert wurde, trat Niebuhr in die, das Verpflegungswesen und die Finanzen überwachende Immediat-Commission, und wurde von Herrn von Stein, der die Leitung der Angelegenheiten übernahm, zu einer Mission nach Holland ausersehen, um dort eine Anleihe für Preußen zu negoziren. Dieses Geschäft kam nicht zu Stande; Niebuhr verließ Holland wieder, und ging über Hamburg und Holstein nach Königsberg, erhielt den Auftrag, einen Plan über das Staatsschuldenwesen auszuarbeiten, und wurde gegen das Ende des Jahres 1809 zum Staatsrath und Sections-Chef für das Staatsschuldenwesen und die Geldinstitute ernannt. Als der Hof und das Ministerium sich wieder nach Berlin begaben, folgte auch er ihnen dahin. Hier trat er mit der ihm eigenen hartnäckigen Entschiedenheit gegen den neuen Finanzplan auf, und da er mit seinen Ansichten nicht durchdringen konnte, erbat und erhielt er endlich, ungeachtet der von Herrn von Hardenberg gethanen nachgiebigen Schritte, seine Entlassung aus dem Staatsdienste und wurde, da er zum gelehrten Fache überzugehen wünschte, zum Historiographen an J. v. Müller's Stelle ernannt. Fast drei Jahre gab er sich nun der ungestörten Beschäftigung mit seinen Lieblingswissenschaften hin. Diese Zeit, die er selbst als die glücklichste Epoche seines Lebens bezeichnet, war zugleich die fruchtbarste; denn in den Vorlesungen, die er an der neu eröffneten Berliner Universität über römische Geschichte hielt, reifte der Plan seines gleichnamigen großen Werkes, das zwar wegen seiner Hyperkritik vielfach angefochten wurde, mit welchem aber eine neue Epoche

für die Darstellung der römischen Geschichte beginnt. Das Wiedererwachen Deutschlands erfüllte auch ihn von Neuem mit Vertrauen und Theilnahme an den Weltbegebenheiten. Einstweilen schrieb er den „Preußischen Correspondenten," bis er Ende April 1813 von Hardenberg die Aufforderung erhielt, sich nach Dresden zu begeben, wo ihm der Auftrag ward, die Unterhandlungen mit dem englischen Gesandten wegen der Subsidien zu führen, und dann später vielleicht einen Handelstractat zwischen Preußen und England abzuschließen. Im Spätherbste nach Berlin zurückgekehrt, arbeitete er zunächst an einem von ihm geforderten Entwurfe zu einer Verfassung Hollands, erhielt im Februar 1814 den Auftrag, sich nach Holland zu begeben, um dort mit den englischen Commissarien wegen der ferneren Subsidiengeschäfte zu unterhandeln, brachte nach einigen Monaten die Sache so weit zum Abschlusse, als es für den Augenblick möglich war, und kehrte dann nach Berlin zurück. Dem Kronprinzen, jetzt regierenden Könige von Preußen, ertheilte er Unterricht in der Finanzkunde, und in diesen Stunden knüpfte sich das Band der innigsten Liebe, mit welcher er fortwährend an seinem hohen Schüler hing. In dieser Zeit schrieb er auch die kleine Schrift: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof," um den in ganz Deutschland gegen Preußen ausgestreuten Libellen eine Rechtfertigung entgegen zu setzen. Im Sommer 1816 ging er als preußischer Gesandter nach Rom, um mit dem römischen Hofe über die Einrichtung der katholischen Kirche zu unterhandeln und eine Uebereinkunft abzuschließen, hielt sich dort bis zum Frühling 1823 auf, und brachte seine Angelegenheit zu Stande. Anfangs sah er Italien mit sehr ungünstigen Augen an, dann aber wurde ihm der dortige Aufenthalt überaus lieb, und nur höchst ungern kehrte er nach Deutschland zurück; seine stete Gespensterfurcht vor Revolution und Anarchie hatte ihn aus dem Verständnisse seiner Zeit ganz herausgebracht, jedes Sinken einer alten, abgelebten Form erschien ihm als ein Schritt zur Auflösung, und so war er während seiner Abwesenheit auch dem verjüngten und wiedergeborenen Deutschland durchaus entfremdet geworden. Diese Ansichten bestimmten ihn, jedem Anlasse zu einer anderweitigen öffentlichen Wirksamkeit aus dem Wege zu gehen; das einzige Ziel seiner Wünsche war jetzt nur noch ein ruhiges Familien- und Bücherleben. Er nahm seine Entlassung von der römischen Gesandtschaft, und begab sich nach Bonn, welches er zu seinem künftigen Aufenthalte ausersehen hatte, hielt daselbst Vorlesungen, und arbeitete an der Fortsetzung seiner römischen Geschichte. Aus dieser Ruhe wurde er aber

durch einen schrecklichen Schlag aufgestört, durch die Juli-Revolution. Diese machte einen so furchtbaren Eindruck auf ihn, daß sie als die moralische Ursache seines Todes angesehen werden kann. Die letzten Jahre der Restauration hatten ihn in eine gewisse Sicherheit eingewiegt; er glaubte den Dämon der Revolution, wenn auch nicht getödtet, doch wenigstens auf lange Zeit gefesselt und unschädlich gemacht. Und nun plötzlich, wo Niebuhr es am wenigsten erwartet hatte, steht derselbe wieder riesiggroß da, Mord und Zerstörung schnaubend. Nun erwachen wieder alle finsteren Ahnungen in seiner Seele; er fürchtet nicht blos einen allgemeinen Krieg, wozu damals allerdings einige Aussicht vorhanden war, sondern er ist auch fest überzeugt, daß die Juli-Revolution in die Fußstapfen der Revolution von 1789 treten, daß Frankreich von Neuem alle Phasen derselben werde durchlaufen müssen, daß ein allgemeiner Vernichtungskrieg bevorstehe, der alle Cultur begraben werde. Seinen Blicken zeigt sich Nichts mehr, als Auflösung, Barbarei, Anarchie. Von dieser krankhaften Anschauung der Dinge gequält, ward ihm nicht mehr der Trost, die Widerlegung seiner schwarzen Träume zu erleben; denn schon am 2. Januar 1831 führte ihn der Tod aus einer Welt, die er zu begreifen und zu würdigen verlernt hatte.

Martin Opitz.

Geboren 1597. Gestorben 1639.

Martin Opitz von Boberfeld — dies war der vollständige Name jenes Vater des deutschen Gesanges — wurde den 23. December 1597 zu Bunzlau geboren, wo sein Vater, Sebastian Opitz, Bürger und später Rathmann war. Die dortige Stadtschule, deren Rector, Valentin Sanftleben, mag zur Entwickelung seines dichterischen Geistes beigetragen zu haben scheint, gab ihm seine erste Bildung; seit 1614 setzte er seine Studien in Breslau auf dem Gymnasium zu Maria Magdalena fort, und entschied sich hier für die Rechtsgelehrsamkeit. Als er 1617 jenes Gymnasium mit dem berühm-

teren zu Beuthen an der Oder vertauschte, erschien bereits von ihm eine Sammlung kleiner lateinischer Gedichte, eine Art Xenien, im Druck, die er Strenae oder Neujahrsgeschenke nannte, und manche andere, ähnliche poetische Arbeiten folgten. 1618 bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er, ohne weiter an die Jurisprudenz zu denken, ein Jahr hindurch studirte und dichtete. Er gab sich den Titel eines Candidaten der Poesie und Philosophie. Von diesem ersten Universitätsjahre beginnen die Wanderungen des unstäten Dichters, und fast nie mehr war er ein ganzes Jahr hindurch an Einem Orte. Als der Krieg sich immer weiter in Deutschland ausbreitete, begab er sich in's Holsteinische, wo er sein vortreffliches Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges schrieb. Nach kurzem Aufenthalte in Liegnitz nahm er 1622 einen Ruf des Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen als Professor der Philosophie und der Humaniora auf der hohen Schule zu Weissenburg an, wo er die Gunst des Fürsten in hohem Grade genoß, Vorlesungen über den Horaz und Seneca hielt, und ein gelehrtes Werk begann, an welchem er sechzehn Jahre arbeitete, und welches der Welt, als die Erwartung davon auf's Höchste gespannt war, durch seinen Tod auf immer entrissen wurde; es hieß: »Dacia antiqua.« Aber Sehnsucht nach Vaterland und Freunden erfüllte und preßte sein Herz, und in diesem trostbedürftigen Zustande sang er sein Zlatna, oder Gedicht von der Ruhe des Gemüthes, das sowohl der schönen klassischen Nachahmungen wegen, als wegen der frischen Farben in den Gemälden und der reinen Lebensweisheit in den Sentenzen und Maximen, zu den trefflichsten des Dichters gehört. Er erwirkte seine Entlassung, und mit dem Vorsatze, nun alle Wanderungen aufzugeben und in seiner Vaterstadt allein der Ruhe und den Musen zu leben, kehrte er zurück; aber dieser Entschluß war bald vergessen. In Liegnitz, wohin er 1623 zum zweiten Male ging, brachte er, auf Befehl des Herzogs, die Sonn- und Festtags-Episteln nach dem Versmaße der französischen Psalmen in Verse, und wurde dafür zum herzoglichen Rathe ernannt. Auch erschien jetzt sein Buch von der deutschen Poeterei, womit er den Anfang zu einer deutschen Poetik machte. Unter dem Namen des »Gekrönten« wurde er in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. 1625 unternahm er eine Reise nach Wien, empfahl sich hier durch ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl, welches aber mehr ein Ehrengedicht auf die ganze österreichische Monarchie war, dem Kaiser Ferdinand II., und erhielt aus dessen Hand den poetischen Lor-

beerkranz. Im folgenden Jahre wurde er an den Burggrafen Hannibal von Dohna empfohlen, und trat als Secretär in die Dienste desselben. Er lebte nun größtentheils in Breslau, machte aber auch in Geschäften seines Herrn zuweilen Reisen an fremde Höfe. Uebrigens war er sehr fleißig, arbeitete an seiner Dacia antiqua, schrieb seine Uebersetzung des Jeremias, des hohen Liedes, des Jonas, seine Daphne (das erste deutsche Schauspiel), das Lob des Kriegsgottes, übersetzte Barclay's Argenis, dichtete die Schäferei von der Nymphe Hercynia, sein Vielgut u. a. m. 1628 wurde er vom Kaiser, ohne sein Zuthun, unter dem Namen: Opitz von Boberfeld in den Adelstand erhoben; er bediente sich aber dieses Titels selten oder gar nicht, sondern blieb bei der einmal gewöhnten einfachen Benennung. In Paris machte er 1630 die Bekanntschaft des berühmten Hugo Grotius, und übersetzte dessen Gedicht von der Wahrheit der christlichen Religion aus dem Holländischen in deutsche Verse. Grotius schrieb ihm dafür einen schmeichelhaften Danksagungsbrief. Nach dem 1633 erfolgten Tode seines Gönners, des Burggrafen, ging Opitz an den fürstlichen Hof zu Brieg, wo er seinen »Vesuv,“ ein Lehrgedicht naturhistorischen Inhalts, herausgab, und nahm dann, mit des Herzogs Bewilligung, seinen Aufenthalt zu Danzig. Das Singspiel »Judith“ und die Uebersetzung der Antigone des Sophokles waren die Früchte der Muße, deren er hier genoß. Durch ein deutsches Lobgedicht auf den König Wladislaw IV. von Polen, welches in Rücksicht der Kraft, Freiheit und Neuheit in den Wendungen, unter des Dichters beste Arbeiten zu rechnen ist, gewann er die Gunst dieses Fürsten, und nahm, auf dessen dringende Einladung und unter sehr vortheilhaften Bedingungen, das Amt eines königlich polnischen Secretärs und Historiographen an. Die Sorgenfreiheit, welche dieses Amt ihm gewährte, benutzte er zur Vollendung literarischer Arbeiten. So hatte Opitz die Blüte der männlichen Jahre und des Ruhmes erreicht. Er war geliebt und geehrt von den besten und würdigsten der Zeitgenossen. Die Musen hatten nicht blos den Jüngling, sondern auch den Mann geliebt; sie würden sein späteres Alter nicht verlassen haben. Doch anders war es im Rathe der Vorsehung beschlossen. Im Jahre 1639 brach in Danzig die Pest aus. Schon dachte Opitz daran, die Stadt zu verlassen, als ihn am 17. August auf der Straße ein mit häßlichen Geschwüren bedeckter Bettler um ein Almosen ansprach. Opitz entsetzte sich vor dem Anblick, und schon am folgenden Tage fühlte er sich an's Bett gefesselt. Von dem

Reformirten-Prediger Niklas, der an sein Sterbelager eilte, erhielt er den Trost der Kirche und der Freundschaft, und verblich am Morgen des 20. August 1639, im zweiundvierzigsten Jahre seines Alters. Seine Leiche wurde unter großem Zulaufe des Volkes in der Ober-Pfarrkirche zu St. Maria beerdigt.

Martin Opitz verdient den Namen des Vaters und Wiederherstellers der deutschen Dichtkunst, welchen die dankbare Nachwelt ihm beigelegt hat, nicht durch Originalität und klassische Vollkommenheit, sondern durch seine Bereicherung und Bearbeitung der deutschen poetischen Sprache, und durch die Schöpfung einer regelmäßigen deutschen Prosodie. Die Letztere existirte vor ihm eigentlich noch gar nicht. Alle Dichter vor ihm beobachteten in ihren Versen nichts weiter, als die richtige Sylbenzahl nebst den Abschnitten und Reimen; an eine bestimmte Quantität hingegen, oder an einen gleichförmigen Wechsel der langen und kurzen Sylben war nicht zu denken. Jamben, Trochäen und Daktylen paarten sich daher in einem und demselben Verse mit einander, und es kam Niemanden in den Sinn, diese mannigfaltig gemischten Füße zu sondern, und aus ihnen rein jambische, trochäische und daktylische Sylbenmaße zu bilden. Opitz war der Erste, der die theils falsche, theils unsichere Quantität unserer Sylben bestimmte und unserer Prosodie ihr Dasein gab. — »Opitzens Gedichte,« sagt Manso sehr richtig, »sind und können uns freilich das nicht mehr sein, was sie seinen Zeitverwandten waren; aber unsere Achtung verdienen sie gleichwohl noch jetzt, und in einzelnen Stellen selbst unsern Beifall. Immer wird man sie unter diejenigen Gedichte zählen, die sich durch tiefe Beobachtungen, edle Gesinnungen und große Gedanken empfehlen und überhaupt durch Schönheiten entzücken, die keine Zeit entstellen oder unkenntlich machen kann; immer wird man in ihnen theils die mannigfaltigen Kenntnisse des Dichters, von denen er stets so glücklichen Gebrauch zu machen weiß, bald sein fühlendes und zufriedenes Herz, das sich in manchen Versen so schön ergießt, bewundern.«

Hans Sachs.

Geboren 1494. Gestorben 1576.

Wenig ist es, was wir von den äußeren Lebensumständen dieses merkwürdigen und ausgezeichneten Mannes wissen. Hans Sachs, so viel die Geschichte meldet, der einzige Sohn des Veit Sachs, eines ehrsamen, fleißigen Schuhmachers in der freien Stadt Nürnberg, wurde daselbst am 4. November 1494 geboren, und von seinem Vater ebenfalls für jenes seit zwei Jahrhunderten in der Familie erbliche Handwerk erzogen. Auch der junge Sachs brachte es bald zu großer Kunstfertigkeit in seinem Gewerbe, aber er fühlte und erkannte zugleich, daß in ihm ein noch höherer, edlerer Trieb sich regte, als der bloße Eifer für sein niedriges Handwerk. Da gab sein Freund, Leonhard Nunnenbeck, Leinweber und Meistersänger, dem kranken Gemüthe des Jünglings, was diesem bisher gemangelt hatte — eine höhere, bedeutsamere Richtung; er ward Sachsens Lehrer in der edlen Gesangskunst. Sachs, mit glühendem Eifer dieses neue Gebiet verfolgend, versprach eine Krone des Meistergesanges zu werden; aber das Handwerk wurde darüber arg verabsäumt. Sein Vater schmählte, und da dies nicht half, so jagte er ihn endlich aus dem Hause, mit dem Bescheid, sich nicht eher zurück zu wagen, bis er dem brotlosen Gewerbe des Reimschmiedens aus vollem Herzen entsagt haben werde. Betrübt und doch frischer Hoffnungen voll, wendete Sachs seiner Vaterstadt den Rücken, besuchte alle Städte am Rheine, wo die edle Gesangskunst gepflegt und geübt ward, und verschaffte sich den nothwendigen Erwerb durch Arbeiten bei tüchtigen Schuhmachermeistern. So vergingen mehrere Jahre, und Hans Sachs ward mittlerweile berühmt in ganz Deutschland. Jetzt, meinte er, sei es Zeit, in die liebe Vaterstadt zurück zu kehren. Doch den grollenden Vater fand der arme Jüngling nicht mehr am Leben; nur sein alter Freund und Lehrer, Meister Nunnenbeck, nahm ihn getreulich auf, und wieder wurde da gesungen und gedichtet. Da riß ihn die Leidenschaft der Liebe aus seiner stillen, liederfröhlichen Ruhe. Röschen, die liebliche Tochter des weit und breit berühmten Goldschmieds Gulden, des reichsten Bürgers in ganz Nürn-

berg, fesselte sein junges Herz, und auch das der Jungfrau blieb dem hübschen und redegewandten Jünglinge nicht lange verschlossen. Aber der alte Meister Gulden, auf seinen Reichthum stolz, wollte mit seiner Tochter hoch hinaus, und hatte sie einem unschönen, aber altadeligen Manne zugedacht, der obendrein das ehrenvolle Amt eines der ersten Räthe in der Reichsstadt Nürnberg bekleidete. Wie nun, durch seinen vornehmen Nebenbuhler, durch den hochmüthigen Meister Gulden, und endlich durch verliebte Mißverständnisse mit Röschen selbst gedrängt, der verzweifelte Hans Sachs Nürnberg abermals verläßt, wie ihm dann im Walde ein hoher, ehrfurchtgebietender Mann, auf der Jagd verirrt, entgegentritt, sich von ihm den Weg nach Nürnberg zeigen läßt, ja ihn, halb unfreiwillig, in die Stadt selbst zurückführt, dort sich dem erstaunten Jünglinge als Kaiser Maximilian zu erkennen gibt, und ihm die Hand seines Röschens erwirbt — das Alles erzählt uns die freundliche Sage, die uns die Spärlichkeit verläßlicher Nachrichten zu ersetzen strebt, und durch Deinhardstein's frisches und gemüthliches dramatisches Gedicht: „Hans Sachs," wieder in lebendige Erinnerung gebracht worden ist. Hans Sachs starb in seiner Vaterstadt Nürnberg, allgemein geachtet und betrauert, am 25. Januar 1576, in dem ehrwürdigen Alter von zweiundachtzig Jahren, nachdem er schon viele Jahre zuvor sich für die protestantische Kirchenlehre erklärt hatte. Seine „sehr herrlichen, schönen und wahrhaften Gedichte," welche in Nürnberg zuerst im Jahre 1558 im Drucke erschienen, die einfachen und herzerhebenden Kirchengesänge, welche er gedichtet, und unter denen wir nur des Gesanges: „Warum betrübst du dich, mein Herz?" gedenken wollen; seine mannigfachen Gedichte auf Luther, dem er auch sein berühmtes Loblied: „die wittenbergisch Nachtigall," sang; endlich noch sein reiner und fleckenloser Lebenswandel, sichern ihm ein bleibendes Andenken in den Herzen der Deutschen und in der Geschichte, nicht blos der deutschen Dichtkunst, sondern überhaupt in der deutschen Culturgeschichte. Goethe, vielleicht mehr von dem alterthümlichen Reize der Sprache, als von dem Geiste der Sachsischen Dichtungen selbst angezogen, feierte des Meistersängers Apotheose. Was die Fruchtbarkeit seiner Fantasie anlangt — er machte überhaupt nach seiner eigenen Angabe 6048 Gedichte — so läßt sich Hans Sachs nur mit Lope de Vega vergleichen, dem er jedoch in keiner andern Beziehung gewachsen ist. Seinem immerdar behaglich angeregten Gemüthe entströmten leichte, harmlose Bilder in reicher Fülle; sein gesunder, hausbackener Verstand gab ihnen den Sinn und die Form, sein kluger Witz eine

gefällige Färbung, und so wird es im Ganzen wenig fühlbar, daß eigentliches Genie und poetische Intuition ihm abgehen. Seine Gedichte gleichen jenen alten deutschen Gemälden, die, obschon incorrect und schwerfällig, überladen und feist, doch oft gerade durch diese Fehler ihren tiefbegründeten, wenn auch schwer zu erklärenden, Zauber üben. Seine Muse malt nicht mit den Farben dichterischer Klarheit und Idealität, sie führt nur leichthin den Griffel philosophischer Deutung; aber sie schneidet, so zu sagen, getreu in Holz, was ihr vor die Augen kommt und wie ihr das eben erscheint. Unter seinen Erzählungen sind die lustigen, die sogenannten Schwänke, die gelungensten; Gleiches gilt in der Gattung der großentheils noch sehr rohen und ungelenken dramatischen Versuche, von den Fastnachtsstücken, wie Hans Sachs denn überhaupt in der schlichten, bürgerlichen Lustigkeit am meisten in seinem Elemente ist.

Andreas Doria.

Geboren 1468. Gestorben 1560.

Unter Italiens Helden und Staatsmännern nimmt Andreas Doria eine wichtige Stelle ein. Zu Oneglio am 30. November 1468 aus einer der ältesten und angesehensten Familien Genua's geboren, scheint er, nach einer sorgfältigen Erziehung, sehr frühzeitig der allgemeinen Richtung seiner Zeit, insbesondere des italienischen Adels, und dem Rufe zu kriegerischem Ruhme gefolgt zu sein. Den Gebrauch der Waffen erlernte er zu Rom, unter den päpstlichen Truppen im Dienste Innocenz's VIII., und nachdem er sich später zu Neapolis als Führer einer Compagnie Lanciers, und in dem Dienste des Herzogs von Urbino hervorgethan, trat er im Kriege gegen die Seeräuber und Korsaren mit einer Umsicht und Unerschrockenheit auf, die über seine Bestimmung zum Helden seiner Zeit keinen Zweifel übrig ließen. Die durch Parteiungen erschütterte Verfassung seiner Vaterstadt brachte ihn hierauf mit den Königen Frankreichs in nähere Berührung. Der Freistaat Genua hatte nämlich, nach Erhebung einzelner Familien zu Macht und Einfluß, seine ursprüngliche Verfassung und mit ihr, unter den

fortwährenden Entzweiungen herrschsüchtiger Aristokraten, seine Selbstständigkeit verloren; denn um den verderblichen Folgen der einheimischen Zerwürfnisse zu steuern, sah man sich veranlaßt, bei einer fremden, bald mailändisch-österreichischen, bald französischen Macht Schutz und Sicherheit zu suchen, deren Vermittelung die Genueser meist mit ihrer Freiheit erkaufen mußten. Schon gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Frankreich einen entschiedenen Einfluß auf Genua's Schicksal ausgeübt, welcher unter dem ehrgeizigen und auf die österreichische Macht in Italien eifersüchtigen Franz I. in eine Art Oberlehensherrschaft überging, indem dieser nicht nur französische Besatzung nach Genua führte, sondern auch sich in den Besitz des zu militärischen Operationen sehr vortheilhaft gelegenen Hafens zu setzen wußte. Ueber die zur Sicherung des Hafens und zur Ausführung eroberungssüchtiger Plane der französischen Krone ausgerüsteten Galeeren erhielt um das Jahr 1482 Andreas Doria von Franz I. das Commando, und leistete diesem wesentliche Dienste. Allein getäuscht in seinen Erwartungen und hintergangen durch Versprechungen, die man gar nicht zu halten gedachte, entzog er, durch Niederlegung des anvertrauten Oberbefehls, Frankreich seinen Heldenarm wieder, und schloß sich 1528 dem österreichischen Hause an. Jetzt im Dienste Kaiser Karl's V., gelang es dem Heldenmuthe des Genuesers, vor Neapolis Franz's I. Flotte zu vernichten, und hierdurch nicht nur die Stadt von einer sehr gefährlichen Belagerung, sondern selbst ganz Italien von den Einwirkungen dieser herrschsüchtigen Krone zu befreien. Frankreichs Waffenglück in Italien war mit dem Tage dieses Sieges untergraben, und Genua's Selbstständigkeit wieder gewonnen; denn noch in demselben Jahre kehrte Doria in die Stadt seiner Väter zurück, vertrieb aus derselben die französische Besatzung, und gab Genua mit seiner Freiheit seine Ruhe zurück. Leicht würde es dem Befreier seines Vaterlandes — so wurde er von seinen dankbaren Mitbürgern genannt — jetzt geworden sein, sich zum souverainen Oberhaupte von Genua zu machen; allein er zog es vor, seine Macht und sein Verdienst nur zur festeren Begründung und zweckmäßigeren Organisation der alten republikanischen Verfassung zu benutzen, und begnügte sich mit der ihm übertragenen Würde eines Dogen, der, obwohl er als solcher das oberste Staatsamt bekleidete, in der Ausführung seiner Beschlüsse durch die ihm beigegebenen Räthe und Bürgerrepräsentanten mannigfach gehindert werden konnte. Und in dieser edelmüthigen Enthaltsamkeit von einer, durch das Glück ihm gebotenen Souverainetät, wie in der umsichtigen Klugheit, womit er die Ruhe und Ordnung in Genua

wieder herstellte und begründete, erscheint er als Held, als Mensch und Staatsmann gleich ehrwürdig. Aber obgleich ihn seine Verdienste über alle andern Genuesen erhoben, obgleich seine Anordnungen selbst von seinen Neidern als weise und zweckmäßig anerkannt werden mußten, fehlte es dennoch nicht an Ehrgeizigen, welche seine hohe Stellung und seinen Einfluß mit mißgünstigen Augen betrachteten. Unter diese gehörte der schlaue und durch seinen Reichthum mächtige Fiesco, Graf von Lavagna, welcher die niedergehaltenen, aber keineswegs unterdrückten Factionen von Neuem erregte, einen großen Anhang von Mißvergnügten um sich sammelte und das Haus Doria im Jahre 1547 durch eine Verschwörung zu stürzen drohte. Fiesco ertrank, und die Gefahr ging vorüber; Doria befleckte seinen Ruhm durch nutzlose Grausamkeiten an den Verschwörern und ihren Angehörigen. Weit entfernt, daß diese Verschwörung durch Wiederbelebung des alten Parteihasses das Ansehen des Andreas beeinträchtigte, trug sie vielmehr zu dessen Erhöhung bei, indem Letzterer mit Klugheit und Scharfblick die Empörung nicht nur dämpfte, sondern auch durch weise Einrichtungen jedem neuen Ausbruche der Unzufriedenheit vorzubeugen wußte. Die wieder hergestellte Ruhe im Innern gestattete ihm jetzt die Theilnahme an Karls V. feindseliger Stellung gegen die Türken, die unaufhörlich in jener Zeit das deutsche Reich zu bedrohen pflegten. In dieser Absicht unternahm er eine Expedition nach Griechenland, setzte sich in Besitz von Petrasso und Koron, überwand die Türken in einem Seetreffen, trieb den gefürchteten Barbarossa zurück, und machte einen glücklichen Streifzug nach Tunis. Von dem dankbaren Kaiser wurde er, nach seiner Rückkehr, für seine uneigennützigen Dienste zu Gunsten der deutschen Krone, durch das Fürstenthum Melfi und durch den Orden des goldenen Vließes belohnt. Ein Zug, den er um das Jahr 1552 gegen den Korsarenhäuptling Dragut-Rais unternahm, hatte für den ergrauten Helden in so fern einen unglücklichen Erfolg, indem Ersterer mit einer weit überlegenen Macht die genuesischen Galeeren zwischen den Inseln Ponsa und Ischia unerwartet überfiel, in Unordnung setzte, und einen Theil derselben gefangen nahm. Vergebens bemühte sich der sieggewohnte Greis, diesen Flecken seines Kriegsruhmes an demselben Feinde auszutilgen; da suchte er einen andern, weit rühmlicheren Gegner in dem Könige von Frankreich, den er 1554, nach einer hartnäckigen Belagerung, aus San Fiorenzo in Corsica vertrieb, und hierdurch auch auf dieser Insel den französischen Einfluß vernichtete. Dies

aber war zugleich der letzte Waffengang, womit Andreas Doria sein thatenreiches und bedeutsames Leben ruhmvoll beschloß; von jetzt an zog er sich in einen seiner Paläste in der Vorstadt von Genua zurück, wo er, unbeerbt, in einem Alter von beinahe drei und neunzig Jahren starb.

Gaspard Graf v. Coligny.

Geboren 1516. Ermordet 1572.

Der muthvollste und unglücklichste Träger des Hugenottenbanners, Gaspard Graf von Coligny, Herr von Chatillon, war den 16. Februar 1516 geboren. Schon in seiner frühesten Jugend trug er die Waffen; unter der Regierung Franz's I. focht er bei Landrecis und in der Schlacht bei Cerisolles. Heinrich II. ernannte ihn 1547 zum Generalobersten der französischen Infanterie, welche durch ihn vortheilhafter organisirt wurde, und zum Bevollmächtigten bei dem Friedensschlusse mit England 1550; zwei Jahre später ward er Admiral von Frankreich. 1553 focht er bei der Avantgarde der Armee, welche der König in Flandern befehligte, und 1554 hatte er den größten Antheil an dem Siege bei Renti, worauf er im folgenden Jahre das Gouvernement der Picardie erhielt. Nach dem Bruche des Waffenstillstandes von Brüssel, den er selbst durch einen mißglückten Anschlag auf Douay herbeiführte, übernahm er die Vertheidigung von St. Quentin, die er bis zur endlichen Capitulation mit solchem Muthe leitete, daß er mit dem Ruhme erprobter Tapferkeit in die Gefangenschaft nach Cluis und dann nach Gent aus der eingeäscherten Festung abging. Dafür, daß er allein die spanische Armee so lange aufgehalten hatte, bis sich die französische mit neuer Verstärkung ihr entgegenstellen konnte, belohnte ihn Heinrich II. mit der Verleihung des Gouvernements von Isle de France. Nach dem Frieden von Chateau-Cambresis, 1559, kehrte er in sein Vaterland zurück und mußte bald darauf Heinrich's II. Tod betrauern, um so mehr, als nun die Herrschaft der Königin Katharina von Medicis in Verbindung mit den Guisen begann. Diesen drohenden Einfluß glaubte er am besten durch

eine enge Vereinigung der hugenottischen Partei zu bekämpfen, an deren Spitze der Prinz von Condé stand, und welcher nun auch Coligny sich eifrig anschloß. Man beschuldigte ihn, jedoch grundlos, der Theilnahme an der gegen das königliche Haus gerichteten Verschwörung von Amboise; er rechtfertigte sich, und kam in dieser Absicht selbst an den Hof, wo er die Königin Mutter beschwor, von ihrer Strenge gegen die Protestanten abzulassen; er war es auch, der die Beschwerden und Bittschriften dieser Partei dem Könige am 24. August 1560 in der Versammlung der Notablen zu Fontainebleau vorlegte. In der Folge erklärte er sich öffentlich gegen die Guisen, und bildete einen so starken Anhang um sich, daß er ihrem Einflusse das Gegengewicht hielt. Im Jahre 1562, als die Religionskämpfe begonnen hatten, focht er mit äußerster Tapferkeit in der Schlacht bei Dreux, ohne den Verlust derselben hindern zu können. Zwar sammelte er nach Condé's Gefangennehmung die Armee, und wollte am folgenden Tage das Gefecht erneuern; doch war dies ohne Erfolg. Indessen hatte seine Entschlossenheit und Feldherrnkunst die völlige Niederlage verhindert; er deckte den Rückzug, und bewerkstelligte die Vereinigung des geschlagenen Heeres mit den Engländern in der Normandie. Im Februar 1563 wurde der Herzog Franz von Guise, während der Belagerung von Orleans, durch Jaques Poltrot ermordet. Der Verdacht der Anstiftung fiel auf den Admiral Coligny, der sich durch einen Eid davon reinigte. Die bürgerlichen Kriege in Frankreich ruhten durch einige Zeit, aber im Jahre 1567 brachen sie mit erneuter Heftigkeit wieder los. Zu Valery und Chatillon hielten die Hugenotten ernsthafte Berathungen; auf Coligny's Rath sollte zu Monceaux der königliche Hof aufgehoben werden, den aber die Tapferkeit der Schweizergarden rettete. Coligny rückte darauf nach Paris vor, verlor aber, trotz der heldenmüthigsten Anstrengung, die Schlacht von St. Denys. Doch der unermüdliche Krieger sammelte neue Verstärkungen, und trat seinen Feinden wieder so furchtbar entgegen, daß sie zu Lonjumeau die Hand zum Frieden boten. Bald erneuerten sich die Feindseligkeiten. Condé ließ am 13. März 1569 bei Jarnac Sieg und Leben, und die Sache der Hugenotten schien sich zum Verderben wenden zu wollen. Aber Coligny, nie größer, nie unbezwinglicher, als im Unglücke, ermuthigte seine Genossen, vereinigte sich bei Vienne mit dem Heere des Herzogs von Zweibrücken, und stand unerwartet als der Schrecken seiner Feinde da. Ja selbst die für die Hugenotten unglückliche Schlacht bei Mont-



XLVI


GALVANI
ARAGO
ERASMUS VON ROTTERDAM
JOHANN VON LEYDEN
GREY
1764
HOLLAND
1773
1840



contour vom 3. October 1569, in welcher er die Avantgarde befehligte, beugte seinen unerschütterlichen Muth nicht; mit dem Reste seiner Truppen durchzog er das südliche Frankreich, überall die Hugenotten sammelnd und Verstärkungen an sich ziehend, und rückte endlich nach Burgund vor, um auch aus Deutschland die erwartete Hilfe in Empfang zu nehmen. Glücklich entging Coligny zweien Anschlägen auf sein Leben, und der Friede von St. Germain en Laye (den 15. August 1570) schien den Hof und seine übrigen Feinde völlig mit ihm ausgesöhnt zu haben. Er begab sich 1572 sogar nach Paris, um den Vermälungsfeierlichkeiten des Königs von Navarra beizuwohnen. Hier schoß am 22. August ein Meuchelmörder, Namens Maurevel, auf ihn, doch ohne ihn lebensgefährlich zu verwunden. Der König besuchte ihn persönlich, bezeigte ihm seine volle Theilnahme, und betheuerte, den Mörder auf das Aeußerste zu verfolgen. Aber schon war vom Könige die Bluthochzeit beschlossen und Coligny's Haupt dem Tode geweiht. Als das Gemetzel der Bartholomäusnacht begann, brach Guise, der Coligny noch immer für den Mörder seines Vaters hielt, gegen die Wohnung seines Feindes auf. Die Thüren der Wohnung wurden gesprengt. Besme, ein Lothringer, und Petrucci, ein Italiener, Beide in Guise'schem Solde, drangen, von einigen Soldaten begleitet, zu dem Admirale. Von dem Lärmen erweckt, fragte dieser seine Umgebung, was es wäre? »Herr!« erwiederte einer seiner Diener: »Gott ruft uns zu sich!« Darauf sagte Coligny zu ihnen: »Rettet euch, meine Freunde; meine Stunde ist gekommen, ich bin schon längst auf den Tod vorbereitet.« Sie verließen ihn Alle, bis auf Einen, und er erwartete im Bette aufgerichtet und betend seine Mörder. Bald waren auch die inneren Thüren erbrochen, und Besme trat vor ihn. »Bist Du Coligny?« rief er. — »Ich bin es,« erwiederte der Admiral. »Du solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren, junger Mann; aber thue, was Du willst; Du kannst mein Leben nur um wenige Tage verkürzen.« Statt aller Antwort stieß ihm Besme den Degen in die Brust, und die Uebrigen durchbohrten ihn mit ihren Dolchen. Die Leiche wurde zum Fenster hinaus in den Hof geschleudert, und ihr Blut bespritzte die unten harrenden Urheber des Mordes. Guise ließ dem todten Feinde den Kopf abschneiden; der verstümmelte Leichnam wurde von dem Pöbel durch die Straßen geschleift, und dann bei den Füßen an dem Galgen von Montfaucon aufgehängt. Coligny's Freunde entführten zur Nachtzeit den gemißhandelten Körper, der dann zu

Montauban beerdigt und später, nachdem das Decret gegen Coligny's Andenken zurückgenommen worden, in das Erbbegräbniß seiner Vorfahren nach Chatillon sur Loire gebracht wurde. — So endete Coligny, ein biederer, wohlwollender Mann, der, groß und unerschrocken als Feldherr, ein glücklicherer Krieger zu sein verdient hätte, dessen Tugenden als Mensch eines freundlicheren Lebens, eines glorreicheren Todes würdig gewesen wären.

Ph. Nericault Destouches.

Geboren 1680. Gestorben 1754.

Unter den vorzüglichsten Repräsentanten des französischen Lustspiels darf Philipp Nericault Destouches nicht übergangen werden. Aus Tours gebürtig, erhielt er in Paris seine Erziehung, entfloh, um den Verfolgungen seiner Familie, welche ihn zum Rechtsgelehrten machen wollte, zu entgehen, aus dem väterlichen Hause, ward Volontair bei einem Infanterie-Regimente, gab aber dann den Dienst auf, und zog lange Zeit mit einer Schauspielertruppe von Stadt zu Stadt. In der Schweiz ward er dem französischen Gesandten, Marquis von Puisieux, durch einen mit vielem Geiste gesprochenen Prolog bekannt. Dieser nahm ihn zu sich und bildete ihn zum Geschäftsmanne, ohne jedoch seiner Neigung zur Poesie Fesseln anzulegen. Sein im Jahre 1710 vollendetes erstes Lustspiel: »Le curieux impertinent,« obschon es zu sehr an Unwahrscheinlichkeiten und Kälte leidet, so wie die nachfolgenden Versuche, welche von denselben Fehlern nicht frei sind, wurden nicht ohne Beifall aufgenommen und erwarben ihm die Achtung und Freundschaft des Regenten, welcher, von seinen Kenntnissen, seiner Geschicklichkeit in der Diplomatik und seiner Rechtschaffenheit überzeugt, ihn 1717 mit dem Kardinal Dubois nach England sendete. Nach des Kardinals Abreise leitete Destouches die Angelegenheiten allein, und zwar zur größten Zufriedenheit seines Gebieters, welcher ihn auch königlich dafür zu belohnen versprach, aber durch den Tod an der Erfüllung seines Versprechens gehindert

wurde. Der Dichter zog sich nun auf sein Landgut Fort-Oiseau bei Melun zurück, und lebte nur seinen Studien. Den vom Kardinal Fleury ihm gemachten Antrag, als Gesandter nach St. Petersburg zu gehen, wies er zurück. Seither hatte sich Destouches in seinen Lustspielen nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben; aber sein „Philosophe marié" (1727) und sein »Glorieux" (1732), seine vorzüglichsten Stücke, stellten ihn auf einmal sehr hoch in der Achtung seiner Zeitgenossen. Gut durchgeführte Handlung, trefflich gehaltene Charaktere und ein natürlicher Dialog sind die größten Vorzüge dieser beiden Lustspiele, welche sich auf dem Theater erhalten haben, und von denen besonders das Letztgenannte als ein Hauptwerk der französischen Bühne betrachtet wird. Neben diesen sind noch »Le dissipateur" (1736) und »L'irrésolu" in ihrer Art gelungen zu nennen. In seinem Alter beschäftigte sich Destouches, wie Corneille, fast ausschließend mit dem Studium der Theologie, und fertigte, jedoch ohne merklichen Beruf, eine Menge von Epigrammen gegen Gotteslästerer und irreligiöse Schriftsteller. Er starb am 4. Juli 1754, mit Hinterlassung eines Sohnes, der, auf Befehl Ludwig's XV., die Herausgabe der Werke des Vaters besorgte. Destouches wird, nach Moliere und Regnard, für den besten Lustspieldichter der Franzosen gehalten; aber von dem Grundsatze ausgehend: der Hauptzweck der Komödie sei, die Sitten zu verbessern, unterordnete er in seinen meisten Lustspielen den komischen Effect zu sehr dem moralischen, wodurch oft das Ernste und sogar das Rührende vorherrschend, und der Uebergang von dem eigentlichen Lustspiele, welches Moliere zur Vollendung brachte, zu der sogenannten weinerlichen Komödie unvermeidlich ward. Was treuer, bescheidener Fleiß, von einem vielleicht nur mittelmäßigen Talente unterstützt, was ein Lustspieldichter ohne Laune, fast ohne Heiterkeit, ohne große Erfindungsgabe, ohne tiefere Einsicht in die menschlichen Gemüther und Verhältnisse, zu leisten vermag, hat Destouches redlich geleistet. Sein Hauptverdienst besteht in der feinen Charakterzeichnung, in einer, zwar nicht reichen, doch leichten Erfindung, angenehmem Witz, in einem eleganten, lebhaften und anständigen Dialog, und von dieser Seite kann ihm sein Ehrenplatz nicht bestritten werden.

J. B. L. Gresset.

Geboren 1709. Gestorben 1777.

Der freundliche und zarte Dichter, Jean Baptiste Louis Gresset, ging aus Amiens hervor. Die Jesuiten, von jeher glücklich im Auffinden, sorgsam im Entwickeln von Talenten, gaben ihm seine erste Bildung, und in Paris trat er, sechzehn Jahre alt, in ihren Orden. Seine ersten poetischen Versuche fanden, ihrer Leichtigkeit und Eleganz wegen, großen Beifall, erregten aber den Zorn einer einflußreichen, frommen Matrone, die ihn bei seinen Oberen verklagte. Zur Strafe wurde er von Tours, wo er die schönen Wissenschaften lehrte, nach la Flèche versetzt, wo er seinen Verdruß durch eine Nachbildung der Eclogen Virgil's, die aber nicht sehr gelungen genannt werden kann, zu verscheuchen suchte. Als er auf mehrfaches Bitten seine Freiheit nicht erhielt, verließ er 1735 den Orden, und trat keck in die Pariser Welt, in welcher er, nachdem seine Gedichte ihm bereits großen Ruf verschafft, mit Auszeichnung aufgenommen wurde. 1748 ward er Mitglied der französischen Akademie. Als er aber vom Könige die Erlaubniß erhielt, in seinem Geburtsorte Amiens eine Akademie zu stiften, verließ er 1750 Paris, verwaltete eine Finanzstelle, und lebte, durch eine reiche Heirat begünstigt, in glücklicher Zurückgezogenheit. Er genoß und besang die ländliche Natur, und sie gewährte ihm Stoff und Bilder für seine dichterischen Werke. Seine früheren frivolen Gedichte mißbilligte er nun streng, und warf selbst manches Ungedruckte in's Feuer, was ihm den Spott einiger Kritiker zuzog. Als er nach Ludwig's XV. Tode wieder nach Paris kam, um im Namen der französischen Akademie Ludwig XVI. zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, wurde er in den Adelstand erhoben und zum Ritter des Ordens des h. Michael ernannt. Abermals nahm man ihn in Paris mit großer Zuvorkommenheit und vorzüglichen Erwartungen auf, aber diese wurden durch seinen Discours, womit er einen früheren von Suard beantwortete, herabgestimmt. Obschon man den Druck des Werkes zu hintertreiben suchte, ließ er es doch nach seiner Heimkehr neu auflegen,

bereichert mit einem aus Prosa und Versen gemischten Briefe, in welchem er sich noch größere Freiheiten verstattet hatte. Er starb am 16. Juni 1777 zu Amiens, wo er, seines sanften, rechtlichen Charakters wegen, die Achtung seiner Mitbürger in hohem Grade genoß. — Gresset hat sich als Dichter vorzüglich durch seine leichten Episteln und Erzählungen, welche sich durch Geist, Witz und elegante Sprache auszeichnen, aber nicht selten etwas zu gedehnt sind, berühmt gemacht. Den Vorrang vor Allen behauptet unstreitig das scherzhafte Gedicht: »Vert-Vert,« worin die Abenteuer eines Papageien auf köstliche Weise erzählt werden, und welches noch jetzt so neu und beliebt in Frankreich ist, daß der Titel desselben dort häufig für Brochuren und satyrische Flugblätter angewendet wird. »Dieses Gedicht,« urtheilt d'Alembert, »würde unter den Händen eines Andern eine fade und abgeschmackte Posse geworden sein, und in dem Bereiche des Klosters, in welchem es entstand, sein Grab gefunden haben. Gresset besaß in seiner Eingezogenheit die Kunst, das rechte Maß des Scherzes zu treffen, welches einen so unbedeutenden Gegenstand in den Augen der feinen Welt anziehend machen konnte.« Die Epistel: »La Chartreuse,« welche auf »Vert-Vert« folgte, ist durchaus originell, mit philosophischem Geiste erdacht, harmonisch und von überreicher Fülle des Ausdrucks. Seine Tragödien: »Eduard III.« und »Sidney« machten kein sonderliches Glück; weit höher steht sein Lustspiel: »Le Méchant,« welches die Sitten seiner Zeit treffend schildert, sich auch durch schöne Versification auszeichnet, und, was Witz, Lebendigkeit und Charakteristik anlangt, sich den besten französischen Komödien anreiht. Gresset hielt sich von jeder Nachahmung fern; selbst Voltaire, dessen Muster sich so Viele zudrängten, beirrte ihn nicht, und so gebührt ihm zugleich der Ruhm, der originellste französische Dichter seines Zeitalters zu sein.

Friedrich Mohs.

Geboren 1773. Gestorben 1839.

Der berühmte Begründer eines neuen mineralogischen Systems, Friedrich Mohs, war der Sohn eines Kaufmanns zu Gernrode im Anhalt-Bernburgischen, wurde Anfangs für den Stand seines Vaters bestimmt, folgte aber seinem Hange zu den Naturwissenschaften und zur Mathematik, ging 1796 an die Universität in Halle, und später, aus Vorliebe für die Bergakademie, nach Freiberg, wo er unter der Anleitung des berühmten Werner sich vorzüglich mit der Mineralogie beschäftigte, ohne jedoch seine Ausbildung für den praktischen Bergbau aus dem Auge zu lassen. Eine Anstellung in seinem Vaterlande gab Mohs auf, und folgte einer Einladung des Doctors Mitschell nach Freiberg, um mit diesem und Dr. Robert Jameson, unter der Leitung des berühmten Kirwan, an dem Plane und den Vorbereitungen zur Errichtung eines wissenschaftlichen, der Freiberger Akademie ähnlichen Instituts in Dublin mitzuwirken. Nachdem dieses projectirte Institut aber nicht zu Stande kam, folgte Mohs der Aufforderung des Wiener Bankiers van der Null, über dessen ausgezeichnete Mineraliensammlung eine Beschreibung zu verfassen, welche, „als Handbuch der Oryktognosie brauchbar gemacht," 1804 zu Wien herauskam. Im nämlichen Jahre erschien von ihm ein zweites Werk „über die oryktognostischen Classificationen, nebst dem Versuche eines, auf bloße äußerliche Kennzeichen gegründeten Mineralsystems." Die hierauf folgende Zeit verbrachte Mohs mit bergmännisch-geognostischen Reisen in den österreichischen Staaten. Im Jahre 1810 erhielt er von der niederösterreichischen Landesregierung den Auftrag, die Gegenden im Passauischen, in Oesterreich und Böhmen auf Porzellanerde zu untersuchen. Erfolgreich war diese Sendung besonders für Böhmen, wo er viele neue Punkte auffand, die sich nicht nur durch Reichthum an Porzellanerde, sondern auch an Steinkohle und feuerfestem Thone auszeichneten. Hierauf wurde er von dem Erzherzoge Johann Baptist beauftragt, Steiermark in geognostischer Hinsicht Behufs des Joanneums in Graz zu bereisen, bei welchem Institute er im Jahre 1811

zum Professor der Mineralogie ernannt wurde. Im folgenden Jahre gab er den Entwurf seines gegenwärtigen Systems unter dem Titel: »Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung und Erkennung der Fossilien,« im Drucke heraus, welcher der Grundstein aller seiner späteren Werke in Bezug auf Mineralogie war. Auf Befehl des Erzherzogs Johann nahm er dann die Zusammenstellung des mineralogischen Kabinets am Joanneum nach seinen Ansichten vor, und diese, so wie eine spätere, welche die Erweiterung der mineralogischen Sammlungen nöthig machte, gelang ihm so vollkommen, daß der Kaiser Franz dem Hofmineralienkabinete in Wien dieselbe Einrichtung geben ließ. 1817 begleitete Mohs den Grafen von Breuner auf seiner Reise in's Ausland. Sie begaben sich über Berlin nach Freiberg, wo sie durch mehre Monate sich dem Studium des dortigen Bergbaues widmeten; gingen 1818 nach England und besuchten die wichtigen Bergwerke in Cornwallis, und reisten von da nach Edinburg und in die schottischen Hochlande. In Großbritannien fand Mohs von den größten Gelehrten und Naturforschern volle Anerkennung seiner mineralogischen Methode, die Jameson in dem »Manual of Mineralogy« veröffentlichte. Noch in demselben Jahre wurde er, nach Werner's Tode, an dessen Stelle als Bergcommissionsrath und Professor der Mineralogie an der Bergakademie zu Freiberg berufen, und gab 1820 seine „Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems« in Dresden heraus, welche bald vergriffen war, so daß im nächsten Jahre eine zweite Auflage mit einer erklärenden Einleitung folgte. 1822 gelangte der erste, und 1824 der zweite Theil des „Grundrisses der Mineralogie« zum Drucke; — ein Werk, in welchem die Mineralogie als selbstständige, der Form nach vollendete Wissenschaft erscheint, und das, bald nach seinem Erscheinen, von W. Haidinger in's Englische übersetzt wurde. Die Grundsätze und Grundbegriffe sind darin mit der vollsten Bestimmtheit angegeben, und mit der größten Consequenz durchgeführt, die Species auf das Schärfste bestimmt, die Krystallgestalten mit einander durch Reihen verbunden ꝛc. Der König Friedrich August belohnte seine Verdienste um die Wissenschaft und das Freiberger Institut 1825 durch Verleihung des Ritterkreuzes des königl. sächs. Civilverdienstordens. Im folgenden Jahre ließ ihn der Kaiser Franz nach Wien berufen, wo er im k. k. Hof-Mineralienkabinete, nach vorausgegangener neuer Aufstellung der vermehrten Mineralien-Sammlungen, ausgezeichnete und vielbesuchte Vorlesungen über Mineralogie hielt. Später wurde er, in Anerkennung seiner Verdienste, zum Custos des k. k. Hof-Mineralienkabinetes,

und 1835 zum wirklichen k. k. Bergrathe ernannt, und der Hofkammer im Münz- und Bergwesen zur Dienstleistung zugewiesen. Von nun an beschäftigte er sich insbesondere mit Geognosie, die er nach seinen Ansichten zu bearbeiten strebte, und erhielt zu dem Ende von seiner Hofstelle alljährlich den Auftrag zu einer größeren Reise, wobei ihm, um ausgezeichnete Männer für das Bergfach heran zu bilden, junge Bergbeamte zur Begleitung zugetheilt wurden. Im Jahre 1838 verhinderte ihn seine schwächliche Gesundheit, eine weitere Reise zu unternehmen. Inzwischen schrieb er, im Auftrage der k. k. montanistischen Hofkammer, eine kurze Anleitung über das Schürfen; auch begann er die Einrichtung des mineralogischen Kabinets im Hauptmünzamtsgebäude, und beschäftigte sich mit der Verfassung eines compendiöseren Werkes über Mineralogie und Geognosie. Zugleich vollendete er den ersten Theil eines großen umfassenden Werkes über Geognosie. Den zweiten Theil, welcher die Entstehungsweise der Gebirge hätte behandeln sollen, wollte Mohs nicht eher beginnen, bevor er nicht einige vulkanische Gegenden bereiset hätte. Zu diesem Zwecke erhielt er 1839 den Auftrag zu einer Reise nach Italien. Aber schon an der tirolischen Gränze von Italien wurde seine Gesundheit durch die Anstrengung bei Untersuchung des, wegen seiner geognostischen Verhältnisse berühmten Fassathales erschüttert; er verfiel in die, daselbst grassirende Dysenterie, und konnte nur mit Mühe nach Agordo, einem Bergflecken in der Provinz Belluno im Gouvernement Venedig, gebracht werden, wo er am 29. September sein ruhmvolles Leben beschloß. — Seine Verdienste um die Mineralogie bestehen vor Allem darin, daß er, nach erfolgter genauerer Kenntniß der naturhistorischen Eigenthümlichkeiten der Mineralien, die Einführung einer philosophisch begründeten Methode der Untersuchung und Behandlung des Mineralreiches ermöglichte, und dieselbe so streng durchführte, als die fortdauernde Erweiterung der Kenntnisse aus diesem Naturreiche erlaubte.

Abraham Gottlob Werner.

Geboren 1750. Gestorben 1817.

Zu Wehrau in der Oberlausitz erblickte der Begründer einer, über ganz Europa bis nach Amerika hin verbreiteten, mineralogisch-oryktognostischen Schule, Sohn des dortigen gräflich Solms'schen Eisenhütten-Inspectors, am 25. September 1750 das Licht. Schon als Kind äußerte sich seine entschiedene Vorliebe für mineralogische und bergmännische Gegenstände, und bereits 1764 ward er Hüttenschreiber bei seinem Vater, mit der Aussicht, dessen Nachfolger zu werden. Fünf Jahre später kam er auf die neu gegründete Bergakademie zu Freiberg, ward schon in seinem zwanzigsten Jahre Ehrenmitglied der Leipziger ökonomischen Gesellschaft, und bezog, zu Fortsetzung seiner Studien, 1771 die Universität Leipzig, wo Rechtswissenschaft sein vorzüglichstes Studium ausmachte. Philologische und philosophische Kenntnisse suchte er nebenbei zu erweitern; auch pflegte er privatim mit mehren Freunden Forschungen über Psychologie, Astronomie und Mineralogie. In diese Zeit fällt seine „systematische Betrachtung der äußeren Kennzeichen der Mineralien." Nachdem er zu Michaelis 1773 Leipzig verlassen, kam ihm, ohne sein Zuthun, im Anfange des Jahres 1775 der Ruf zum bergakademischen Inspectorate und zur Lehrerstelle der Mineralogie und Bergbaukunst an der Bergakademie zu Freiberg. Nachdem er hier zunächst die Bergbaukunde von der Mineralogie in seinen Vorlesungen getrennt hatte, hielt er 1785 über Gebirg- und Gesteinlehre, unter dem Namen Geognosie in wissenschaftliche Form gebracht, besondere Vorträge, und 1787 erschien die »kurze Classification und Beschreibung der verschiedenen Gebirgsarten" von ihm. Gleichzeitig erwarb er sich viele Verdienste um die Vermehrung der bergakademischen Mineraliensammlungen, wodurch 1784 die Errichtung einer Mineralienverkaufsniederlage herbeigeführt wurde. In seinem akademischen Wirken erschienen von 1788 und später öfters Vorlesungen über Eisenhüttenkunde, zugleich mit Vorträgen über mineralogische Geographie, Encyklopädie der Bergwerkskunde, Versteinerungslehre, sächsische Bergwerksgeschichte und Geographie, Literärgeschichte

der Mineralogie und über Bergwerksadministration. Er vervollkommnete die einzelnen Zweige der Bergbaukunde; durch seine mineralogische Thätigkeit wurden mehre Mineralien entdeckt, andere bereits gekannte als besondere aufgefaßt und bezeichnet; das System der tessularischen Krystallgestalten erhielt durch ihn vorzüglich Ausbildung; in der Geologie bildete er die Lehre von der Lagerung aus; er unterschied die vorzüglichsten Gebirgsformationen und bestimmte ihre gegenseitigen Altersverhältnisse; er vervollkommnete ferner die Lehre von den Gängen durch Fixirung des Begriffs von Gangformationen, deren praktische Anwendung im Freiberger Reviere, und durch Bestimmung der Altersverhältnisse. Merkwürdig ist seine Theorie der Bildung des Basaltes, und unterschieden von den meisten, bis dahin aufgestellten Behauptungen, auch sehr bekannt sein Streit, in welchen er durch Voigt in Weimar darüber gerieth, der die Veranlassung des vielbesprochenen Streites der Neptunisten und Vulcanisten in Europa und außereuropäischen Ländern geworden ist. Die Länge der Zeit seines Wirkens an der Bergakademie brachte ihm durch seine fremdländischen Schüler Ruf über ganz Europa; eben dieselben verbreiteten seine triftig gefundenen Lehren in die entferntesten Gegenden der Welt. In die Jahre 1799 — 1800 fällt sein Vorschlag und die erste Ausführung einer geognostischen Untersuchung von Sachsen, welche 1836 geschlossen wurde. 1799 erhielt er den Charakter eines Bergrathes. Besonderen Eifer besaß Werner im Sammeln mineralischer, geologischer und petrographischer Gegenstände. Seine Edelsteinsammlung war köstlich; er besaß eine Bibliothek von 20,500 Nummern und eine nicht unansehnliche Münzensammlung. Diese Sammlungen, zu einem Werthe von 60,000 Thalern angeschlagen, vermachte er später gänzlich der Bergakademie, nachdem er durch einen, 1814 abgeschlossenen Contract, eines größten Theiles des Eigenthumes sich begeben hatte. Im Jahre 1816 erhielt er den Ritterorden des Civilverdienstes. Er blieb unverheiratet, und starb am 30. Juni 1817 zu Dresden in den Armen seiner Freunde und seiner einzigen Schwester. Der Staat übernahm Werner's Bestattung. Sein Leichnam wurde am 2. Juli unter einem feierlichen Trauerzuge nach Freiberg abgeführt. Eine Stunde von Dresden, bei dem Dorfe Wölfnitz, bezeichnet ein Denkmal von Syenit und Basalt die Stelle, wo seine irdische Hülle von seinen Dresdener Freunden den Abgeordneten der Freiberger Bergakademie übergeben ward. Noch bei seinem Leben wurde unter seiner Leitung 1817 die mineralogische Gesellschaft in Dresden, und früher (1808) ihm zu Ehren die Wernerian Society in Edinburgh gestiftet. Seiner

Scheu vor schriftlichen Ausarbeitungen, namentlich vor dem Briefschreiben, war es beizumessen, daß man nach seinem Tode unter der großen Menge von Manuscripten über verschiedene Gegenstände, fünf und zwanzig unerbrochene Aufnahmediplome in gelehrte Gesellschaften vorfand.

Aloisio Galvani.

Geboren 1737. Gestorben 1798.

Vielleicht wäre der stille, schwermüthige Gelehrte ohne Nachruhm dahingegangen, hätte nicht der Zufall seinem Verdienste die Hand geführt, und seinen Namen geflissentlich der Vergessenheit entrissen. Zu Bologna den 9. September 1737 geboren, wurde Galvani durch seinen ernsten Charakter Anfangs zur Theologie, durch Neigung und Beruf aber später zur Medicin hingeleitet, welche Wissenschaft er in seiner Vaterstadt studierte, und mit Auszeichnung dann die praktische Laufbahn betrat. Mit Vorliebe betrieb er Anatomie und Philosophie. Nachdem er im Jahre 1762 eine Thesis über die Natur und Bildung der Knochen vertheidigt hatte, erhielt er an dem berühmten Institute seiner Heimat die Professur der Anatomie, und beschäftigte sich viel mit der Ornithologie. Er ließ eine Schrift über die Uringefäße der Vögel erscheinen, welche großen Beifall erhielt. Dies führte ihn zu dem Entschlusse, die vollständige Physiologie der Vögel zu bearbeiten; aber er blieb bei der Untersuchung ihrer äußerst zart gebauten Gehörwerkzeuge stehen. Während einer Reise nach Sinigaglia und Rimini gelang es ihm auch, der Ursache der bei dem Krampffische wahrzunehmenden elektrischen Phänomene auf die Spur zu kommen, welches Resultat er in einer eigenen Abhandlung kund machte. Alle diese verdienstlichen Unternehmungen würden doch kaum hinreichend gewesen sein, ihm mehr, als ein bibliographisches Andenken zu sichern; aber der Zufall baute ihm sein Pantheon, das Galvani's gelehrte Mühsamkeit allein schwerlich zu Stande gebracht hätte. Im Jahre 1790 geschah es, daß einer seiner Schüler im Hörsaale im gedankenlosen Spiele Funken aus einer dort befindlichen Elektrisirmaschine lockte, während ein anderer einen Frosch präparirte, und die Schenkelnerven

abstreifend, das ganze Gebiet der Naturwissenschaft. Arago's edle Seele kennt keinen Neid, und jedes jüngere Talent findet in ihm einen Stützer und Berather ohne Eigennutz, jede tüchtige Entdeckung ihren feurigen Apologen. Man hat ihn den „Ceremonienmeister der Erfindung" genannt, und er ist es, aber im ehrendsten Sinne des Wortes. Wem ist nicht noch im frischen Andenken, auf welche Weise er Daguerre's Erfindung der Heliographie vor die Welt führte? Auf den Fittigen seines großen Namens fliegt jede große Entdeckung leicht über die Erde. Keiner versteht so, wie er, durch Klarheit und leichte Verständlichkeit im schriftlichen und mündlichen Vortrage, stets aber auf würdige Weise, die Naturwissenschaften zu popularisiren. Er wirkt nicht durch dickleibige Werke für die Wissenschaft. Mit kleinen Abhandlungen von einem bis zwei Bogen führt er ihre wichtigsten, folgenreichsten Resultate in's praktische Leben, und sein humaner Geist, der alle Pedanterie haßt und verachtet, folgt dem Wahlspruche: Wissen soll nützen. Nicht blos Frankreich, sondern auch das Ausland, hat Arago's Verdiensten den gebührenden Tribut gezollt. Fast alle Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, und selbst die Engländer haben ihn so gefeiert, wie vor ihm keinem Franzosen widerfuhr. Als Entdecker des durch Rotation entwickelten Magnetismus, war er der erste Franzose, dem die von Copley gestiftete Medaille zuerkannt wurde, und auch die Universität Edinburgh verlieh ihm, als er sie 1834 besuchte, ihre höchste akademische Würde; die Städte Edinburgh und Glasgow ertheilten ihm das Bürgerrecht. Als im Jahre 1842 der König von Preußen die Friedensklasse des Verdienstordens für Wissenschaft und Kunst stiftete, wurde auch Arago unter die Ritter desselben aufgenommen.

Aber nicht blos als Mann der Wissenschaft steht Arago hoch, nicht nur öffnet er den Himmel der Wissenschaft allem Volke; auch in der Politik kämpft er für Recht und Freiheit, wenn auch hier manche Vorurtheile sich ihm andrängen mögen. Als die Julirevolution 1830 ausbrach, bot er als braver Bürger sein ganzes Ansehen auf, um großes Blutvergießen zu verhüten, wobei ihm sein freundschaftliches Verhältniß zu Marmont und zu anderen einflußreichen Männern sehr zu Statten kam. Im Jahre 1831 vom Wahlcollegium zu Perpignan zum ersten Male zum Abgeordneten ernannt, nahm er sofort seine Stelle auf der linken Seite, und gehörte seitdem stets zur Opposition, als ein ausgezeichneter und von den Gegnern gefürchteter Redner. Als die Regierung nach der Unterdrückung des Juniaufstandes 1832 Paris in Belagerungszustand erklärte, und damit umging, in und um

die Hauptstadt detachirte Forts zu bauen, schilderte Arago die Lage Frankreichs mit kühner Beredsamkeit, und als der König ihm widerstand, veröffentlichte er ein so ergreifendes Bild von den Gefahren der detachirten Forts für die Freiheit, daß die Regierung damals das Vorhaben aufgab. Als in demselben Jahre, weil die Zöglinge der polytechnischen Schule an dem Juniaufstande Theil genommen hatten, diese Anstalt dem Ressort des Kriegsministers überwiesen wurde, gab Arago sogleich seine, seit drei und zwanzig Jahren an derselben bekleidete Professur auf. Im Jahre 1841 erklärte er sich gleichfalls nur für Errichtung einer höchstens mit Bastionen versehenen Ringmauer. — Von der Natur mit einer imponirenden Gestalt begabt, mit hellen, Entschiedenheit des Willens und Macht des Gedankens ausdrückenden Augen, mit einer edlen Stirn, an deren Seiten sein natürlich gelocktes Haar weht, macht seine Erscheinung auf der Tribune einen sehr vortheilhaften Eindruck, und so oft er vor der Deputirtenkammer sprach, waltete tiefes Schweigen in der Versammlung, und die gefüllten Tribunen schienen an seinen Worten zu hangen. Im Besitze eines klangvollen Organs, und von südlicher Lebendigkeit der Geberden unterstützt, spricht er stets mit Kraft, Feuer und oratorischem Geschick, und nur über das, wovon ihm Einsicht in das Wesen inwohnt. Mit dem Muthe eines Mannes, der sich dessen bewußt ist, was er will, und die Mittel kennt, die zur Ausführung nothwendig sind, entwickelt er freimüthig seine Ansichten als Sachwalter der Vernunft und Menschenrechte, ohne Scheu vor der Gewalt und ohne links und rechts spähende Rücksichten.

Erasmus von Rotterdam.

Geboren 1467. Gestorben 1536.

Mit wenig Charakter und noch geringerer Entschiedenheit, aber desto mehr mit Scharfsinn und Fleiß begabt, hat dieser merkwürdige Mann, trotz seines Schwankens im Leben, doch eine bezeichnende Stellung für seine Zeit eingenommen. Desiderius Erasmus kam, als unehelicher Sohn eines jungen Holländers aus Gouda und der Tochter eines Arztes, am

28. October 1467 in Rotterdam zur Welt. Bis zum fünften Jahre von seiner Mutter mit weiblicher Zärtlichkeit erzogen, genoß er hierauf vier Jahre lang als Chorknabe den Schulunterricht in Utrecht, und erlernte dann in Deventer die damals üblichen Vorbereitungswissenschaften für das Universitätsleben. Der Tod seiner Eltern rief den dreizehnjährigen Knaben nach Gouda zurück. Seine Vormünder suchten ihn nun zur Annahme des Mönchskleides zu bewegen, und übergaben ihn einer geistlichen Brüderschaft in Herzogenbusch zur Erziehung; aber ihr Zweck ward nicht erreicht. Nach zwei Jahren kehrte Erasmus nach Gouda zurück, wo er wieder drei Jahre lang in stätem Kampfe mit seinen Vormündern verweilte. Endlich wurde er durch einen eigennützigen Schulfreund verlockt, im Kloster Stein das Noviziat anzutreten und dann 1486 Mönch zu werden. Aber nach fünf Jahren erwirkte der Bischof von Cambray die Entlassung des unfreiwilligen Klosterbruders, und bediente sich seiner Gewandtheit im Lateinschreiben. Erasmus empfing 1492 die priesterliche Ordination, lebte bis 1496 zurückgezogen in Cambray, und ging dann auf die Universität Paris. Aber theils seine kärgliche Lage, theils die geisttödtende Methode des Unterrichts, theils die Pest, welche in Paris wüthete, verleideten ihm in Kurzem den beständigen Aufenthalt, und er lebte nun abwechselnd hier, in Cambray, Berges, auf dem Schlosse Torneens, Orleans, und später an mehren Orten Hollands. Die Abneigung gegen die scholastische Theologie führte ihn zum Studium der klassischen Literatur, und namentlich der griechischen Sprache. Erwünscht kam ihm bald darauf die Einladung des Lords Montjoie nach England, wo sich für die Entwickelung seiner Anlagen eine neue Welt eröffnete. Colet, Grozyn und Latimer in Oxford, Thomas Morus in London, und ein kurzer Aufenthalt in Cambridge, ließen einen entschieden bildenden Eindruck in seinem Gemüthe zurück. »Sein zweites Vaterland« verlassend, wendete er sich zunächst zu seinem Freunde Battus in Berges, dann nach Torneens, und zu dem gastfreien Tutor in Orleans, endlich nach Paris und Löwen, wo ihm sechs Jahre unter drückenden Nahrungssorgen verflossen. Uebersetzungen griechischer Schriftsteller, die Sammlung von Sprüchwörtern, und die Herausgabe der Anmerkungen des Valla zum Neuen Testamente waren die Früchte seines unermüdlichen Fleißes. Immer lebhafter aber drängte ihn die Sehnsucht, das Land der Kunst und Wissenschaft, Italien, selbst zu sehen, und nachdem er die nöthigen Gelder hierzu mühsam zusammengebracht, eilte er, diese Sehnsucht zu befriedigen. In Turin ward ihm sofort im September 1506 die theologische Doctorwürde

XLVII


VERTOT
ROLLIN
JOHANN DER BESTÄNDIGE
1532
JOHANN DER GROSSMÜTHIGE
1503
1554
GRABBE
1836
IMMERMANN
1796



zu Theil, und überall, namentlich in Bologna, Venedig, Rom, erfuhr er die glänzendste Aufnahme. 1509 folgte er einem neuen Rufe des Lords Montjoie nach England. Wiewohl ihm auch hier der Weihrauch der Ehre und des Ruhmes reichlich gestreut und eine Pfründe aufgedrungen wurde, so fand er sich doch in seinen Erwartungen getäuscht, und verließ, nicht ohne Aeußerungen des Mißvergnügens, das früher so gepriesene Land. Der Kanzler Silvage rief ihn 1514 nach Brüssel, an den Hof Karl's von Oesterreich, für welchen er das günstig aufgenommene Buch: »institutio principis christiani" verfaßte; er erhielt zuvörderst den Titel eines königlichen Rathes und eine Pension von vierhundert Gulden. Doch auch diese Beförderung fesselte nicht sein unstätes Leben, das er wiederum auf Reisen, vornehmlich in Flandern und England, zubrachte. In Basel beendete er 1516 die erste in Deutschland bekannte griechische Ausgabe des Neuen Testaments mit einer neuen lateinischen Uebersetzung, und in den Sprüchwörtern und Gesprächen geißelte sein feiner Witz, der sich schon in seinem, 1509 zu Paris erschienenen »Lobe der Narrheit" (Encomium moriae) siegreich bekundet hatte, den Verfall der geistlichen Disciplin und die Gebrechen des Zeitalters. In dem Streite Reuchlin's mit den Kölner Mönchen hielt er sich aber neutral, so wie von der Reformation, die er insgeheim begünstigte, in schüchterner Entfernung, wofür er heftigen Angriffen unterlag. Doch gerieth er mit Ulrich von Hutten, welcher einen Brief von ihm an den Erzbischof von Mainz, in welchem er Luthern gerühmt, bekannt gemacht hatte, in einen heftigen Streit, und nun dünkte es ihm an der Zeit, gegen Luther in der Schrift: »de libero arbitrio diatribe" 1524 hervor zu treten, welcher Luther die „de servo arbitrio," und jener dann die »hyperaspides" entgegensetzte. Der heftig gedrängte Erasmus warf sich in die Arme der Kirche, und sagte sich von allem öffentlichen Umgange mit den Reformatoren los. Darum ging er 1529 von seinem bisherigen Wohnorte Basel, als hier die Reformation eingeführt wurde, nach Freiburg, wo er sich bis 1535 aufhielt. In diesem Jahre wurde er vom Papste Paul III. nach Rom berufen, und ihm der Cardinalshut mit den nöthigen Pfründen versprochen. Er verließ Freiburg, blieb den Winter hindurch in Basel, und über den Schwankenden entschied hier am 12. Juli 1536 der Tod. — Um das Aufblühen der Wissenschaften hat sich Erasmus unsterbliche Verdienste erworben. Zwar verstand er außer seiner Muttersprache eigentlich nur die griechische und lateinische; aber in beiden war er zur Meisterschaft gelangt, und die Fülle seines übrigen Wissens bewirkte, daß er mit Budäus

und Vives den Ehrennamen Triumviri rei literariae erhielt. In publicistischer Hinsicht vermochte er keine entschiedene Stellung zu gewinnen; denn Weltklugheit und Aengstlichkeit fesselten seine Ueberzeugung, und sein Glaube war seicht und schwankend. Daher stand er seiner Zeit nur fein beobachtend, spöttelnd und mit zurückgehaltenem Denken gegenüber, heimlich Pfeile schnitzend, doch stets die Hand verbergend, die sie schleuderte, und vor jeder Gegenwehr eilends zurückweichend. „Erasmus hatte viel, aber er war nicht viel," hat einer seiner neueren Biographen vorwurfsvoll ihm nachgesagt. Von seiner Vaterstadt wurde ihm 1547 eine hölzerne, zehn Jahre später eine steinerne, und 1622 eine eherne Bildsäule errichtet, gleich als müsse, um seinem Denkmal Dauer zu sichern, die Härte des Materials zeitweise gesteigert werden.

Johann von Leiden.

Geboren 1507. Hingerichtet 1536.

Dem in gewaltigen Scenen dahinschreitenden Schauspiele der Kirchenneuerung des Mittelalters diente das kurze, aber blut- und grauenvolle Treiben der Wiedertäufer in Münster als Zwischenspiel. Vergebens hatten Kaiser und Reich die Todesstrafe auf die Ketzerei der Wiedertaufe gesetzt; vergebens eiferte Luther, auf welchen sie sich berief, gegen sie mit Schrift und Wort; zäh und unvertilgbar gebahrte sich die wilde Macht des Vorurtheils, der Gewalt nur weichend, um auf einer anderen Seite mit neuer Gier empor zu tauchen. Im Jahre 1532 war die Reformation nach Münster gedrungen; sie wurde von dem dortigen Prediger Rottmann mit Muth und Eifer vertreten, doch nicht ohne schnellen Zuwachs fremdartiger Schwärmerei. Seiner streitfertigen Dialektik gelang es, den Magistrat gänzlich für seine Meinung zu gewinnen. Dieser erkannte seine Lehre als die wahre an, und untersagte den Katholiken das Predigen. Große Gährung entstand; ein Vergleich setzte ihr am 14. Februar 1533 ein Ziel; dem Rottmann und seinem Anhange wurden sechs Kirchen eingeräumt, die Domkirche jedoch von jeder Neuerung ausgeschlossen. Kaum schien auf

diese Weise die Ruhe hergestellt, als in Münster ein neuer, ärgerer Schwärmer, der sechs und zwanzigjährige Johann Bockold oder Bockelson aus Leyden, auftrat, der, ursprünglich Schneider, dann Schauspieler, sich in Amsterdam unter die Wiedertäufer hatte aufnehmen lassen. Mehre falsche Propheten schlugen sich zu ihm, und die Lehre der Wiedertaufe wurde von ihnen mit schnellem Erfolge gepredigt. Der münsterische Magistrat verbannte sie aus der Stadt; aber sie kamen zu einem andern Thore wieder herein; angeblich weil Gott ihnen solches befohlen habe. Auch Rottmann mit seiner starken Partei schloß sich ihnen an, und erbot sich zu einer Disputation. Weil Letztere nicht angenommen wurde, rühmte er sich der Furcht seiner Gegner, und betrachtete sich als Sieger. Die wilde Begeisterung der Schwärmer riß den Pöbel mit fort, dem besonders die Lehre der Gütergemeinschaft verlockend war. Immer weiter schritt der Fanatismus. Alle Bücher, außer der Bibel, wurden verbrannt; gegen Jene, welche den Glauben der Schwärmer nicht theilten, grausam gewüthet, und ein neuer Magistrat aus der Mitte der Secte gewählt. Die Reichen flüchteten, so gut es ihnen gelang, mit ihren Schätzen, und der Pöbel hatte nun ganz freie Hand in Münster. Zwar blieben beinahe alle Prophezeiungen unerfüllt; aber durch neue Lügen verblendete man das Volk und befestigte es in seinem Wahne. Einer der Hauptpropheten, Johann Matthiesen, ein Bäcker aus Haarlem, vermaß sich sogar zu der tolldreisten Behauptung: Gott Vater habe ihm befohlen, die Truppen des Bischofs, welche sich indessen um die aufrührische Stadt gelagert hatten, wegzuschlagen. Wirklich stürzte er in seiner andächtigen Wuth sich, mit einem langen Spieße bewaffnet, ganz allein gegen das feindliche Lager, wo er sogleich von einigen Soldaten niedergehauen wurde. Das Volk stutzte über den üblen Ausgang deß Propheten; aber Johann Bockold, der sich ebenfalls zum Hauptpropheten erhoben, verkündete mit lauter Stimme: ihm sei das Schicksal des Matthiesen schon lange bekannt gewesen, auch sei ihm offenbart worden, daß er dessen Witwe heiraten solle. Sein bleiches, schönes Gesicht, sein rollendes, begeistertes Auge, die täuschende Zuversichtlichkeit seiner Worte, gewann das Volk auch für diesen neuen Betrug. Er ging noch weiter, denn bald brachte er neue göttliche Offenbarungen vor: daß der kürzlich erwählte Magistrat wieder abgesetzt, und die Stadt, nach dem Beispiele der zwölf Stämme Israel's, von zwölf Männern, die ihm ebenfalls von Gott namhaft gemacht worden, regiert werden sollte. Desgleichen sollte, nach ähnlicher göttlicher Eingebung, die Vielweiberei gestattet sein. Johann von Leyden — so pflegte Bockold

nach seinem Geburtsorte sich zu nennen — bekräftigte diesen Spruch, indem er selbst sich sofort drei, nach und nach aber vierzehn Weiber nahm, unter ihnen des Matthiesen Witwe. Der übermüthige Betrüger war ausersehen, sein Schicksal ganz zu erfüllen. Der Goldschmied von Wehrendorf, auch ein Prophet, schrie auf offenem Markte dem Volke zu: es sei Gottes Befehl, daß Johann von Leyden den ganzen Erdkreis beherrschen, daher mit einem zahlreichen Heere ausziehen, alle Könige und Fürsten der Erde vertilgen, und nur das gemeine Volk, bei welchem die Gerechtigkeit wohne, verschonen sollte. Kaum hatte der Prophet ausgeredet, so fiel der anwesende Johann auf die Kniee, und betheuerte: Solches sei auch ihm von Gott geoffenbaret worden. Der wahnsinnige Pöbel jauchzte ihm Beifall zu, und Johann ward König zu Zion; — so hieß das neue Gottesreich zu Münster. Alsogleich schaffte er die zwölf Richter wieder ab, wählte sich Räthe, legte sich zwei Kronen, eine Scheide, eine Kette, ein Scepter und ähnliche Insignien vom feinsten Golde zu, und gab an gewissen Tagen öffentliches Gehör, wobei er seinen Thron auf dem Markte aufschlug. Ging er aus, so geschah es mit zahlreichem Gefolge, und zwei Jünglinge ritten vor ihm her, der eine die Krone und die Bibel, der andere das Schwert tragend. Den Bürgermeister Knipperdolling, einen der wüthendsten Schwärmer, machte er zum Scharfrichter, indem er ihm mit den Worten: »Alles Hohe soll erniedrigt werden,« das Schwert überreichte. Um das Reich Zion über den ganzen Erdboden auszudehnen, sendete er acht und zwanzig Männer aus dem Volke, als seine Apostel, in die Welt, Jedem ein Goldstück mitgebend, das sie an denjenigen Orten, wo man seine Lehre nicht annehmen werde, als Zeichen künftigen Unterganges zurücklassen sollten. Johann benutzte seine Macht zu Befriedigung seiner unbändigen Lüste, denen er durch die Lehre der Vielweiberei völlige Freiheit gegeben hatte, wie seiner unersättlichen Grausamkeit und Rachsucht; das Schwert Knipperdolling's erhielt durch ihn reichliche Arbeit, und der Thron von Zion schwamm in Blut und Unsitte. Einst empörten sich seine Soldaten wider ihn, und nahmen ihn gefangen; aber das verblendete Volk machte ihn frei, und die Köpfe von achtzig Soldaten rollten in den Sand. Die in der belagerten Stadt einreißende Hungersnoth machte ihn noch wilder und blutdürstiger, und jeden Widerspruch strafte er mit dem Tode. Eine seiner Frauen hatte sich verlauten lassen: sie könne nicht glauben, daß Gott so viele Menschen wolle Hungers sterben lassen, während der König in Ueberfluß und Lüsten schwelge. Johann schlug ihr mit eigener Hand auf offenem Markte den

Kopf ab, ließ ein Danklied darüber anstimmen, und tanzte um den blutenden Körper, indem er das Volk, das außer etwas Brot und Salz schon nichts mehr zu zehren hatte, ebenfalls zum Tanze aufforderte. Da setzten sich, um der Noth ein Ende zu machen, einige Bürger in Einvernehmen mit den Belagerern, und die bischöflichen Krieger drangen, unter blutigem Widerstande der Schwärmer, in die Stadt. Rottmann fiel im Gefechte; die Uebrigen baten, als keine weitere Vertheidigung möglich war, um Gnade. Johann und seine zwei Haupthelfer, Knipperdolling und Krechting, wurden gefangen genommen, und theilten das schreckliche Schicksal ihres Führers. An den Schweif eines Pferdes gebunden, mußte Johann einige Meilen weit nach Dulme, dem Schlosse des Bischofs von Münster, laufen. Dieser ließ ihn dann in einen eisernen Käfig sperren und in Deutschland herumführen, wo mehre Theologen in Hessen ihn vergebens zu bekehren trachteten. Dann brachte man den Unglücklichen nach Münster zurück, zwickte ihn eine Stunde lang mit glühenden Zangen, und stach ihm endlich ein Schwert durch das Herz. Dies geschah am 23. Januar 1536. Sein und seiner beiden Gefährten Körper wurden in eisernen Käfigen an dem höchsten Thurme der Stadt aufgehängt. In Blut versank der Thron von Zion, wie er aus Blut hervorgestiegen. — Der grelle Scenenwechsel im Leben Johann's von Leyden ist von mehren Dichtern benutzt worden; in Deutschland von van der Velde und von Spindler.

Ch. Viscount Howick Graf Grey.

Geboren 1764.

Dieser greise Staatsmann, der Vorkämpfer der Reform und Sohn des 1807 verstorbenen, um sein Vaterland vielfach verdienten Grafen Grey, wurde den 13. März 1764 auf dem Familiensitze Fallowden geboren. Seine Ausbildung, in Eton begonnen, vollendete er in Cambridge, unternahm hierauf eine Reise nach dem Continente und kehrte, mit Kenntnissen und Erfahrungen bereichert, nach mehrjähriger Abwesenheit zurück, um seine Laufbahn im Staatsdienste zu beginnen. Von

den Wählern seines Geburtslandes einstimmig erwählt, nahm er seinen Sitz im Parlamente und entwickelte bereits bei seinem ersten Auftreten, wo er den von Pitt am 21. Februar 1787 vorgeschlagenen Handelsvertrag mit Frankreich hart bekämpfte, eine so bedeutende Kenntniß der Lage des Landes und so große Gewandtheit, daß selbst Pitt auf den jungen Redner aufmerksam wurde. In derselben Parlamentssitzung deckte er schonungslos die Mißbräuche des Postwesens auf und gerieth deshalb mit Pitt in ernsthaften Streit. Bald darauf trat er in den Whigclub und wurde 1792 einer der Begründer der Gesellschaft „Freunde des Volkes," an deren Spitze Namen, wie Sheridan, Baker, Erskine, Lambton, Fox u. A. glänzten. Beförderung einer Parlamentsreform war der Zweck dieses Vereins, der in Kurzem erstarkte und Grey mit der Leitung der Angelegenheit im Parlamente beauftragte. Dieser brachte demnach den 8. Mai 1793 eine Petition vor das Haus, in welcher mit der größten Genauigkeit und in entschiedenem Tone die Mißbräuche bei der bisherigen Volksrepräsentation aufgedeckt wurden. Obgleich indeß Grey von den übrigen Häuptern der Opposition auf das Trefflichste unterstützt wurde, so siegte dennoch Pitt mit einem Mehr von 241 Stimmen und dies sollte nicht der letzte seiner Siege sein. Denn als Grey im folgenden Jahre eine zweimalige Motion gegen die Minister in die Sitzung brachte, weil sie ohne des Parlaments Wissen hessische Truppen auf der Insel Wight hatten landen lassen, ward die Opposition ebenfalls zurückgeschlagen, und eben so vergeblich war Grey's, des unermüdlichsten Gegners Pitt's, Vorschlag im Jahre 1795, die abgebrochenen Verbindungen mit Frankreich wieder anzuknüpfen. In demselben Jahre bekämpfte er noch die beabsichtigte Erhöhung der Aussteuer des Prinzen von Wales und die von Pitt vorgelegte Bill gegen aufrührerische Versammlungen und Zusammenkünfte, doch stets vergeblich; als daher zwei neue Motionen im Jahre 1797 ebenfalls durchfielen, zog sich Grey nebst den meisten seiner Freunde zurück. Zwar kämpfte er 1799 gegen Pitt's Plan einer Union mit Irland, aber ebenfalls ohne Erfolg. Während des Jahres 1800 beschäftigte er sich besonders damit, eine zweckmäßige Repräsentation Irlands zu Stande zu bringen. Das Jahr 1801 rief Pitt vom Staatsruder ab; seine Nachfolger leiteten jedoch die Angelegenheiten meist in seinem Sinne, und Grey fand daher oft Gelegenheit, das Ministerium zu bekämpfen, bis nach Pitt's Tode 1806 Fox an die Spitze der Verwaltung trat. Jetzt nahm Grey als

erster Lord der Admiralität an der Verwaltung Theil und wurde nach Fox's Tode im folgenden Jahre Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Führer der Whigpartei im Hause der Gemeinen. Unter mehren andern Maßregeln, die er damals durchsetzte, ist die Unterdrückung des Sklavenhandels vorzüglich zu bemerken. Doch bald ward er, nebst Grenville, genöthigt, zurück zu treten; er nahm daher seinen Sitz im Unterhause wieder ein, und trat kurz darauf, nach seines Vaters Tode, in das Oberhaus, nahm indeß nur wenig Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten, so daß er seiner Partei fast entfrembet wurde. Sowohl 1809 nach dem Zwiespalte zwischen Castlereagh und Canning, als 1812 nach Perceval's unglücklichem Ende, wies er alle Aufforderungen, in das Ministerium einzutreten, von sich, und es schien damals, als habe er die Sache des Volkes gänzlich verlassen. Zwar sprach er 1816 freimüthig gegen die Frembenbill; allein später zeigte er eine unverkennbare Hinneigung zum Torysmus, entzog auch, als 1827 Canning an die Spitze der Verwaltung berufen wurde, diesem seine Unterstützung und trat bei den Verhandlungen über die Kornbill ihm sogar offen entgegen. Erst später war er in seiner Sprache und seinem Handeln ganz wieder zu erkennen; denn bei der zweiten Verlesung der Reformbill im April 1829 trat er, treu seinen früheren Grundsätzen, kräftig und entschieden für dieselbe auf. Als endlich im November 1830 das Ministerium Wellington nach dem lauten Begehren der Nation sich auflösen mußte, trat Grey an die Spitze der Verwaltung und begann, unterstützt von der allgemein für ihn sich aussprechenden Sympathie des Volkes, die Ausführung seiner großen, in ihm längst zum Plane gereiften Maßregeln, vor Allem die endliche Durchführung der Parlamentsreform, durch welche das Jahr 1832 eine neue Epoche der Geschichte Großbritanniens begründet und der er mit der ganzen Kraft seines Talentes den Sieg verschaffte. Nur in Bezug auf Irland theilte er, obgleich das Haupt der Whigverwaltung, alle Vorurtheile der Tories. Er trug im Jahre 1834 auf die Erneuerung der irischen Zwangsbill an, und es gelang sogar seinem hohen persönlichen Ansehen, auch die übrigen Mitglieder des Kabinets zur Zustimmung zu vermögen. Aber die Schwierigkeiten, auf welche die Ausführung dieser Maßregel stieß, und die unwillkommenen Aufklärungen O'Connell's, bewogen Grey, aller Vorstellungen seiner Collegen ungeachtet, am 9. Juli 1834 seine Entlassung zu nehmen. Gleichwohl unterstützte er Melbourne's Ministerium, das

ihm folgte, immer nach Kräften. — Als Redner nimmt Grey eine der ersten Stellen im Oberhause ein; seine Beredsamkeit ist kräftig und die Reife der Jahre hat das ungestüme Feuer seiner Jugend durch Eindringlichkeit und Würde ersetzt. Er genießt im Lebensverkehre die hohe Achtung, welche die Worte der Frau von Staël bestätigt, wenn sie sagt: sie sei nie mit so hohen Erwartungen in eine englische Familie getreten, und habe in keiner ihre höchste Erwartung so vollkommen befriedigt gefunden.



H. R. Vassall Lord Holland.

Geboren 1773. Gestorben 1840.

Henry Richard Vassall, Lord Holland, Mitglied des geheimen Rathes, Kanzler des Herzogthums Lancaster, und als solcher Kabinetsminister, Lord des Collegiums des Handels und der Pflanzungen, war der einzige Sohn von Stephan Fox, Lord Holland, und kam den 23. November 1773 zur Welt. In früher Kindheit verlor er seinen Vater, besuchte, nach einer bei seinem Stande in England gewöhnlichen Erziehung, das Gymnasium zu Eton und dann zwei Jahre lang die Universität zu Oxford. In seinem neunzehnten Jahre reiste er nach dem Continente, lernte in Italien die Gattin eines Landsmannes, des Sir Godfrey Webster, kennen und trieb diese Bekanntschaft so weit, daß er, in einen Proceß wegen »criminal conversation« verfallen, nach dem Spruche des Geschwornengerichts sechstausend Pfund Sterling an den beleidigten Ehemann bezahlen mußte. Nachdem die unglückliche Ehe getrennt war, heiratete er seine Freundin und nahm deren Familiennamen »Vassall« an, obgleich seine Kinder den Familiennamen Fox beibehalten. Um diese Zeit begann seine öffentliche Thätigkeit, und er zeigte sich im Hause der Lords als einer der Wortführer der Opposition mit der entschiedensten Freisinnigkeit in der Politik. Wie sein berühmter väterlicher Oheim Fox, sprach er gegen den mehr im Standesinteresse der britischen Aristokratie, als zum Heile der Nation, gegen Frankreich geführten Krieg und gegen Alles, was dessen Folge war;

gegen die Suspension der Habeas-Corpus-Acte und ähnliche Freiheitsbeschränkungen, wie gegen die ungemessene Erhöhung der Steuern. Er forderte dringend, daß die Regierung mit Frankreich Frieden schließe und die Wünsche des eigenen Volkes befriedige, statt dessen Unzufriedenheit mit Gewalt zu bekämpfen; er übergoß die Mißbräuche in der Volksvertretung mit der Lauge seines Witzes und war für eine Parlamentsreform, die jedoch erst nach dreißig Jahren, unter völlig veränderten Verhältnissen, zur Ausführung kommen sollte. Nach dem Frieden von Amiens 1802 ging er nach Spanien, um seine Gesundheit in einem wärmeren Klima wieder herzustellen, und machte sich nun mit der spanischen Sprache und Literatur bekannt. Drei Lustspiele, welche er übersetzte, und die Biographien von Guillen de Castro und Lope de Vega, verschafften ihm den Namen eines ausgezeichneten Kenners der spanischen Literatur. Nachdem der Frieden von Neuem unterbrochen war, kehrte Holland im Spätjahr 1804 nach England zurück, um mit neuer Kraft die Politik der Toryverwaltung zu bekämpfen. Insbesondere griff er die Willkür des Colonialministers Melville an, trat dem Antrage bei, denselben in Anklagestand zu versetzen und protestirte schriftlich gegen die Freisprechung des Beklagten von Seite des Parlaments. Als Fox im Jahre 1806 das Ministerium bildete, welches »die Regierung aller Talente" hieß, ward Lord Holland Siegelbewahrer. Noch aber waren die Friedensunterhandlungen mit Frankreich, welche die Thätigkeit des neuen Kabinets vor Allem in Anspruch nahmen, nicht beendigt, als durch Fox's Tod dessen Gegner, die Tories, wieder zur Gewalt kamen und Lord Holland in die Reihen der Opposition zurücktrat. Für die Emancipation der Katholiken kämpfte er 1808 mit demselben Eifer, mit welchem er sich im spanischen Unabhängigkeitskriege für die Sache der Freiheit auf der pyrenäischen Halbinsel erklärte. Feind dem Sklavenhandel und der Negersklaverei, wie er sich immer gezeigt hatte, unterstützte er 1814 Lord Grenville's kühnen Antrag: daß das Parlament den Artikel des Pariser Friedens, welcher Frankreich noch durch fünf Jahre den Sklavenhandel gestattete, nicht genehmigen sollte. Eben so drang er darauf, man sollte die Neger in der christlichen Religion unterrichten und dadurch den Grund zu ihrer socialen und politischen Emancipation und Civilisation legen. Während des großen Congresses hielt er sich ohne amtliche Stellung in Wien auf, stieß jedoch durch seinen rücksichtslosen Sarcasmus in mancherlei Beziehung an. Nach England

zurückgekehrt, trat er, mehr als je, als warmer Schutzredner der Völkerfreiheit auf. Wenn seine Stimme auch nicht überall durchdrang, so war sie doch geeignet, die Nation über ihr Interesse und ihre Ehre aufzuklären und so mittelbar der Gewalt ihre Gränzen zu stellen. Nachdem Wellington, das Haupt der Tories, im Jahre 1830 von der Verwaltung zurückgetreten und Grey mit der Bildung eines liberalen Kabinets beauftragt worden war, nahm auch Lord Holland einen Sitz in demselben ein. Weil aber seine geschwächte Gesundheit größere Anstrengungen nicht erlaubte, nahm er die Stelle eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster, vermöge deren er den Berathungen des Kabinets beizuwohnen das Recht hatte. Seitdem war er beinahe fortwährend in der Verwaltung thätig, obgleich er nur selten mehr einen hervorragenden Antheil an den Parlamentsdebatten nahm. Bei der orientalischen Frage wurde er, als mit den Lords Landsdowne und Clarendon die französische Partei des Kabinets bildend, bezeichnet. Wie dem sei, er war eine Zierde sowohl des öffentlichen, als des Privatlebens, und sein Name wird noch lange im Gedächtnisse seiner Landsleute bleiben. Als er am 22. October 1840 in Holland-House in dem mit London zusammenhängenden Kensington eines schnellen Todes starb und diese Trauerkunde erscholl, wurden die meisten Läden geschlossen — ein Zeichen der Hochachtung für den Hingegangenen, das in jenem vornehmen Stadttheile sonst nur Mitgliedern des königlichen Hauses gezollt wird.

Charles Rollin.

Geboren 1661. Gestorben 1741.

Dieser, wenn auch nicht klassisch zu nennende, doch gewiß hochverdiente und würdige französische Historiker, geboren den 30. Januar 1661 zu Paris, stieg von dunklen Anfängen zu einem ruhmvollen Ziele hinauf. Er arbeitete Anfangs in der Werkstätte seines Vaters, eines Messerschmiedes, bis ein Benediktinermönch ein ungewöhnliches Talent in ihm wahrnahm und ihm die Mittel zur Ausbildung desselben verschaffte.

Nachdem er auf dem Collegium du Plessis seine Vorbereitungsstudien vollendet hatte, widmete er sich der Theologie, zog aber später das Lehramt vor, und erhielt 1687 die Professur der Rhetorik, so wie 1688 jene der Beredsamkeit an dem Collège royal. Seine Bemühungen, das Studium der griechischen Alterthumswissenschaft, so wie das seiner eigenen Muttersprache, immer mehr in Aufnahme zu bringen, fanden die verdiente Anerkennung und er ward 1694 zum Rector der Pariser Universität ernannt, welche Stelle er mit großer Gewissenhaftigkeit bekleidete, bis er, nach dem Rücktritte des Abts Vittement, zum Vorsteher des Collegiums zu Beauvais berufen wurde. Er legte aber 1712 dieses Amt nieder, weil die Jesuiten ihn des Jansenismus beschuldigten, und zog sich nach Paris zurück, wo er sich mit großem Erfolge schriftstellerischen, namentlich geschichtlichen Arbeiten widmete. Sein erster Versuch: „De la manière d'enseigner et d'étudier les belles lettres," fand so allgemeinen Beifall, daß er bald darauf mit seiner „Histoire ancienne des Egyptiens, des Carthaginois, des Assyriens, des Babyloniens, des Medes, des Perses et des Grecs" hervortrat, die sogleich als eines der besten französischen Geschichtswerke begrüßt wurde und auch als seine beste Leistung anzusehen ist. Weniger gut durchgeführt ist seine „Histoire Romaine," an deren Vollendung ihn der Tod hinderte, welche aber von Crevier fortgesetzt wurde. Rollin stand bei seinen Zeitgenossen, sowohl in seinem Vaterlande, als außerhalb desselben, in hoher Achtung, so daß Preußens Friedrich II. ihn seines vertrauten Briefwechsels würdigte. Er starb am 14. September 1741. Darf man auch von dem Standpunkte aus, auf welchen sich jetzt die Geschichte gestellt hat, Rollin's Werke nicht unbedingt loben, so verdienen doch sein sorgfältiges Quellenstudium und seine leichte, anmuthige und correcte Darstellung die rühmlichste Anerkennung; nur läßt er häufig seinem declamatorischen Raisonnement zu freien Lauf. Vor Allem ist aber seine feste Ueberzeugung des mächtigen Waltens der göttlichen Vorsehung und Gerechtigkeit in der Geschichte, welche freilich wenige seiner Zeitgenossen theilten, anzupreisen, und Chateaubriand nennt ihn daher mit vollem Rechte den Fenelon der Geschichte.

R. A. de Vertot d'Auboeuf.

Geboren 1655. Gestorben 1735.

René Aubert de Vertot d'Auboeuf erblickte das Licht den 25. November 1655 in dem Schlosse Bennetot in der Normandie, und erhielt eine seinem Stande angemessene Erziehung. Gegen den Willen seiner Eltern ließ er sich in den Orden der Kapuziner aufnehmen. Seine schwache Gesundheit drohte der Strenge der Ordensregel zu erliegen; daher ging er 1677 in den Orden der Prämonstratenser über und ward im Verlaufe der Zeit Secretär des Generals und endlich Prior seines Stiftes. Allmälig erwachte sein natürlich lebhafter Sinn, den eine Zeitlang die schwärmerische Andacht der Jugend bewältigt hatte; die Einsamkeit des Klosterlebens ward ihm unerträglich, er ging im Jahre 1701 nach Paris, ward Weltgeistlicher und bald darauf Mitglied der Akademie. Seine Fähigkeiten erregten Aufmerksamkeit und erwarben ihm Gönner; die Herzogin von Orleans machte ihn zu ihrem Secretär und endlich wurde er 1715 vom Großmeister von Malta zum Historiographen des Ordens ernannt. In späterer Zeit erhielt er die Commende von Santeny. Schwere körperliche Leiden verbitterten Vertot's letzte Jahre und rafften ihn am 15. Juni 1735 in das Grab. Seine Geschichtswerke — wir nennen hier nur „Histoire des révolutions de la république romaine," „Histoire des révolutions de Portugal," „Histoire des révolutions de Suède," „Histoire de l'ordre de Malte" — haben ihn überlebt; sie haben Epoche gemacht in der Nationalliteratur seines Volkes und ihm den Namen des französischen Curtius erworben. Sein Vortrag ist markig und seine Erzählungsweise fließend und gerundet. Frei von Parteilichkeit und Vorurtheil, wie vielleicht kein anderer Historiker Frankreichs, scheint er keiner Nation und keinem Zeitalter anzugehören und erhebt sich über beide. Seine Darstellung ist immer pragmatisch, seine Reflexionen scharfsinnig, tief und das Richtige erfassend, dabei ohne Anmaßung und Schwulst. Nur tadelt man an ihm nicht ohne Grund einen gewissen

Mangel an kritischem Forschungsgeiste, der ihn Stoff und Thatsachen nicht immer mit gehöriger Auswahl, noch mit der gehörigen Prüfung aufnehmen, auch das Wahre bisweilen dem Schönen unterordnen ließ, und seine Helden dem Ideale nahe brachte.

Johann der Beständige,

Kurfürst zu Sachsen.

Geboren 1467. Gestorben 1532.

Hatte die Reformation in ihrem Beginne eines Beschützers bedurft und ihn in Friedrich dem Weisen gefunden, so war sie, vorgeschritten, eines Vertheidigers benöthigt und fand einen solchen in Johann dem Beständigen. Er war der jüngste Sohn des Kurfürsten Ernst, Stammvaters der sächsisch-ernestinischen Linie, und den 30. Juni 1467 zu Meissen geboren. Seine Erziehung erhielt er großentheils am Hofe Kaiser Friedrich's III., den er auch einmal nach Rom begleitete. Dem ritterlichen Maximilian I. folgte er auf verschiedenen Zügen, that sich im Kriege gegen die Ungarn hervor, und erstieg Einer der Ersten die Mauern von Stuhlweißenburg (1490), wofür er nach römischer Art mit einem Sturmkranze gekrönt wurde. Nach seines Vaters Tode führte er in den meißnischen und thüringischen Landen mit seinem Bruder, dem Kurfürsten Friedrich, die Regierung gemeinschaftlich, ließ jedoch Letzterem allezeit die Direction. Als nun am 5. Mai 1525 auch sein Bruder, der weise Friedrich, in die Gruft sank, erhielt Johann sowohl die völlige Regierung, als auch die Kurwürde, und half gleich im ersten Jahre durch die Schlacht bei Frankenhausen und die Eroberung Mühlhausen's den schrecklichen Bauernaufstand wirksam dämpfen. Hatte Friedrich die Reformation mehr thatsächlich befördert, doch ohne sich geradezu für sie auszusprechen, so erklärte Johann sich offen und ohne allen Rückhalt für dieselbe, in welchen Grundsätzen sein Sohn, Johann Friedrich, sich innigst an ihn anschloß. Schon 1526 verordnete er den Gebrauch des Abendmahles unter beiderlei Gestalt, und schaffte durch öffentlichen Befehl die Messe ab. Treu zu ihm hielt in dieser

Beziehung der Landgraf Philipp von Hessen, dessen übereilender Feuergeist jedoch den Kurfürsten in die berüchtigten Packischen Händel gegen seinen Vetter, den Herzog Georg von Sachsen, verwickelte. Das feste Zusammenhalten der beiden evangelischen Fürsten, Johann's und Philipp's, gab der Reformation mitten unter den bedrohlichen Umständen, welche ihr erwuchsen, einen bedeutenden Halt. Zwar hatte der Kaiser Karl V. seine Gesinnungen gegen die Kirchenneuerung sehr unzweideutig zu verstehen gegeben; aber die letzte Entscheidung und die Vollziehung des Wormser Edictes blieb immer einer allgemeinen, oder wenigstens einer Nationalversammlung in Deutschland vorbehalten, und diese zog sich durch den Krieg in Italien und den Türkeneinfall weiter und weiter hinaus, bei welcher Zögerung die Reformation mehr und mehr erstarkte. Endlich schrieb der Kaiser 1528 einen Reichstag nach Speyer aus, der jedoch erst im folgenden Jahre zu Stande kam, und von Johann in Begleitung Melanchthon's und Anderer besucht wurde. Als nun hier, in der zuerst vorgenommenen Religionsangelegenheit, durch Stimmenmehrheit der Beschluß gefaßt wurde: man müsse den Kaiser ersuchen, ein allgemeines, oder wenigstens ein National-Concilium zu veranstalten; bis dahin solle Niemand mehr die neue Lehre annehmen, in denjenigen Ländern aber, wo sie ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe nicht mit einem Male abzuschaffen sei, solle man sich einstweilen aller Neuerungen enthalten, auch Niemanden verboten sein, Messe zu hören oder zu halten, — da entstand unter den evangelischen Ständen große Bewegung. Von der Beschwerde schritten sie zur Protestation. Der Kurfürst Johann, als Vorstand, der Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach, die Herzoge Ernst und Franz von Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, der Fürst von Anhalt und vierzehn Reichsstädte, unterzeichneten eine Appellation, mittels deren sie von einer jeden ihnen begegneten, oder künftig begegnenden Beschwerde an den Kaiser oder an eine künftige Kirchenversammlung appellirten. Gegen den Willen des Königs Ferdinand, der auf dem Reichstage zu Speyer den abwesenden Kaiser vertreten hatte, ließen Johann und Philipp, sobald sie heimgekehrt waren, in ihren Landen jene Appellation öffentlich bekannt machen. Durch dieses Protestationsverfahren wurde der evangelischen Partei der Name der »protestantischen« beigelegt, der ursprünglich nur einen politischen Act andeutete und keineswegs zur Bezeichnung eines Religionsbekenntnisses diente. Der Kaiser, obgleich er in Piacenza die Abgeordneten der protestirenden Stände ungnädig aufgenommen hatte, erklärte gleichwohl, als er 1530 einen neuen Reichs-

tag nach Augsburg ausschrieb, daß er eines Jeden Meinung im Punkte der Religion, in Liebe und Güte anhören, überlegen und wo möglich zu vereinigen suchen wolle. Johann erhielt dazu eine besondere schriftliche Einladung vom Kaiser, und, voraussehend, daß dieser Reichstag sich vorzüglich auf die kirchlichen Händel lenken und eine Art von Nationalconcilium abgeben werde, ließ er durch seine Wittenberger Theologen eine kurze Uebersicht der evangelischen Hauptlehren aufsetzen, welche bei den Reichstagserörterungen einen Maßstab für die Abweichungen der alten und neuen Kirche darleihen sollte. Dieser Entwurf wurde in siebenzehn Artikeln dem Kurfürsten zu Torgau überreicht, und erhielt daher den Namen der »Torgauer Artikel.» Ungeachtet der Warnungen mancher Aengstlichen reisete Johann, begleitet von vielen sächsischen Edlen und Rittern, und von den Theologen: Justus Jonas, Spalatin und Melanchthon, nach Augsburg ab; Luther dagegen wurde in Koburg zurückgelassen, weil man ihn, als einen Geächteten, in Augsburg nicht sicher glaubte. Da der Kaiser, in Italien zurückgehalten, längere Zeit auf sich warten ließ, so benutzte Melanchthon diese Frist dazu, auf den Grund der Torgauer Artikel das, unter dem Namen der „Augsburgischen Confession" bekannte, nach Hauptbegriffen entworfene, evangelische Glaubensbekenntniß aufzusetzen, welches nicht nur Luthern zur Beurtheilung zugesendet, sondern auch allen protestantischen Ständen vorgelegt und von ihnen gutgeheißen wurde. Am 15. Juni 1530 Abends kam endlich der Kaiser mit vielem Glanze in Augsburg an; der Kurfürst Johann, als Erzmarschall, trug ihm bei seinem Einzuge das Schwert voran, war aber auf keine Weise zu bewegen, der Frohnleichnamsprozession beizuwohnen, und sagte sich auch bei der feierlichen Messe, mit welcher der Reichstag eröffnet wurde und wobei er wiederum das Erzmarschall-Schwert vortrug, von allen üblichen Ceremonien los. Nach längeren Debatten ertheilte in der zweiten Versammlung (24. Juni) endlich der Kaiser den protestantischen Ständen die Vergünstigung, für den folgenden Tag ihr feierliches Glaubensbekenntniß öffentlich vor der Reichsversammlung vorlesen zu dürfen; es geschah durch den kursächsischen Kanzler Baier. Die Confessionsverhandlungen zogen sich an drei Monate hin, und erst am 22. September erfolgte der Reichsabschied. Da es — so lautete derselbe — ungeachtet der gegenseitigen Erörterungen, zu keiner Einigung über alle Artikel gekommen sei, so wolle der Kaiser den Protestirenden bis zum 15. April des folgenden Jahres Bedenkzeit lassen, in wie fern sie sich über die abweichenden Artikel mit der katholischen Kirche wieder

vereinigen könnten. Bis dahin sollte jeder Reichsstand Ruhe halten, der Kurfürst von Sachsen aber, wie auch die ihm gleichdenkenden Fürsten, nichts Neues in Religionssachen drucken oder verkaufen lassen, besonders aber den katholischen Unterthanen ihrer Lande in Ausübung ihres Glaubens nicht hinderlich sein. Rücksichtlich der kirchlichen Mißbräuche aber werde man den Papst und alle christlichen Mächte zu bestimmen suchen, daß spätestens binnen Jahresfrist ein allgemeines Kirchenconcilium zu Stande käme. — Das gespannte Benehmen des Kaisers, die kurze Bedenkzeit, welche er ihnen vergönnt hatte, brachte die sämmtlichen protestirenden Fürsten zu der Besorgniß, Karl V. sehe diese ihnen gegebene Frist nur als eine Vorbereitung zum Kriege an, und sie eilten daher, sich näher an einander zu schließen, namentlich auch die Wahl Ferdinand's zum römischen Könige zu erschweren, was ihnen jedoch nicht gelang. Zu diesem Ende wurde, vornehmlich auf des Kurfürsten Betrieb, am 31. December zu Schmalkalden ein enges Bündniß geschlossen, dem man vor der Hand keine andere Tendenz beilegte: als den Kaiser schriftlich zu ersuchen, daß in den von Seite des Kammergerichts gegen die Evangelischen bereits gethanen Schritten nicht weiter gegangen werden möge, und, wenn unter kirchlichem Vorwande Feindseligkeiten gegen ein Mitglied des Bundes angedroht oder unternommen werden sollten, sich mit Rath und That treulich beistehen zu wollen. Die mittlerweile erfolgte Erwählung Ferdinand's zum römischen Könige ließ der Kurfürst Johann für ungesetzmäßig erklären und dagegen protestiren. Der „Schmalkaldener Bund" sah sich nunmehr auch im Auslande nach Beistand um und befestigte sich durch eine zweite Zusammenkunft am 27. Februar 1531, traf auch später festere Bestimmungen über die Art seiner Vertheidigung im Falle eines zu erleidenden Angriffs und verhandelte über die Aufnahme der schweizerischen Glaubensgenossen in das Bündniß. Die Kurfürsten von Mainz und der Pfalz schlugen von katholischer Seite sich in's Mittel, um den Frieden zu erhalten; man veranstaltete Zusammenkünfte, kam aber, da die Schmalkaldener fortwährend die Anerkennung Ferdinand's weigerten, zu keinem eigentlichen Zwecke. Statt einer Einigung wurde zu Nürnberg 1532 ein Waffenstillstand abgeschlossen, dem man den schönen Namen des »ersten Religionsfriedens" vom 23. Juli beilegte, worin jedoch Nichts weiter ausgemacht war, als daß, bis auf ein zu haltendes Concilium, zwischen Kaiser und Ständen ein allgemeiner Friede beobachtet werden, und kein Theil den anderen, unter kirch-





lichem oder sonstigem Vorwande, befehden sollte. Die schweizerischen Glaubensgenossen wurden wiederum ausgeschlossen und im Ganzen hatte dieser Vertrag weder den Beifall der katholischen, noch der evangelischen Partei. Der Kurfürst Johann hatte, wegen ernsthafter Krankheit, nicht persönlich an den Unterhandlungen Theilnehmen können, sondern sie durch seinen Sohn, Johann Friedrich, betreiben lassen. Ein böser Fuß, der die Ablösung einer Zehe nöthig machte, und heftige Steinschmerzen verbitterten seine letzten Tage; ein Schlagfluß endete am 16. August 1532 auf dem Schlosse Schweinitz, in Luther's Beisein, sein Leben. Das ungegründete Gerücht, als sei er vor seinem Ende wieder zur katholischen Lehre übergetreten, ist längst widerlegt. Ihm mangelte die feine Umsicht, die tiefe Staatsklugheit seines Bruders Friedrich; aber er übertraf ihn an muthiger Beharrlichkeit, an unerschütterlicher Glaubensfestigkeit, die keine politischen Opfer scheute. Luther pflegte von beiden Brüdern zu sagen: mit Friedrich sei die Weisheit, mit Johann aber die Redlichkeit gestorben. Streng hielt er auf innere Ordnung und Ruhe; doch war er auch mild und verzeihend, und ging nur schwer an die Unterzeichnung eines Todesurtheils, indem er von dem Verbrecher hoffte: „Ei, er wird wohl noch fromm werden." Um die Rechtspflege und Gerichtsordnung erwarb er sich in seinen Landen besondere Verdienste; er gründete 1529 ein neues Hofgericht zu Wittenberg, und richtete sein Augenmerk besonders auf Verbesserung des Münzwesens und der Polizeipflege.

Joh. Friedrich der Großmüthige,

Kurfürst zu Sachsen.

Geboren 1503. Gestorben 1554.

Mit halbgezogenem Schwerte war Johann der Beständige, der streitbare Wächter der neuen Lehre, aus der Welt gegangen; doch über seinem Grabe entbrannte gar bald der volle Kampf, und schon seinem Sohne, Johann Friedrich, war es beschieden, dafür zu fechten und — zu ver-

bluten. Zu Torgau wurde dieser am 30. Juni 1503 geboren; er brachte an seinem Körper ein gelbes Kreuz mit auf die Welt, ein ahnungsvolles Zeichen seines späteren Mißgeschickes. Frühzeitig äußerte er einen frommen, doch auch entschlossenen Sinn, der, hätten ihm weisere Rathgeber zur Seite gestanden, gewiß die besten Früchte getragen haben würde. Seinen Vater begleitete er auf die Versammlungen zu Speier und Augsburg, und härtete hier, wo er die neue Lehre mit so begeistertem Eifer vertheidigen sah, seine Frömmigkeit zum stärksten Glaubensmuthe. Nach dem Tode seines Vaters (1532) folgte er demselben in der Kur Sachsen; die übrigen Lande aber regierte er gemeinschaftlich mit seinem Halbbruder Johann Ernst, bis zum Jahre 1542, wo er diesen mit der Pflege Koburg und einer Jahresrente abfand. Der Reformation leistete er sogleich bei seinem Regierungsantritte allen möglichen Vorschub, ließ durch Justus Jonas, Johann Bugenhagen, Georg Spalatin, Justus Merius, Friedrich Myconius u. A. eine allgemeine Kirchenvisitation in seinen Landen anstellen, und das Abendmahl unter beiden Gestalten reichen. Nachdem er schon früher im Namen seines Vaters zu Köln gegen die römische Königswahl Ferdinand's protestirt, und später diese Protestation fortgesetzt hatte, stand er, nach dem zu Kaden in Böhmen 1534 geschlossenen Vertrage, von seiner Weigerung ab, und wurde im folgenden Jahre zu Wien vom Könige Ferdinand mit der Kur und den Ernestinischen Landen belehnt. Neue Irrungen, die Johann Friedrich zu seiner früheren Weigerung, Ferdinand anzuerkennen, zurückbrachten, fanden auf einem Reichstage zu Speier 1544 ihre endliche Erledigung. Während jener Mißhälligkeiten, die ihm Besorgnisse vor feindseligen Schritten der römischen und kaiserlichen Partei einflößten, fand er sich bewogen, eine neue Versammlung der protestantischen Verbündeten nach Schmalkalden anzuberaumen, und es wurde hier im December 1535 ausgemacht, daß Alle, welche sich zur evangelischen Lehre bekannten, auf Verlangen zu dem Schmalkaldischen Bunde zugelassen, und der Bund selbst, welcher mit dem Februar 1537 zu Ende ging, auf zehn Jahre verlängert werden sollte. Zehntausend Mann Fußvolk und zweitausend Pferde sollten auf gemeinschaftliche Rechnung unterhalten werden; zu Häuptern des Bundes wurden der Kurfürst Johann Friedrich und der Landgraf Philipp von Hessen ernannt, und zwar dergestalt, daß Beide in der obersten Leitung alle halbe Jahre mit einander abwechseln sollten. Um nun auch dem bevorstehenden allgemeinen Concilium, auf dessen Entscheidung bisher die

Religionsangelegenheiten fortwährend verwiesen worden waren, zu begegnen, ließ der Kurfürst, als Erklärung der Augsburgischen Confession und zur Vorlage auf dem Concil, durch Luther die sogenannten „schmalkaldischen Artikel” entwerfen. Da jedoch von keiner der beiden Parteien das Concil aufrichtig gewünscht und betrieben wurde, so kam es auch diesmal nicht zu Stande; denn gegen die Abhaltung eines solchen in Mantua, also außerhalb der deutschen Gränzen, protestirte Johann Friedrich ausdrücklich. Da indessen der schmalkaldische Bund sich ansehnlich verstärkte, so wurde, vornehmlich auf Betrieb des Reichsvicekanzlers Held, als Gegenbündniß zu dem schmalkaldischen, von dem Kaiser und dem römischen Könige, den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg, den Herzogen Wilhelm und Ludwig von Baiern, Georg von Sachsen und Erich und Heinrich von Braunschweig, 1538 der sogenannte »heilige Bund” geschlossen. Versuche zur gütlichen Einigung der beiden Religionsparteien blieben ohne Erfolg; bald begann ein Vorspiel der Feindseligkeiten. Dem Landgrafen Philipp war der Briefwechsel des Herzogs Heinrich von Braunschweig mit Mainz in die Hände gefallen, der sehr gehässige Absichten gegen die evangelische Sache aussprach. Darüber entbrannte ein wüthender Federkrieg, dem endlich wirklicher Kampf folgte. Heinrich schädigte, gegen die Erlaubniß des Kaisers, die dem schmalkaldischen Bunde beigetretenen Städte Goslar und Braunschweig. Da zogen der Kurfürst und der Landgraf ihren Bundesgenossen zu Hilfe, fielen mit einem Heere in Heinrich's Staaten ein, eroberten dieselben, und regierten sie bis 1545, wo sie, in Folge des Wormser Vertrages, dem Kaiser zur Sequestration überlassen wurden. In derlei Nebendingen siegreich, that der schmalkaldische Bund doch im Wesentlichen Nichts, was eine Hauptentscheidung hätte herbeiführen können, sondern verlor über Berathungen, kleinlichen Maßregeln und unfruchtbarer Freude an Scheinvortheilen, seine beste Zeit. Kaum hatte Karl V. durch den 1544 zu Crespy mit Frankreich geschlossenen Frieden wieder freiere Hand bekommen, als er sofort in den deutschen Angelegenheiten eine entschiedenere Sprache führte, und nun auch mit Eifer an der Verwirklichung des schon so oft angesetzten Concils arbeitete. Aber der Kurfürst Johann Friedrich erklärte sich mit Bestimmtheit gegen die Beschickung eines vom Papste berufenen Concils, und verweigerte mit gleicher Festigkeit des Kaisers Begehren, den von ihm, dem Kurfürsten, zurückgewiesenen Julius Pflug an die Stelle des berühmten Nicolaus Amsdorf in das Bisthum Naum-

burg einzusetzen. Solcher Widerstand veranlaßte den Kaiser, seine Maßregeln gegen die Protestanten fortan unverholener und ernsthafter zu betreiben. Auf dem am 5. Januar 1546 zu Regensburg eröffneten Reichstage gab sich die Spannung so offen kund, daß die protestantischen Fürsten, die nahe Gefahr vor Augen, eiligst, ja noch während jenes Reichstages, eine Zusammenkunft in Ulm hielten, und, damit die Gegner ihnen nicht zuvorkämen, ihre Truppen schon in's Feld rücken ließen. Nachdem der Kurfürst und der Landgraf, als Häupter des schmalkaldischen Bundes, sich über den Plan des Feldzuges berathen, auch in einem Schreiben an den Kaiser, welches unbeantwortet blieb, sich gegen den Vorwurf des Ungehorsams zu rechtfertigen gesucht hatten, erklärten sie am 15. Juli in einem Manifeste die Nothwendigkeit ihres Vertheidigungskrieges. Am nämlichen Tage schleuderte der Papst seinen Bannstrahl gegen die Schmalkaldener, und fünf Tage später sprach der Kaiser zu Regensburg die Reichsacht über den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen. Die Verbündeten antworteten darauf durch eine Verwahrungsschrift, und, da der Kaiser diese nicht annahm, durch einen Fehdebrief. Wieder ließen die Schmalkaldener durch Zögern und Unschlüssigkeit dem Gegner Zeit, sich zu sammeln und zu kräftigen. Ueberdies ließ Johann Friedrich sich durch das heuchlerische Benehmen seines Vetters, des Herzogs Moritz von Sachsen, täuschen, welchen der Kaiser mit der Vollziehung der Acht an dem Kurfürsten beauftragte, und der, als Ende Octobers 1546 der König Ferdinand in das Voigtland einfiel, plötzlich beinahe ganz Kursachsen in seine Gewalt brachte. Da ermannte sich der Kurfürst, zog mit dem größeren Theile des Bundesheeres — das freilich dadurch getheilt und geschwächt wurde — gegen Moritz, eroberte seine Lande rasch zurück, brachte auch die des Herzogs großentheils in seine Hände, und schlug und fing den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der den Vortrab der kaiserlichen Hilfsvölker führte. Moritz sah sich genöthigt, nach der böhmischen Gränze zu entfliehen, und Johann Friedrich rückte nach dem Erzgebirge vor. So schien Letzterem noch immer das Glück zu lächeln. Dagegen war, seit seinem Abgange, das schmalkaldische Bundesheer so gut wie aufgelöset, und der Kaiser hatte die einzelnen protestantischen Stände nach einander zur Ruhe verwiesen. Ueberdies schwächte Johann Friedrich seine Streitkräfte auch noch dadurch, daß er den unruhigen Böhmen unter Thumshirn einen Theil seiner Truppen sandte, wofür er Unterstützung zugesichert

erhielt, die im rechten Augenblicke ausblieb. Zu seinem Nachtheile gestand er auch dem Herzoge Moritz einen Waffenstillstand zu. Indessen war der Kaiser aus Schwaben her und über Böhmen, wo er sich mit den Truppen des Königs Ferdinand und des Herzogs Moritz vereinigte, im vollen Anzuge auf Sachsen. Zu Meissen ward dem Kurfürsten die Kunde davon; aber der unglückliche Fürst war von Verräthern und heimlichen Anhängern des Moritz umgeben, die ihm einredeten: es sei dies nicht das Heer des Kaisers, sondern nur ein umherziehender Schwarm. Obgleich der Kurfürst zum Theile seine Leute kannte, und damals mit Schmerz äußerte: er sei reicher, als Christus, denn dieser habe nur Einen Verräther an seinem Tische gehabt, er aber habe deren viele; — so trauete er diesmal doch, und glaubte den Kaiser noch fern. Als er gleichwohl endlich die schlimme Ueberzeugung gewann, daß das kaiserliche Heer sich eilends der Elbe nähere, beschloß er, damit er Verstärkung abwarten könne, sich in die Festung Wittenberg zu werfen, brannte daher, um den Kaiserlichen den Uebergang zu verwehren, die Meißner Elbbrücke hinter sich ab und lagerte sich bei Mühlberg. Die Kaiserlichen waren ihm am anderen Ufer der Elbe nachgeeilt, standen am 24. April 1547, durch den Fluß getrennt, ihm gegenüber, und ein Müller zeigte ihnen eine Furt durch die Elbe, so daß sie den Uebergang bewerkstelligen konnten, den der Kurfürst ihnen dadurch erleichterte, daß er, statt sie zurück zu halten, in möglichster Eile nach Torgau und Wittenberg aufbrechen ließ. In der Lochauer Haide wurde er von den Feinden eingeholt; sie mochten gegen 36,000 Mann stark sein, denen er nur 9—10,000 entgegen zu stellen hatte. Doch die Noth war da; es mußte geschlagen werden. Den ersten Angriff gegen die eine Seite der kurfürstlichen Armee machten des Herzogs Moritz Schützen, auf der anderen Seite griffen die neapolitanischen Truppen an; bald folgte auch die übrige Heeresmacht. Die kursächsische Reiterei wurde zuerst geworfen, und brachte durch ihre ungestüme Flucht auch das Fußvolk in Unordnung, das, zuletzt dem wüthenden Anpralle der feindlichen Reiterei weichend, in planlose Haufen zersprengt wurde, welche ordnungslos hin und wider noch fochten oder flohen. In einem dieser fechtend fliehenden Haufen befand sich auch der Kurfürst. Er war in das nahe Gehölz, die Schweinart genannt, gekommen, als die Feinde ihn und die Seinigen umringten. Trotz seiner schweren Leibesgestalt, die ihn nicht nur den Feinden leicht kenntlich machte, sondern ihm auch Fliehen und Fechten erschwerte, focht er mit der größten Tapferkeit, gleich

einem gemeinen Krieger. Aber völlig eingeschlossen und in der Wange verwundet, ergab er sich endlich, um keines Ausländers Gefangener zu werden, einem ihm bekannten meißnisch-sächsischen Edelmanne, Thilo von Trotta. Der Kaiser empfing seinen Gefangenen mit höchster Ungnade, ja er ließ ihm sogar durch ein Kriegsgericht das Leben absprechen. Der Kurfürst vernahm das Todesurtheil mit so vieler Kaltblütigkeit, daß er sich dadurch nicht einmal im Schachspiele stören ließ. Sein Leben retteten zwar die Fürbitten der Fürsten; dagegen mußte er am 19. Mai die sogenannte Wittenberger Capitulation unterschreiben, worin er für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde Verzicht leistete, seine meisten Länder abtrat, die Wiedereinsetzung des Herzogs Heinrich von Braunschweig zugab, und bis auf weitere Bestimmung des Kaisers Gefangener blieb. Nur zu Anerkennung des tridentinischen Concils war er selbst in seiner Haft nicht zu bewegen. Seine abgetretenen Güter und Lande sammt der Kurwürde gelangten an den Herzog Moritz. Die Gefangenschaft Johann Friedrich's war nicht immer ganz gelind, da er durch Zurückweisung des Interim, und überhaupt durch seine beharrliche Festigkeit in Angelegenheiten seines Glaubens, häufig des Kaisers Unzufriedenheit erregte. Als Gefangener mußte er demselben auf allen seinen Reisen folgen; erst nach dem Innsbrucker Ueberfalle im Mai 1552 hob der Kaiser seine Haft auf, und gab ihm am 1. September endlich seine ganze Freiheit zurück. Seine Unterthanen empfingen ihn mit unbegränzter Freude, und führten ihn im Triumphe nach seiner Residenz Weimar. Nach Moritz's Tode erneuerte Johann Friedrich bei dem Kaiser seine Ansprüche auf die Kur und die verlorenen Lande, wurde aber damit zurückgewiesen, weil, als Moritz (1548) die Lehen erhalten hatte, auch dessen Bruder August zugleich mitbelehnt worden war. Doch schloß Letzterer am 24. Februar 1554 zu Nürnberg mit ihm einen Vergleich, worin ihm nicht nur das Recht, den Titel »geborener Kurfürst" fortzuführen, zugestanden, sondern auch mehre Aemter, Städte und Ortschaften überwiesen wurden, nachdem ihm ein Jahr früher durch den Tod seines Halbbruders, Johann Ernst, auch das Fürstenthum Koburg und mehre Aemter in Franken zugefallen waren. So war, nach dem schweren Verluste, wenigstens Einiges wieder gewonnen, und dem übrig gebliebenen Ernestinischen Länderbestande eine gewisse Abgeschlossenheit und Selbstständigkeit gesichert. Kurz nach jenem Vergleiche starb Johann Friedrich, den 3. März 1554 zu Weimar. Er hatte nicht mit dem Glanze und dem Glücke eines Moritz, wohl aber mit beispielloser Standhaftigkeit für seine Ueberzeugung gekämpft,

und sie selbst fallend festgehalten, so daß der Sieger, der ihn niederwarf, vergebens sich mühte, ihm auch dieses Kleinod zu entreißen. Sein Herz überwog allerdings seinen Geist, und ließ, da er am meisten mit jenem einstand, ihn im Streite unterliegen; aber sein ungebeugter Muth, sein durch unerschütterliche Treue und Redlichkeit, durch würdevolles Ertragen geheiligtes Unglück, weisen ihm dennoch einen Platz unter den ersten Regenten Sachsens an, wenn man auch zugeben muß, daß er als Mensch größer war, denn als Fürst.

Dietrich Christian Grabbe.

Geboren 1801. Gestorben 1836.

Die Erde hat sich über diesem Cyklopen geschlossen, der, in eine poetische Nacht begraben, sein Dasein nur durch Feuer und Rauchgewölke zu erkennen gab. Einen Unglücklichen haben wir in ihm verloren, dessen Schatten sich entweder nach Unsterblichkeit, oder nach gänzlichem Vergessen sehnt. Weder das Eine, noch das Andere können wir ihm gewähren. Zu bedeutend, um vergessen zu werden, steht er in seiner bitteren Zerrissenheit doch der Unsterblichkeit zu fern, und wenn angenommen wird, daß bei einer längeren Laufbahn seine gewaltige Kraft sich doch vielleicht noch unter Maß und Regel gebeugt haben würde, während in dem Zustande, wie er von uns geschieden, seine Gegenwart auch zugleich seine Zukunft verschlang, so möchte man von ihm sagen, was von manchen Herrschern gesagt worden ist: er hätte nie geboren werden, oder nie sterben sollen. In Detmold kam Grabbe den 11. December 1801 zur Welt. Sein Vater war dort Zuchthaus- und Leihbankverwalter, und so hatte er schon damals den nächsten Augenpunkt zwischen der menschlichen Verworfenheit und der menschlichen Armuth. Seine ganze Erziehung wurde innerhalb dieser beiden starren Pole geleitet; dazu kam, daß seine Mutter, dem leidigen Branntwein ergeben, in brutaler Zärtlichkeit ihre Neigung auch auf den Sohn übertrug, ihn schon als Kind mit diesem zerstörenden Getränke und zugleich mit all den Lastern letzte, die im Gefolge dieser verworfenen Leidenschaft sind. Störrisch, tückisch, lügen-

Jetzt wuchs der Knabe auf, und so sehr wurden diese Uebel ihm zum Princip, daß er die edleren Regungen seiner Seele geflissentlich unterdrückte, mindest nicht laut werden ließ, aus Furcht, sich lächerlich zu machen. Die Jahre, die Anderen zur Entwickelung der herrlichsten Jugendkraft werden, wurden bei ihm nur zu einer neuen Krisis der Zerrüttung. Ungesättigt von seinen wilden Genüssen, deren er gleichwohl immer bedürftig blieb, warf er sich mit Eifer auf die Wissenschaft. Schon in der Schule fleißig, studierte er in Leipzig und Berlin mit Erfolg die Rechte. In seinem neunzehnten Jahre schrieb er sein Drama: »der Herzog von Gothland,“ ein poetisches Ungeheuer, groß und schrecklich, wild und schönheitlos, wie eine Formation der Urwelt. Seine geklemmte, stumpfe Persönlichkeit stach grell gegen seine Werke ab, und vermochte nirgend einen harmonischen Anklang zu finden. Man bestaunte diesen Geist; doch die Hülle, die ihn barg, löschte die Flamme der Liebe aus, die er, wenn auch nur durch gewaltige Reibungen, hätte entzünden können. So von außen abgestoßen und ohne Sympathie in sich selbst, schweifte er in Deutschland umher, bald in feuriger Glut die Muse umarmend, bald sie fliehend und verfluchend, bald von dem abenteuerlichen Gelüsten getrieben, Schauspieler zu werden (ein Beruf, dem seine ganze Persönlichkeit widerstrebte), bald in erbitterter Feindschaft mit allen Idealen zur bürgerlichsten Gewöhnlichkeit zurückstrebend. Der letztere Entschluß gewann endlich einen vorübergehenden Sieg; er nahm seine juristischen Studien mit Eifer wieder auf, praktizirte, und wurde als Regimentsauditeur angestellt. Die Liebe schien den ermatteten Selbstkämpfer auf ihre Fittige nehmen zu wollen. Er faßte eine heftige Leidenschaft zu der Tochter seines Gönners, des Archivrathes Clostermeier, und nach vielen Hindernissen errang er ihre Hand. Aber die dämonische Macht, die in dem Unglücklichen tobte, gab ihn nie auf lange los. Krankheit, durch seine Lebensweise erzeugt, finsterer Mißmuth, der sich gegen die amtliche Herkömmlichkeit auflehnte und ihn in Zwiespalt mit seinen Vorgesetzten brachte, finsterer Groll endlich gegen die Menschen überhaupt, Zerwürfnisse mit seiner edlen Gattin, riefen den schlummernden bösen Geist in ihm wieder völlig wach. Wie ein blutiger Strom quollen unter diesen Kämpfen Lieder und Gedichte aus seinem zerrissenen Herzen hervor. Es erschienen seine „dramatischen Dichtungen;“ dann wälzte er sein Mammuthgedicht: »Don Juan und Faust,“ auf das Papier, schrieb den „Barbarossa“ und „Heinrich VI.,“ und begann das dramatische Epos: „Napoleon, oder die hundert Tage,“ und noch manches Andere, was theils verloren gegangen, theils

nicht vollendet worden. Angstvoll um sich greifend, wähnte seine zügellose Kraft endlich im Kriegerstande ihre Bestimmung zu finden, wo es, wenn nicht zu schaffen, doch zu zerstören gab. Er wollte Hauptmann werden; man wies ihn natürlich ab, und rügte die Vernachlässigung seiner Amtsgeschäfte. Da schleuderte er Alles von sich, was Pflicht und Last war, verließ sein Weib, und ging über Frankfurt nach Düsseldorf zu Immermann. Vertragen konnte sich mit Grabbe Niemand, auch Immermann nicht. Zwischen Rollencopiren und Dichten theilte sich seine Zeit. Er schrieb den »Hannibal,« das Mährchen »Aschenbrödel,« zugleich auch Kritiken, und endlich sein letztes Werk: »die Hermannsschlacht.« Der innere Verbrennungsprozeß, der seit seiner Geburt an seinem Geiste, wie an seinem Körper nagte, schritt jetzt mit schreckender Schnelligkeit vorwärts. Er lebte nur noch vom Rum, denn Speisen vertrug er nicht mehr, und lag den ganzen Tag in seinen Kleidern im Bette, die entflohene Lebenswärme nothdürftig zu ersetzen. Endlich schleppte er seinen zerstörten Körper zurück in seine Vaterstadt, und endete hier am 12. September 1836 das finstere Trauerspiel seines Lebens in den Armen seiner versöhnten Gattin, die den Lorbeerkranz auf seinen Sarg legte.

Kühn und groß sind seine poetischen Schöpfungen; aber sie können nicht wärmen, und erschrecken mehr, als sie erheben. Seine Riesenfantasie strebte vergeblich, von seinem ausgestorbenen Herzen, seinem liebeverwaisten Gemüthe, seinem schönheitentfremdeten Geiste sich loszuringen; sie versengte ihre Schwingen an dem Brande, dem sie entstieg, und sank endlich ermattet in diese große Trümmerwelt zurück. Die Wirklichkeit bietet keinen Vergleich für ihn. Man müßte ihn nur jenen Eisriesen der nordischen Mythe an die Seite stellen, welche den rohen Klumpen der Urwelt trugen, und die in dem Chaos zerfließen mußten, als die Schöpfungssonne am Firmament des Alls höher emporstieg.

Karl Immermann.

Geboren 1796. Gestorben 1840.

In der schönsten und reichsten Entfaltung wurde dieser edle Geist der Welt entrissen, die erst kurz vorher allmälig sich bequemt hatte, seinen Werth anzuerkennen. Zu Magdeburg geboren, wurde Karl Immermann von seinem Vater erzogen, einem Manne aus der strengen, altpreußischen Schule, dessen etwas harter, aber consequenter und einfacher Erziehung er seinen ernsten, gediegenen Sinn verdankte, der [illegible] durch die [illegible] Zeit zum Dichter gebildet und genährt wurde. Zwölf Jahre alt, schrieb er Geburtstagsgedichte, im sechzehnten Jahre einen Roman und ein Drama: „Prometheus," und besang er den Tod Heinrich's von Kleist. Auf der Universität zu Halle 1813 [illegible] der ersten [illegible] Klang der deutschen Schauspielkunst auf dem Weimarischen Theater, und seitdem ließ es ihm keine Ruhe, [illegible] Gehalt der Bühne wieder zu erwecken. Der Ruf des Vaterlandes führte ihn zu seinen Fahnen. Als Freiwilliger wurde er zwar 1813 durch ein Nervenfieber verhindert, seinen Eintritt vor der Einnahme von Paris nachzuholen; [illegible] nahm er aber Theil an dem ganzen Feldzuge 1815 in den Niederlanden und in Frankreich. Dann auf die Universität Halle zurückgekehrt, kämpfte er mit männlichem Muth gegen ein [illegible], das Seitens der [illegible] Burschenschaft unter dem Namen Teutonia, und [illegible] durch eine Vorstellung an den König von Preußen. [illegible]

Immermann, gelang es nicht, etwas Untergegangenes wieder in's Leben zu rufen. Ziemliche Talente, gute Einnahmen, ein Musikdirector, wie Felix Mendelssohn, ein Publikum, von den Künstlern gebildet und angefeuert, dramaturgische Beihilfe von Friedrich von Uechtritz, Schnaase, Grabbe u. A. und Immermann's großes mimisches Talent als Vorleser, so wie sein Tact im Anordnen und Ausführen, bewirkten wohl einzelne meisterhafte Darstellungen, aber kein neues, frisches Theaterleben. Gar bald machte der Schlendrian sich geltend; vergebens wollte Immermann dem dichterischen Gehalt durch Decorationen, Costume, ja durch Transparents und Ballets zu Hilfe kommen, wie es denn charakteristisch war, daß auch Immermann, trotz seines heiligen Ernstes für die Würde der alten Schauspielkunst, trotz seiner deshalb gepflogenen Berathungen mit Tieck, in dieselben Strudel gerieth, die man den neuen Theaterverwaltungen zum Vorwurfe macht. Nichts hielt den Verfall der Unternehmung auf; Immermann zog sich von seiner Theilnahme an der Leitung der Bühne zurück, und trat nach Ablauf eines Jahres wieder in seine früheren Amtsverhältnisse ein. Wenn es ihm praktisch mit der Bühne nicht gelang, so hatte er um so besseren Erfolg in Begründung seines Rufes als Dichter. Seine Werke, die Lust- und Trauerspiele: »die Prinzen von Syrakus,« »das Thal von Ronceval,« „Edwin," „Petrarca," »Periander," „das Auge der Liebe," »Cardenio und Celinde," »das Trauerspiel in Tirol," »Kaiser Friedrich II.," »die Schule der Frommen," „die schelmische Gräfin," »die Verkleidungen," „der Carneval," »die Somnambule," ferner der Roman: »Papierfenster eines Eremiten," das Mährchen: „Tulifäntchen," Gedichte u. a. m., erkannte er selbst nicht durchgängig für würdig an, um in seine gesammelten Schriften aufgenommen zu werden. Ueberhaupt war er selbst sein strengster Kritiker, zugleich auch einer von den wenigen Schriftstellern, die mit jedem neuen Werke Fortschritt und höhere Reife beurkunden. In den unersprießlichen Federstreit mit dem Grafen Platen wurde er ohne seine Schuld verwickelt. Im Jahre 1832 erschien seine großartigste dramatische Schöpfung, die Trilogie: „Alexis," sowie auch seine wunderbare, durch Fantasie und Tiefe ausgezeichnete Mythe: »Merlin." Diesen folgten: „das Reisejournal" — Reisebilder und Skizzen, wie sie Mode geworden waren, hier jedoch durch Eigenthümlichkeit und Frische gehoben; „die Epigonen," welche die Zustände der Restaurationsperiode in Deutschland in geistvollen Bildern darstellten, und sein letztes Trauerspiel: »die Opfer des Schweigens;" dann 1838 und 1839 der humoristisch-satyrische Roman: »Münchhausen," eines seiner voll-

endetsten Werke, in welchem die modernen Celebritäten scharf gegeißelt werden, und das Gedicht: „Tristan und Isolde.“ Aber in der herrlichsten Blüte seiner Kraft ereilte ihn der Tod; Immermann starb zu Düsseldorf den 25. August 1840 am Lungenschlage.

Bei Immermann ist, im Gegensatze zur älteren (Tieck'schen) romantischen Schule, Alles aus der wirklichen Gegenwart gegriffen. Selbst die fantastischen Figuren sind auf einen historischen Hintergrund aufgesetzt. Daher hat Immermann im deutschen Romane den ersten Preis errungen; die »Epigonen“ und »Münchhausen“ dringen täglich tiefer in's Volksbewußtsein ein. Auch seine Dramen sprechen mit größter Consequenz die Sprache des Lebens, und das müssen wir gerade diesem Dichter so hoch anrechnen, weil er in seinen Erstlingswerken die Neigung zum Grotesken, Fantastischen, Unglaublichen, mit der romantischen Schule theilte. Inmitten seines Schaffens hat ihm sein großer Charakter den Muth gegeben, eine ganz neue Bahn einzuschlagen; ähnlich wie einst Gluck mit starkem, hohem Entschlusse seinen alten Ruhm italienisch-gefälliger Operncomposition gegen den strengen, charaktervollen Styl aufopferte, der ihm nun einen ewigen Ruhm sichert.

Johann Peter Hebel.

Geboren 1760. Gestorben 1826.

Der Biograph dieses gemüthlichen allemannischen Dichters findet wenig äußere Anhaltspunkte, denn das Leben unseres Helden verstrich in behaglicher Einförmigkeit, welche ihn Dasjenige, was ihm die Außenwelt und die Natur boten, ohne alle Störung in freundlichen Einklang mit sich bringen ließ. Mit wenigen Worten können wir darüber hin eilen. Er wurde den 11. Mai 1760 zu Hausen bei Schopfheim in Baden geboren, widmete sich, nachdem er seine Schulstudien zu Lörrach und Karlsruhe vollendet hatte, zu Erlangen der Theologie, und wurde 1782 Pfarrvicar zu Hertingen. Nachdem er durch einige Zeit eine Lehrerstelle am Pädagogium zu Lörrach versehen hatte, kam er 1791 an das Gymnasium zu Karlsruhe,

wurde 1798 zum Professor, 1805 zum Kirchenrathe, 1808 zum Director der erwähnten Anstalt, und 1819 zum Prälaten ernannt. Er starb auf einer Reise zu Schwetzingen den 22. September 1826. Im Hofgarten zu Karlsruhe wurde ihm ein Denkmal errichtet. — Allbekannt sind seine »allemannischen Gedichte,« in jener vocalreichen, lieblichen Mundart, die in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theile von Schwaben herrschend ist. Goethe hat sie sehr schön charakterisirt. »Hebel's Talent« — sagt er — »neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blicke die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, in Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personification seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. An der anderen Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personification zu Hilfe, und wie er dort seine Körper für einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich. Wenn antike, oder andere, durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt Hebel diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Fantasie nur Eins auszumachen scheint. Den Charakter der Volkspoesie hat er darin sehr getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren, und so in einem höheren Sinne erbaut sein will, so verlangen Menschen, die auf einer niederen Stufe der Cultur, die Nutzanwendung von jedem Einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Hebel hat, nach unserem Gefühl, das Fabula docet meist sehr glücklich und mit vielem Geschmacke angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt. Das Local ist ihm äußerst günstig. Heiterkeit des Himmels,

Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebote, um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.» — Daß Einige es unternahmen, diese Gedichte — deren Sprache in ihrer geschickten Behandlung und zu dem beabsichtigten Zwecke wesentliche Vorzüge vor der Büchersprache hat — in's Hochdeutsche zu übersetzen, war unpassend, da hierbei der frische, farbige Blütenstaub nothwendig verwischt wurde. Hebel's Bücher für das Volk: »der rheinische Hausfreund» und »Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes,» übertreffen fast alle ähnlichen Versuche der neueren Zeit an klarer Auffassung des deutschen Charakters, besonders des süddeutschen, an kindlicher Naivetät; sie steigen durch ihre Darstellungsweise gewandt zu der Fassungskraft des Volkes nieder, gewinnen durch Gemüthigkeit sein Vertrauen, wecken durch fröhlichen Witz sein Nachdenken auf, und sind überdies frei von jener faden, den Schriften dieser Art fast immer anklebenden Aufklärerei.

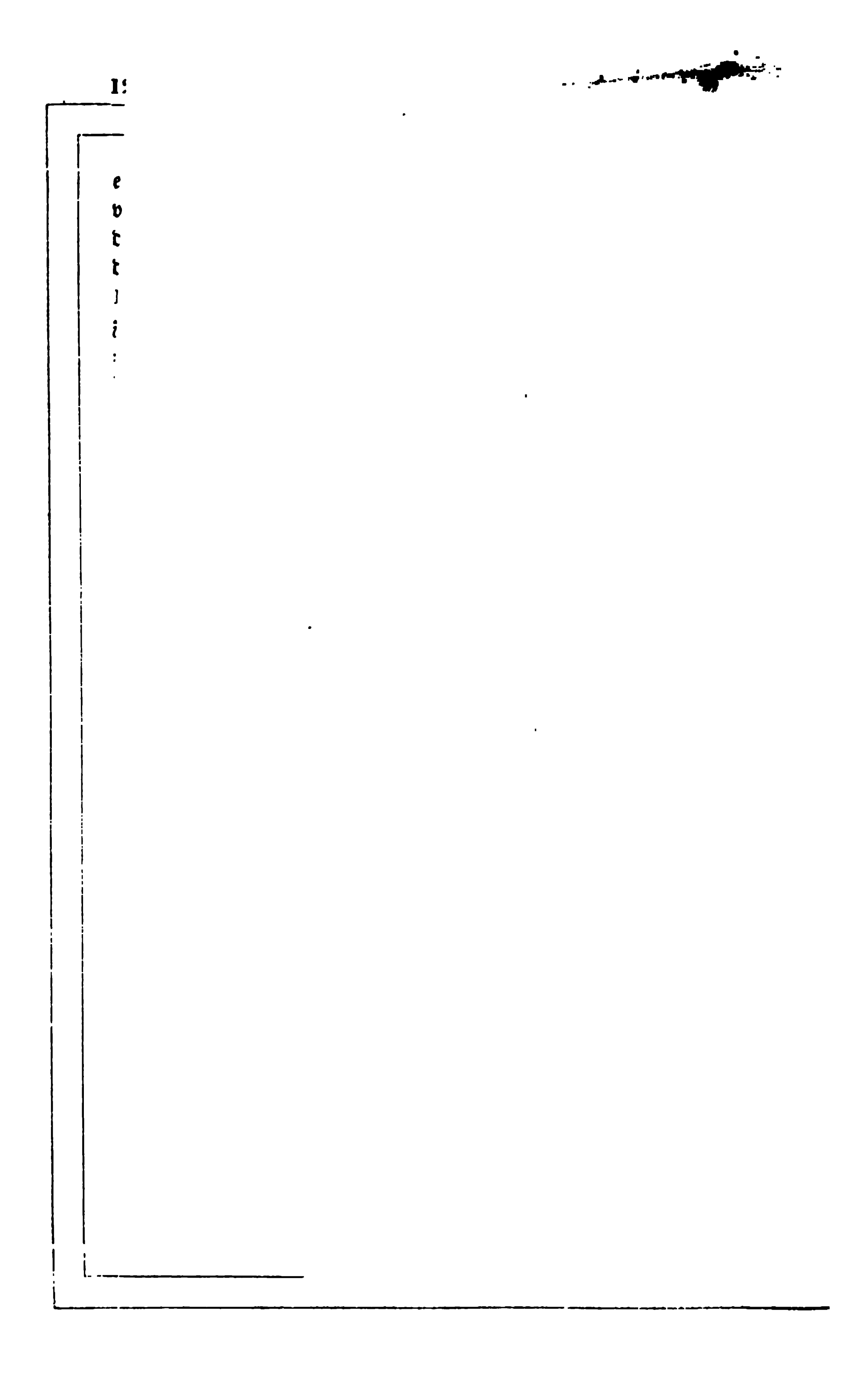
Johann Heinrich Zschokke.

Geboren 1771.

Selten wird es selbst dem Talente gelingen, sich außerhalb der vaterländische Scholle politisch wie literarisch so vollkommen zu nationalisiren, wie es diesem beliebten Schriftsteller gelang, der, Deutscher von Geburt, jetzt ein vollständiger Schweizer ist, obschon diese Metamorphose bei ihm erst in männlichen Jahren begann. Zschokke kam den 22. März 1771 in Magdeburg zur Welt, verlor frühzeitig seine Eltern, und entfloh, um sich frei und unabhängig in der Welt zu bewegen, 1788, seinem Vormunde. Nachdem er sich zwei Jahre als Hauslehrer und als Theaterdichter bei einer wandernden Schauspielertruppe herumgeschlagen hatte, söhnte er sich mit den Seinigen wieder aus, und bezog 1790 die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er sich der Theologie widmete, und nebenbei auch die Cameralwissenschaften berührte. Seine Absicht war, eine Lehrerstelle an

jener Universität zu erhalten; als er sich aber einige Zeit vergebens und ohne weitere Aussichten abgemüht hatte, bewog ihn die Vorliebe für die Schweiz und ihre freien Staatsverfassungen zu dem Entschlusse, erst eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien zu machen, und sich dann in einem der kleinen demokratischen Freistaaten am Fuße der Alpen anzusiedeln. Er trat 1795 seine Reise an, und fand in den meisten Städten Süddeutschlands, wo sein Name durch seinen ersten schriftstellerischen Versuch, das Trauerspiel: »Abällino,“ bekannt geworden war, freundliche Aufnahme. Als er die Schweiz betrat, schien er in einer verklärten Welt zu schweben, da er diese Gebirge, diese Wasserfälle, diese klaren, grünen Ströme, dieses üppige Pflanzenleben erblickte. Unbehaglich fühlte er sich in der Hauptstadt Frankreichs; die romantisch-glänzenden Bilder von der Glückseligkeit eines Volkes unter freier Verfassung, welche die Fantasie des jungen Reisenden so lange entzückt hatten, verschwanden ihm hier auf widerliche Art in dem Staube der Wirklichkeit, und er eilte nach der Schweiz zurück, wo er die Leitung des Erziehungsinstitutes in Reichenau übernahm, und die tief gesunkene Anstalt bald dergestalt wieder hob, daß ihm Räthe und Gemeinden der drei Bünde durch freiwillige Ertheilung des Bürgerrechtes dankten. Er erwiederte diese republikanische Auszeichnung durch die Herausgabe seiner beifallswürdigen »Geschichte des Bündnerlandes.“ Das Institut, welchem er vorstand, mußte bald darauf, als der Revolutionskrieg sich auch nach der Schweiz hin ausdehnte, aufhören, und Zschokke hielt sich jetzt als Bevollmächtigter seines neuen Vaterlandes zu Aarau auf, bis die Besetzung Bündens durch die Oesterreicher 1798 seinem diplomatischen Wirken ein Ziel setzte. Er stand nun einige Zeit an der Spitze des Departements des Schulwesens, bis ihn 1799 das Vollziehungsdirectorium mit großen Vollmachten als Regierungscommissär in das zerstörte und noch gährende Unterwaldener-Land schickte, und später seinen Wirkungskreis auch über Uri und Schwyz ausdehnte. Zschokke erwarb sich unsterbliches Verdienst um die verarmte Bevölkerung dieser Länder, welche ohne seine rastlosen Bemühungen hätte verhungern oder auswandern müssen. Das Heer des Generals Moncey geleitete er 1800 über den St. Gotthard, und suchte in der italienischen Schweiz den gesetzlichen Gang der Dinge wieder herzustellen. Um den schamlosen Bedrückungen des Generals Massena zu steuern, ging er selbst nach Bern, und erhielt von dem Obergeneral Dumas das Versprechen schleuniger Abhilfe. Er wollte wieder auf seinen Posten zurückgehen, als ihn der Vollziehungsrath der Republik zum Regierungsstatthal-

er zu Basel ernannte. Hier mußte er mit Mühe die Gährung des Landvolkes niederhalten, was ihm auch ohne Blutvergießen gelang. Als aber die siegende aristokratische Partei die seitherige Regierung gestürzt hatte, und die alte, unpassend gewordene Verwaltung wieder herstellte, nahm Zschokke 1801 seine Entlassung, und endete seine politische Laufbahn. Er ließ sich zu Aarau nieder, wo er durch sein vielverbreitetes populäres Wochenblatt: »der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote,« sich recht eigentlich in das Element der wohlthätigsten Wirksamkeit versetzte. Die Regierung des Freistaates Aargau ernannte ihn 1804 zum Mitgliede des Oberforst- und Bergamtes. Das schicksalsschwere Jahr 1806 bestimmte den Plan der »Miscellen für die neueste Weltkunde« (1804—1813), ausgezeichnet durch Reichthum des Inhalts, glückliche Wahl, angenehme Darstellung, gewissenhaften Freimuth und ein größtentheils treffendes Urtheil. 1808 bewirkte er in Aarau die Errichtung einer Maurerloge und der Gesellschaft für vaterländische Cultur. Den Miscellen stand (1811—1825) die Monatsschrift: »Erheiterungen,« ergötzlich zur Seite. Die großen Weltbegebenheiten der Jahre 1813 und 1814, verbunden mit dem Einmarsche der Verbündeten in die Schweiz, fanden hier manchen flammenden Heerd, von welchem das Feuer der Zwietracht nach mehren Seiten ausging. Zschokke beschwor, so viel an ihm war, das drohende Unheil mit Worten der Mäßigung und Vernunft, indem er von einer anderen Seite die Rechte seines Cantons Aargau beredsam vertheidigte. Nachdem schon früher die »Geschichte vom Kampfe und Untergange der schweizerischen Bergcantone,« und die »historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung« von ihm erschienen waren, ging er an sein umfassendes Werk: »Geschichte des baierischen Volkes und seiner Fürsten« (1813—1818). Lichtvolle Anordnung, stäte Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer Zeit, wogegen vielleicht mitunter der Geist der hohen Vergangenheit zu sehr in Schatten tritt, kritische Behandlung, so weit sie das Wesentliche betrifft, eine natürliche, dem jedesmaligen Gegenstande angemessene Sprache, durchdrungen von Klarheit, Wärme und Stärke, zeichnen dieses Werk ehrenvoll aus, doch ohne seinem Verfasser einen Platz in der vordersten Reihe der Historiker anzuweisen. Ungefähr Gleiches gilt auch von »des Schweizerlandes Geschichten für das Schweizervolk« (1822); die zu sichtliche Nachahmung des Styles von Johannes von Müller hat man seinen Geschichtsbüchern nicht mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht. 1814 zog ihn die Aargauer Regierung in den großen Rath, 1820 in den evangelischen Kirchenrath, 1821 in die Bibliothekscommission, und 1823



XLIX



FÜRST METTERNICH
FÜRST KAUNITZ
GÖTZ VON BERLICHINGEN
HUTTEN
COPERNICUS
HALLEY



ernannte sie ihn zum Mitgliede der Cantons-Schuldirection. Nach dem stürmischen Jahre 1830 erschien er noch einmal mit Auszeichnung auf dem politischen Schauplatze. Seine Erzählungen, unter welchen »die Prinzessin von Wolfenbüttel,« »das Goldmacherdorf,« »der Flüchtling im Jura,« »der Freihof von Aarau,« und »Addrich im Moos« die vorzüglichsten, sind hinlänglich bekannt. Neuerdings hat er sich auch als Verfasser der vielgelesenen „Stunden der Andacht“ bekannt, und durch seine »Selbstschau« einen tieferen Blick in seine Entwickelung und sein Seelenleben vergönnt. Er gehört als Schriftsteller zu denen, die nicht sowohl eine neue Bahn brechen, als das Vorgefundene zweckmäßig nach verschiedenen Richtungen verbreiten; die, was ihnen etwa an theoretischer Tiefe abgeht, durch praktischen Werth ersetzen, statt der kühneren Züge des Genie's eine feste Gesundheit des Geistes darbieten, und so den Vorgängen der Menschheit, obschon in einiger Entfernung, doch mit Kraft, Geschick und Liebe nachfolgen.



William Hogarth.

Geboren 1697. Gestorben 1764.

Wer kennt nicht den strengen Sittenmaler, den unerbittlichen Satyriker Hogarth, der Bleistift und Radirnadel in eine so furchtbare Waffe gegen Laster und Thorheit zu verwandeln wußte? Zu London begrüßte er am 10. November 1697 die Welt. Sein Vater, ein unbemittelter Handwerksmann, brachte ihn bei einem Silberarbeiter unter, wo der junge Hogarth Namenzüge, Wapen, auch Halbfiguren und Arabesken auf die Gefäße stach. Nebenbei zeichnete er fleißig, und vorzüglich waren es die kleinen Blätter von Callot, welche ihn anzogen. In der Folge besuchte er eine Malerschule, um im Zeichnen sich zu vervollkommnen und den Pinsel führen zu lernen; aber er hielt dort nicht lange aus, da er sich keinen Zwang anlegen wollte, und als er somit im Stande war, eine menschliche Figur zu zeichnen, zog er es vor, auf den Straßen und in Trinkgelagen umher zu laufen, weil er da seine Originale fand. Er portraitirte seine

verschiedenen Helden mit eigener Sicherheit und Treue, die ihm oft übel belohnt wurde, wenn seine Kunstproducte bemerkt wurden, und so fand er es gerathener, seine Gesichter sich auf die Nägel der Hand zu zeichnen. Seine Auffassung war freilich immer einseitig, weil sie sich nur an die scharfen Kanten des äußerlich Lächerlichen stieß; aber dieses Princip heraus zu finden, es mit Witz, Scharfsinn und Charakter durchzuführen, ihm sogar eine sittliche Bedeutung unterzulegen; darin war er Meister. Bei dieser, ganz der Erscheinung zugerichteten Weise, mußten äußere Anlässe vor Allem entscheidend einwirken. Seine Wirthin hatte ihn um einer geringen Schuld willen in das Gefängniß gebracht, aus welchem ihn jedoch bald darauf einer seiner Freunde wieder befreite. Um sich zu rächen, stellte er diese Frau in einer karikirten Zeichnung in der höchsten Häßlichkeit dar. Der Beifall, den er damit einerntete, veranlaßte ihn zu einer zweiten ähnlichen Darstellung, welche auf die Schwärmerin Maria Tofts Bezug hatte (1726). Von dieser Zeit an reifte in ihm der Entschluß, die Thorheiten und Gebrechen der Menschen, wie sie sich im Leben in ihrer ganzen Blöße darstellen, zum Gegenstande seiner Leistungen zu machen. Alle unter seiner Hand hervorgegangenen Arbeiten dieser Art sind ein lebendiges, zusammenhängendes Sittengemälde, ein wahrer Spiegel der menschlichen Leidenschaften, und zwar so geistreich und witzig, bis in die kleinsten Details oft poetisch, oft freilich auch boshaft aufgefaßt, daß schwerlich ein anderer Künstler die Vergleichung mit ihm aushalten könnte. Hieher gehören vor allen das Leben einer Buhlerin; das Leben eines Liederlichen; die Punschgesellschaft; die vier Tagszeiten; die Heirat nach der Mode; Maskeraden und Opern (Satyre auf Lord Burlington); Vor und Nach; der unglückliche Poet (wie Pope den Dichter Cowell durchprügelt); die herumziehenden Schauspieler; der faule und der fleißige Lehrbursche; sein eigenes Bildniß mit dem Hunde; eine Karikatur Churchill's; Leichtgläubigkeit, Aberglaube und Schwärmerei; die schlafenden Richter, und das Ende der Dinge als Ende seiner Arbeiten. Im Jahre 1747 reis'te er nach Calais, wo man ihn bei'm Abzeichnen des Stadtthores als Spion ergriff, was seinen Groll gegen Alles, was französisch war, noch vermehrte. Er fertigte deshalb viele satyrische Bilder auf die Franzosen, worüber John Bull herzlich lachte. Indessen verschonte er auch seine eigenen Landsleute nicht, so wie seine Bilder auch sagen, in welcher Gesellschaft der Urheber selbst gewesen, obschon wahrscheinlich nur als Beobachter. In der Darstellung historischer Gegenstände leistete Hogarth wenig; denn er vermochte nicht, das

Ernste ernst aufzufassen; daher sich überall etwas Lächerliches einschleicht, so z. B. in seiner Tochter Pharao's, in Jupiter und Danae u. a. Als er in einer Licitation in London die Sigismunde des Correggio für eine hohe Summe erstehen sah, äußerte er: für so vieles Geld würde er selbst etwas Besseres machen. Man nahm ihn bei'm Worte; er mußte eine Sigismunde malen, erlitt aber, als das Bild fertig war, große Beschämung. Besseres leistete er als Portraitmaler, wo seine scharfe Auffassung ihm zu Statten kam, und er nicht nur mit seltener Meisterschaft und Leichtigkeit die feinsten Nuancen seines Humors in die Köpfe hinein schrieb, sondern auch alles Andere mit Sicherheit und Fleiß ausführte. Bei der Freiheit und Ungebundenheit seiner Richtung war er ein natürlicher Feind aller Akademien, oder vielmehr des akademischen Schulzwanges. Nach seiner Meinung war die Errichtung einer Akademie der Todesstreich für die Kunst. Er hielt eine solche Anstalt, als Schule knechtischer Mittelmäßigkeit, der Cabale und schmutzigen Nebenbuhlerei, für den Prunksaal eitler und leerer Ansprüche. Und doch richtete er selbst einen solchen Prunksaal ein; denn nach Thornhill's Tode wurde, auf seine Veranlassung, abermals eine Akademie gegründet, welche dreißig Jahre unter seiner Leitung fortbestand. Sonderbar ist es, daß sich Hogarth mit einem Werke über die Zergliederung der Schönheit beschäftigt hat, da doch gerade er selbst sich in Darstellung des Häßlichen gefiel. Die edlere menschliche Natur, namentlich die Liebenswürdigkeit des Weibes, blieb ihm fremd; selbst die personificirte Tugend erscheint bei ihm nicht in voller Schönheit der Form. Daher ist auch in seinem Werke nur von einer geometrischen Zergliederung der Schönheit, deren Ideale er in der Wellenlinie suchte, die Rede. Er gerieth darüber in heftigen Streit mit seinen zahlreichen Gegnern, und in Folge eines satyrischen Kupferstiches auf Pitt's Staatsverwaltung lehnten sich John Wilkes und Churchill gegen ihn auf. Aus Verdruß darüber wurde, wie es scheint, seine ohnehin schwache Gesundheit noch mehr zerrüttet. Er starb, einen Tag nach seiner Rückkehr von seinem Landgute zu Chiswick, am 26. October 1764 zu London.

Hogarth hatte entschiedenen Beruf für Malerei; doch fand er bei seinem Auftreten in England weder ein technisches Fundament, noch eine höhere und lebendige, geistige Richtung in der Kunst. Jener hohle, leere und mit aller Natur im Widerspruche stehende Idealismus, welcher damals für die Historienmalerei als einziger Heilsweg ausgegeben wurde, mußte jedes ächte Kunsttalent, dessen erste Bedingung ein lebhafter Natursinn ist,

abstoßen, und, wie es dann immer zu gehen pflegt, in eine einseitige Opposition treiben. Dies war der Fall mit Hogarth. Er besaß ein eminentes Talent für Auffassung des Charakteristischen in der Natur, und für Verwendung desselben zu dramatischen Vorstellungen. Da ihm aber seine Zeit keine allgemeine Form bot, in welcher er sein Talent hätte geltend machen können, so erfand er, um sich in seiner Weise auszusprechen, eine neue Gattung der Malerei, nämlich die moralisch-historische, welche in dem allgemeinen Gebiete der Malerei ungefähr die Stelle einnimmt, wie das bürgerliche Drama in der Poesie, so daß Hogarth sich etwa zu Rafael verhält, wie Moliere zu Sophokles. Auf eine schöne Auswahl sah er nicht; überhaupt scheint ihm die Natur den Sinn für Anmuth stiefmütterlich zugetheilt zu haben. Dagegen war seine satyrische Ader unerschöpflich, und als Charaktermaler bleibt er bewundernswürdig. Haß, Neid, Stolz, Eitelkeit, Schwelgerei, die Verworfenheit des Lasters, Untugenden jeder Art, den verdorbenen oder vom Kummer und Elend entstellten Menschen wußte kein Maler mit solch' unübertroffener Wahrheit darzustellen, wie Hogarth. An sich war er ein redlicher, offener und freimüthiger Mann, weit entfernt, den Thorheiten und Lastern durch seine Bilder Nahrung zu verschaffen; im Gegentheile ist er die Geißel derselben, dadurch, daß er uns menschliche Gebrechen und die Scheußlichkeit des Lasters ohne alle Schminke vorführt. Daß an seinen Bildern auch Lichtenberg's reicher Genius sich entzündete, erwirbt ihm den Dank aller Deutschen. —

John Flaxman.

Geboren 1755. Gestorben 1826.

Flaxman ist der einzige englische Bildhauer, der einen bedeutenden Rang unter den Zeitgenossen einnimmt. Er stammt aus einer alten und angesehenen Familie in Buckinghamshire, und wurde den 5. Juli 1755 zu York geboren. Sein Vater, John geheißen, wie er, war ebenfalls Bildhauer, und beschäftigte sich später mit dem Verkaufe von Gypsarbeiten nach Antiken. Die Sammlung von Abgüssen nach klassischen Arbeiten in dem

Laden seines Vaters blieb nicht ohne mächtigen Einfluß auf den lebendigen Geist des jungen Flaxman. Er bossirte mit vielem Eifer und Geschick, und fand bei den Besuchern des Ladens vielfache Aufmunterung. In seinem fünfzehnten Jahre trat er als Zögling in die königl. Akademie, und setzte hier seine Studien mit unermüdlichem Fleiße fort. Der Bildhauer Banks wirkte vortheilhaft auf seine technische Bildung ein, und der Umgang mit den trefflichen Künstlern Georg Cumberland, Sharp, Blake und besonders Stothart war ihm von großem Nutzen. Bittere Thränen vergoß er darüber, daß er in dem Jahre, in welchem er der königl. Akademie angehörte, trotz seines Fleißes die goldene Medaille nicht gewinnen konnte. Er verließ die Akademie, und beschäftigte sich auf eigene Faust mit Modelliren in Thon und Wachs. Unter seinen frühesten Arbeiten nennt man mit Auszeichnung die Wachsprofile einer Ariadne und des capitolinischen Antinouskopfes. Im Jahre 1782 heiratete er Miß Anna Denman, ein sehr gebildetes, namentlich in der französischen und italienischen Literatur bewandertes Frauenzimmer. Sie begleitete ihn daher 1787 nach Italien, wo er sieben Jahre verweilte, und nahm Theil an seinen Studien. In Rom erwarben seine Arbeiten bald die allgemeine Bewunderung. Der Graf von Bristol vermochte ihn, seine Gruppe, die Wuth des Athamas darstellend und aus vier Figuren über Lebensgröße bestehend, in Marmor auszuführen. In Rom erschienen auch 1793 seine bekannten Zeichnungen zu Homer und Aeschylos, ebendaselbst seine nicht minder berühmten Umrisse aus Dante. Anfangs soll er seine Zeichnungen ganz nach griechischen Vasengemälden gearbeitet und lange angestanden haben, bis er sich von diesen Vorbildern lossagte, und, seinem Talente vertrauend, frei und selbstständig arbeitete. Die Akademien von Florenz und Ferrara nahmen ihn zum Mitgliede auf. Im Jahre 1794 kehrte Flaxman nach England zurück, und ließ sich zu London nieder. Das erste Werk nach seiner Rückkehr war das Denkmal für Lord Mansfield in der Westminster-Abtei, eine erhabene Gruppe, an welcher besonders die Figur des Todes ganz griechisch gedacht ist. Nur war ihm aufgegeben, das moderne Costüm beizubehalten. Dabei hat er aber die Reinheit seines durch das Studium der Antike gebildeten Sinnes und das Edle der Formen so viel als möglich geltend gemacht. Flaxman widmete sich von da an fast ununterbrochen seiner Kunst, und die Anzahl wie der Gehalt seiner Arbeiten bezeugen, wie eifrig er in seinem Berufe wirkte. Einfachheit und Schönheit sind das Charakteristische seiner Hervorbringungen, unter denen das Monument der Familie Baring zu Middle-

devon in Hampshire, und die Gruppe Michael und Satan, im Besitze des Earl von Egremont, vorzugsweise anzuführen sind. Daß bei öffentlichen Denkmälern sein Geschmack hauptsächlich zum Kolossalen sich hinneigte, davon zeugen seine Vorschläge wegen einer Statue der Britannia auf Greenwich Hill, die auf Schiffsschnäbeln von 230 Fuß Höhe stehen, und wegen eines Monuments für Nelson, dessen Standbild, durch einen erleuchteten Stern auf der Brust, den Schiffen des Nachts zum Merkmale dienen sollte. In den Mußestunden war Flaxman durch eine Reihe von Jahren mit Zeichnungen und einem Modelle zu dem, von einigen Goldschmieden in vergoldetem Silber ausgeführten Schilde des Achilles, nach Homer's Schilderung, beschäftigt, welche Arbeit 1818 vollendet wurde. Er verwendete dabei ausdauernden Fleiß und ungemeine Geschicklichkeit; in dem verhältnißmäßig kleinen Raume des Schildes hat er all' das Wissen zusammengedrängt, welches er sich durch das Studium der Natur, der Kunstwerke und der Literatur der Griechen während eines langen und thätigen Lebens erworben. Im Jahre 1800 ward er Mitglied der königl. Akademie, und 1810 Professor der Bildhauerkunst an demselben Institute. Seine Vorlesungen waren stets zahlreich besucht, und fanden ungetheilten Beifall, den sie um der Klarheit der Darstellung und ihres Gedankenreichthums willen auch verdienten. Seit dem Verluste seiner Gattin (1826) lebte er ziemlich abgezogen von der Welt. Größere Gesellschaften hatten ihm nie recht zugesagt; in kleineren Kreisen war er heiter und voll Humor, in der vornehmen Welt dagegen, deren Ton er vollkommen besaß, etwas zurückhaltend und schweigsam. Er war ein Mann von dem wohlwollendsten Gemüthe, liebevoll gegen Alle, mit denen er zu verkehren hatte, besonders gegen seine Gehilfen und Schüler, und väterlich zärtlich gegen seine und seiner Gattin Familie. Obgleich er keinen Anstand nahm, seinen Freunden zu gestehen, daß er im Allgemeinen die von Swedenborg verbreiteten Lehren annehme, so hielt er sich doch von der Gemeinde frei, welche sich zu den Grundsätzem dieses Theosophen bekannte, und erklärte sich für ein Glied der Landeskirche. Dabei war er ein Mann von großer Pünktlichkeit, Redlichkeit und Biederkeit. Aeußerlich hatte ihn die Natur sehr stiefmütterlich begabt; er war klein, mager und verwachsen, seine Züge nichts weniger als regelmäßig. Er starb zu London den 7. December 1826, und wurde auf dem Kirchhofe St. Pancraz begraben.

Flaxman war der Erste seines Faches, welcher nach der, in seiner Zeit erwachten Richtung, in England ein genaueres Studium der Antike begrün-

dete. Nur in seinen Grabmonumenten entfernte er sich in der letzten Zeit seines Lebens immer mehr von dem antiken Typus, und wendete sich einem mehr kirchlichen Style zu. Er hatte einen Geist voll tiefer, unerschöpflicher Fantasie, und wußte seinen Gestalten, bei einem feinen Gefühle für Schönheit, das Gepräge eines eigenthümlich edlen, sittlichen Charakters mitzutheilen, wie keiner seiner Landsleute. Leider aber fehlte es ihm, was als zweite Bedingung im künstlerischen Schaffen nothwendig hinzukommen muß, an jener stäten Hingebung und Treue, welche nicht eher rastet, als bis der Gedanke die Form gänzlich durchdrungen hat, und Eines mit ihr geworden ist. Seine nur skizzirten Zeichnungen zu den griechischen und italienischen Dichterfürsten bleiben das Größte, was er geschaffen; sie verbreiteten seinen Ruhm auf dem Continente, und sicherten ihm den Ruhm eines originellen Geistes. Es offenbart sich darin Reichthum der Fantasie und Großartigkeit der Gedanken. Die einfache Größe des Michel Angelo hatte er mit der kunstvollen und schönen Gruppirung zu erringen gewußt, durch welche so viele seiner Umrisse zur Ilias und Odyssee sich auszeichnen. Manche seiner Landsleute übertreffen ihn vielleicht in der Form; aber sie sind im besseren Falle kalt und inhaltlos, im schlimmeren affectirt und voll Manier.

Ignaz Aurelius Feßler.

Geboren 1754. Gestorben 1839.

Große Erfahrungen und Erlebnisse gingen durch dieses lange Dasein, das, in beinahe unausgesetzter Vibration und Bewegung, weder sich, noch Anderen ein klares und ruhiges Bild bieten konnte, und daher selbst seine Wahrheiten mehr im negativen Sinne entfaltet. Feßler wurde den 18. Mai 1754 zu Czundorf in Niederungarn geboren, wo sein Vater, ein verabschiedeter Wachtmeister, Pachter des herrschaftlichen Gutes war. Seine Eltern waren von streng katholischen Grundsätzen durchdrungen. Bis in sein siebentes Jahr von seiner Mutter unterrichtet, besuchte er bis in sein sechzehntes die Jesuitenschule zu Raab, trat 1773 in den Orden der Kapuziner zu Mödling, und wurde 1783 in deren Kloster zu Wien versetzt, nach-

dem er die Priesterweihe erhalten hatte. Im nämlichen Jahre wurde er vom Kaiser Joseph II. zum Lector, und, nach Erwerbung der theologischen Doctorwürde, zum ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen, wie der Hermeneutik des alten Testamentes, an der Universität zu Lemberg ernannt; zugleich wurde er gesetzlich aus dem Kapuzinerorden entlassen. Doch durch seine zu offenbare Hinneigung zu Neuerungen, die er, im Vereine mit dem Prälaten Rautenstrauch beurkundete, machte er sich Gegner. Daher geschah es, daß die Tendenz seines, 1787 auf die Lemberger Bühne gebrachten, ersten Trauerspiels: »Sidney,« angefeindet, und er in einen fiscalischen Prozeß verwickelt wurde. Um den Folgen zu entgehen, flüchtete er nach Schlesien, wo er von dem Buchhändler W. G. Korn in Breslau freundschaftlich aufgenommen, bald darauf vortheilhaft von dem Erbprinzen von Carolath angestellt wurde, der ihm, als er seinem Vater in der Regierung folgte, den wissenschaftlichen Unterricht seiner Söhne anvertraute. Hier ging er 1791 zur lutherischen Confession über, und begab sich 1795 nach Berlin, privatisirte daselbst, ward Consulent für die katholischen Angelegenheiten der neu organisirten polnischen Provinzen mit einem angemessenen Gehalte, und erwies sich theils als Schriftsteller, theils als Erzieher thätig. Da er schon früher in Lemberg sich in den Freimaurerorden hatte aufnehmen lassen, so wurde er später beauftragt, zugleich mit Fichte die Statuten und das Ritual der Loge Royal York zu Berlin neu zu organisiren, und das von ihm ausgearbeitete System dieser großen Loge erhielt den Namen des Feßler'schen. Auch verheiratete er sich in Berlin, verließ aber 1803 diese Stadt, und kaufte sich einen, wenige Meilen von dort entfernten Landsitz in Kleinwall, wo er im Schooße seiner Familie und in ländlicher Ruhe seine literarischen Arbeiten fortsetzte. Die Jenaer Schlacht und der darauf folgende Krieg vernichteten plötzlich sein stilles Glück. Er verlor sein Amt, mußte sein Grundeigenthum mit empfindlichem Verluste verkaufen, und ließ sich in Niederschönhausen bei Berlin, bald darauf in Bukow nieder. Seinen schweren häuslichen Sorgen kam unerwartete Hilfe; er wurde 1810 mit dem Charakter eines Hofrathes als Professor der orientalischen Sprachen, der kirchlichen Alterthümer und der Philosophie, mit einem Gehalte von 2500 Rubeln, nach St. Petersburg berufen. Zwar gab er diese Stelle bald wieder auf, weil seine philosophische Ansicht, welche der Fichte'schen sehr ähnlich war, mit der dort herrschenden nicht übereinstimmte, wurde aber, nach seinem Abgange, bei der Gesetzgebungscommission mit einem gleichen Gehalte angestellt. Darauf

ward er, da er zugleich die Erlaubniß erhalten, zum Vortheile seiner historischen Arbeiten im Reiche zu leben, wo er ungestörte Muße zu finden glaubte, nach Wolsk im Gouvernement Saratow zu dem reichen Podrätschnik (Unternehmer, Kaufmann) und Collegienrath von Slobin in das Innere von Rußland gezogen, wo Letzterer ein Erziehungsinstitut errichtet hatte, an welchem Feßler als Lehrer 1500 Rubel und freie Wohnung erhielt. Da dieses Erziehungsinstitut nicht bis zu dem erwarteten Grade gedeihen wollte, und Feßler's Thätigkeit wenig in Anspruch nahm, so gewann er während seines zweijährigen Aufenthaltes eine seinen Arbeiten sehr günstige Muße, vollendete die drei ersten Bände seiner „Geschichte der Ungarn," zu welcher er bereits seit fünf und zwanzig Jahren Materialien gesammelt und Vorarbeiten gemacht hatte, und entwarf zugleich den Plan zu dem Werke: »Documentirte Beiträge zur Gelehrtengeschichte in Rußland.» Neue Prüfungen harrten seiner; eine große Feuersbrunst verzehrte den größten Theil seiner Habe, so daß er mit Mühe seine Bibliothek rettete; seine hoffnungsvolle Tochter Aurelia entriß ihm der Tod, und Slobin sah aus ökonomischen Gründen sich genöthigt, seinen Vertrag mit Feßler zu lösen, worauf dieser, auf seinen Gehalt aus der Gesetzgebungscommission beschränkt, mit seiner Familie nach Saratow zog. In völliger Abgeschiedenheit lebte er in dieser Stadt in seinem kleinen häuslichen Kreise, alle seine Kraft, die dem bereits über sechzig Jahre alten Manne in hohem Grade inwohnte, ausschließlich an die Vollendung seiner Geschichte und die Erziehung seines Sohnes wendend. Des wohlfeileren Aufenthaltes wegen, zog er nach dem südlichen Sarepta. Hier ereilte ihn ein neues Mißgeschick; denn 1816 erhielt er aus St. Petersburg die Nachricht von der Einziehung seines Gehaltes aus der Gesetzgebungscommission, den er sich gewöhnt hatte, als einen Gnadengehalt anzusehen. Der ersten Verlegenheit half er durch den Verkauf seiner Bibliothek ab; auch unterstützte ihn von Stund' an das von Herrnhutern bewohnte Sarepta brüderlich und kräftig. Zugleich verwendeten sich viele angesehene Männer für ihn. Der damalige Minister des öffentlichen Unterrichtes, Fürst Alexander von Galizin, stellte ihm die Wahl, ob er nach Deutschland zurück zu kehren, oder in Rußland zu bleiben gedenke, und versprach ihm für beide Fälle Unterstützung. Feßler entschied sich für das Letztere, worauf durch eine kaiserliche Ukase vom 20. August 1817 dem Präsidenten der Gesetzgebungscommission aufgetragen wurde, dem Professor Feßler seinen früheren Gehalt fortzuzahlen, und den rückständigen zu erstatten. Als nun für den Kirchen- und Schulzustand der

evangelischen Colonialgemeinden im Saratow'schen Gouvernement ein evangelisches Consistorium errichtet wurde, erhielt Feßler 1820 die Stelle eines Superintendenten zu Saratow, bald darauf jene eines evangelischen Bischofs und Consistorialpräsidenten. Nach Aufhebung des Saratower Consistoriums wurde er 1834 als Mitglied des evangelisch-lutherischen Kirchenrathes nach St. Petersburg berufen, wo er, in dem ehrwürdigen Alter von sechs und achtzig Jahren, den 15. December 1839 starb. Von seinen zahlreichen Schriften, welche großentheils einen eigenthümlich mystischen Charakter an sich tragen, sind seine »Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen« — ein Werk, das, nach dem Ausspruche des Fürsten Lichnowsky, in dem Geschichtlichen Ungarn's noch nicht übertroffen ward —, seine »Ansichten von Religion und Kirchenthum« die wichtigsten; seine Selbstbiographie (»Feßler's Rückblick auf seine siebzigjährige Pilgerschaft«) die interessanteste. Seine Arbeiten bezeichnen ihn als einen gelehrten, hellen und gewandten Kopf, und als einen scharfen Beobachter. Ungeachtet bedeutender Fehler, die zum Theile der Gattung des historischen Romans, welche er für seine Darstellung gewählt hat, überhaupt anhängen, verdient er den Namen eines geistreichen und gemüthvollen, männlichen und correcten Schriftstellers.

Georg Pray.

Geboren 1723. Gestorben 1801.

Dieser Livius Ungarns stammte aus der tirolischen Familie der Pray oder Prey, die den Ehrennamen von Luseneck führte, und wurde seinem Vater, der durch mehre Jahre in einer militärischen Bedienstung zu Preßburg lebte, am 11. September 1723 zu Neuhäusel im Neutraer Comitate geboren. Achtzehn Jahre alt, trat er im Collegium bei St. Anna in Wien in den Jesuitenorden, und durchlief nun alle die mühsamen Stufen des öffentlichen Lehramtes, in den unteren Schulen zu Fünfkirchen, Großwardein, Rosenau und Trentsin, in der Poesie zu Tyrnau, zu Raab in den schönen Wissenschaften. An letzterem Orte wurde er durch das vierte Gelübde unter die höheren Mitglieder seines Ordens aufgenommen. Im Jahre 1741

kam er als Lehrer der Dichtkunst und als Erzieher der beiden Fürsten von Salm in die Theresianische Ritterakademie nach Wien, wo er, mit Anlagen wie mit Vorkenntnissen tüchtig ausgestattet, mit dem berühmten Geschichtschreiber und Numismatiker, Erasmus Fröhlich, zusammentraf, der ihn durch Mittheilung seiner literarischen Schätze und seiner geläuterten Ansichten unterstützte. Gemeinschaftlich entwarfen sie den Plan zu den »Annalibus Hungarorum;" aber noch war es Pray durch geraume Zeit nicht vergönnt, Hand an's Werk zu legen, weil der Vortrag der Polemik, der geistlichen Redekunst und Moraltheologie an den Akademien zu Tyrnau und Ofen ihm alle, zu einem so wichtigen und umfassenden Werke nöthige Zeit raubte. Endlich siegte seine Vorliebe zur Geschichte; er bat seine Ordens-Oberen um Befreiung von der, bisher so redlich getragenen Last, und erlangte sie. Nun begrub er sich völlig in seinen ausgebreiteten Sammlungen von Urkunden und alten Folianten, schrieb alles Ungedruckte eigenhändig ab, und hatte den Trost zu erleben, daß nach und nach alle Archive ohne Mißtrauen und Rückhalt sich dem vaterländischen Geschichtschreiber aufthaten, und schmeichelhafte Machtworte der großen Maria Theresia, Joseph's, Leopold's und Franz's I. allen seinen Arbeiten entgegenkamen. In dieser ursprünglichen Beharrlichkeit erschütterte ihn die drückende Lage nicht, in welche er, in der ersten Zeit der Aufhebung seines Ordens, durch die kärgliche Pension von nicht vollen zweihundert Gulden versetzt wurde. Nach einiger Zeit fand er einen großmüthigen Unterstützer an dem Grafen Michael Vitzay von Hedervara, und bald erhöhte Theresia seine Pension auf vierhundert Gulden, und ernannte ihn zum Historiographen des Königreiches. Als 1777 die Tyrnauer Universität nach Ofen versetzt wurde, erhielt Pray einen Ruf dorthin als erster Custos der Bibliothek dieser hohen Schule mit achthundert Gulden Gehalt. 1784 verwechselte sie jenen Sitz mit Pesth. Damals überließ Pray die höchst schätzbare Sammlung seiner Bücher und Handschriften gegen eine Leibrente der königlichen Universitäts-Bibliothek, um sie zugleich vor dem bedauerlichen Schicksale der Zerstreuung und des gänzlichen Verlustes zu sichern. Mit einer jährlichen Zulage von vierhundert Gulden belohnte Joseph II. eine ungemein gelehrte und gründliche Abhandlung Pray's über Ungarns Ansprüche auf die, an die Osmanen verlorenen Nebenländer, und Leopold II. bestimmte ihm, ein halbes Jahr nach seinem Regierungsantritte, eine einträgliche Pfründe im Dome zu Großwardein; Franz I. ernannte ihn zum Abt von Tormova. In seinem Privatleben war Pray überaus sanft, menschenfreundlich und mit eigener

Aufopferung wohlthätig, in seinem Tagewerke von unermüdlichem Fleiße, in seinem Lebenswandel rein und untadelhaft, gegen Widerspruch reizbar und empfindlich, in kirchlichen und geistlichen Dingen zwar unduldsam, aber nicht aus Convenienz oder Heuchelei, sondern aus Ueberzeugung. Er war, mit einem Worte, unter allen Verhältnissen und in jeder Beziehung ein achtungswerther Mann. Sein fleißiges Leben beschloß er in Pesth am 23. September 1801.

Pray's theologische und poetische Schriften nehmen einen untergeordneten Rang ein; denn sein ganzes Leben weihte er der Ausführung eines einzigen Planes, nämlich der Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden, und diesen hat er erreicht. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören die „Annales veteres Hunnorum, Avarorum et Hungarorum ab anno a C. n. 210 ad a. C. 997;" „Annales regum Hungariae stirpis austriacae;" „Historia regum Hungariae cum notitiis praeviis ad cognoscendum veterem regni statum pertinentibus;" die kritischen Abhandlungen über das Leben der heiligen Elisabeth und Margaretha, Töchter der ungarischen Könige Andreas II. und Bela IV.; über das Priorat zu Aurana; über die rechte Hand des heiligen Königs Stephan; über die heiligen Könige Ladislav, Salomon und den Herzog Emerich; über die alte Sitte, die ungarischen Königinnen zu krönen; über die ungarische Hierarchie u. s. w. — Wenn man ihn auch hinsichtlich der geschichtlichen Behandlung und des Styls nicht mit den großen Mustern des Auslandes vergleichen kann, wenn er auch nicht frei von Einseitigkeit und Parteilichkeit zu sprechen ist, und selbst in Rücksicht der Quellen noch Vieles zu thun übrig gelassen hat, so muß ihm doch der Ruhm zugestanden werden, daß durch ihn für die Geschichte Ungarns die Morgenröthe einer glücklicheren Epoche aufging, und daß — weil ihm viele bisher unbekannte urkundliche Quellen und Zeitbücher zugänglich wurden — es ihm gelang, zugleich Quellen und Resultate zu liefern.

Clemens Wenzel Lothar
Fürst von
Metternich-Winneburg ꝛc.

Geboren 1773.

Die Thaten des Kriegers, des Eroberers, liegen offen am Tage, und verkünden laut den Ruhm ihres Vollbringers. Der Staatsmann wirkt im Stillen; ist es doch oft, wie bei anderen Künsten, eben auch die Aufgabe der seinigen: daß der Urheber in dem Werke, so er hervorgebracht, verborgen bleibe und gleichsam darin untergehe. Viele Thaten großer Staatsmänner vermögen sich daher unsern Blicken wenigstens nicht unmittelbar darzustellen. Wenn sie aber dennoch durch sich selbst auch nach außen zu einer Geschichte zusammentreten, dann haben sie gewiß mächtig und entscheidend auf ihre Zeit eingewirkt und ihre Aufgabe herrlich erfüllt. Letzteres gilt auch von jenem großen Staatsmanne, von welchem wir hier, so weit der Raum es gestattet, eine Skizze geben. Man schreibt unwillkürlich die Geschichte des Jahrhunderts, wenn man das Leben Metternich's schreibt; und wiederum wird man zum Biographen des Fürsten, wenn man das Zeitalter schildert, dem er angehört.

Clemens Wenzel Lothar, Graf und seit 1813 Fürst von Metternich-Winneburg, Herzog von Portella, Graf von Königswart, Grand von Spanien erster Klasse, Ritter des goldenen Vließes und Inhaber fast aller höchsten und hohen europäischen Orden, k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, Haus-, Hof- und Staatskanzler, Staats- und Conferenz-Minister ꝛc., geboren zu Koblenz den 15. Mai 1773, entsproß einem, seit mehr denn acht Jahrhunderten in der Geschichte genannten, rheinländischen Dynastengeschlechte, das, schon lange vor seiner Erhebung zur reichsgräflichen Würde, Sitz- und Stimmrecht auf den deutschen Reichstagen ausgeübt, und dem Reiche im 16. und 17. Jahrhunderte drei Kurfürsten gege-

ben hatte. Der letzte Kurfürst von Trier, Clemens Wenzel, Prinz von Polen und Sachsen, hielt ihn zur Taufe. Nach genossener trefflicher Vorbildung bezog er im Jahre 1788 die Universität zu Strasburg, wo er durch zwei Jahre besonders Philosophie studierte, fungirte bei Leopold's II. Kaiserkrönung 1790 als Ceremonienmeister des katholischen Theils des westphälischen Grafen-Collegiums, und widmete sich dann bis 1794 auf der Universität zu Mainz dem eigentlichen Fachstudium, der Staats- und Rechtswissenschaft. Nach Beendigung einer, nach England unternommenen Bildungsreise, ging er im October 1794 nach Wien, wohin sein Vater, der Graf Franz Georg, vorher k. k. bevollmächtigter Minister in den Niederlanden, zurückgekehrt war, und wo der Sohn zum österreichischen Gesandten im Haag ernannt wurde, eine Bestimmung, die, weil im Winter darauf die Niederlande in französische Hände geriethen, nicht erfüllt werden konnte. Im Jahre 1795 vermälte sich der junge Graf mit Marien Eleonoren, einzigen Tochter des Fürsten Ernst von Kaunitz-Rietberg, Enkelin des berühmten österreichischen Staatsmannes, und vertrat 1797 das westphälische Grafen-Collegium auf dem Congresse zu Rastadt, von welchem jedoch sein günstiges Geschick ihn noch vor dem unheilvollen Ausgange hinwegführte.

Schon im Jahre 1801 hatte man höheren Ortes von des achtundzwanzigjährigen Grafen Talenten und Kenntnissen eine so vortheilhafte Meinung, daß ihm die Stelle eines k. k. bevollmächtigten Gesandten am kurfürstlichen Hofe zu Dresden anvertraut wurde, wo er während der Zeit der Reichsfriedensentschädigung verweilte. Aber 1805 wurde er zu dem wichtigeren Gesandtschaftsposten nach Berlin berufen, und hier begann sein Eingreifen in die Zeitgeschichte. Schon damals mochte Metternich's wunderbar tiefer Blick die Bahnen des Napoleon'schen Gestirns berechnen; denn nur so läßt die, durch eine längere Reihe von Jahren und mitten im schwindelnden Scenenwechsel der Ereignisse, stets ungestörte Uebereinstimmung seiner Politik sich erklären, die, zwar jederzeit dem Momente angemessen, doch in dem Jahre 1805 auch schon die Jahre 1812—1814 prophetisch umschloß. Nicht der Zauber der Unbesiegbarkeit, nicht das gefeite Schwert Karl's des Großen in der Faust des Sohnes der Zeit, haben Metternich's Auge jemals geblendet und beirrt; auf allen seinen Siegesmärschen ist er ihm still und unabweisbar, wie sein Verhängniß, gefolgt, so, daß selbst die Triumphzüge Napoleon's nur einer stolzen Flucht vor dem unausbleiblichen Geschicke glichen, das mit dem großen Staatsmanne sich gegen den Welteroberer verbündet. Als Furcht und Betäubung mit

Alpdrücken auf Europa lagen; als kein Einspruch, ja kaum ein Seufzer, sich mehr über die verschlossenen Lippen wagte, und gebrochene Verträge, verletzte Gebiete, ja selbst der offene Mord das Schweigen nicht mehr zu lösen vermochten; — da war es der Graf Metternich, der rastlos Kämpfer gegen den Allgefürchteten warb; da gelang ihm, was seit zehn Jahren keinem Diplomaten mehr gelungen war: er zog Preußen in die dritte Coalition wider Napoleon. Sein hochsinniger Kaiser belohnte ihn dafür mit dem Großkreuze des ungarischen St. Stephansordens. Aber noch war die Zeit nicht reif; durch halbe und zögernde Maßregeln verlor Preußen die Früchte seines Beitritts für sich und seine Bundesgenossen; erst nach Jahren stieg aus seinem verblutenden Todeskampfe der Rachegeist Deutschlands herauf.

Zum Botschafter in St. Petersburg ernannt, fand der Graf Metternich bei seiner Rückkehr nach Wien im April 1806 seine Berufung als Gesandter in Paris vor, und traf dort zu Anfang des Monats August ein. Tief im Herzen Oesterreich's brannte die Wunde des Preßburger Friedens, an welchem die Hand des Siegers willkürlich riß und modelte. Mit einem gierigen Föderativsysteme umspann Napoleon Deutschlands Mark und Sehnen; Familienverbindungen und die allwärtige Nähe französischer Bajonnete gaben alle diejenigen Staaten in seine Hand, welche Verbündete hießen und Unterjochte waren. Metternich behauptete sich in Paris mit eben so viel Tact als Würde, die ihn gegen die geschraubte Etiquette des Napoleon'schen Hofes, gegen dessen durchaus soldatesken, drapirten Ton, anmuthig und vortheilhaft auszeichneten. Sein Benehmen bezauberte Alle, und die französische Eigenliebe wußte ihm hierüber kein größeres Compliment zu machen, als daß sie in ihm den Ausdruck des französischen Systems in Oesterreich zu erkennen glaubte. Seiner Umsicht gelang es auch, am 10. October 1807 zu Fontainebleau eine für Oesterreich vortheilhafte Uebereinkunft abzuschließen, wodurch ein großer Theil der österreichischen Monarchie frei von französischen Truppen, Braunau zurückgegeben, und die Gränze des Königsreichs Italien durch den Lauf des Isonzo festgesetzt wurde. Schwieriger wurde seine Stellung am Pariser Hofe, seitdem Oesterreich, durch Napoleon's unaufhörliche Uebergriffe und die Vorgänge in Spanien gedrängt, seine abermalige Erhebung vorbereitete. Heftig ergoß sich nun des Dictators Zorn gegen den Botschafter Oesterreich's, der in einer denkwürdigen Audienz mit edlem Gleichmuthe dem Grimme des Weltbeherrschers entgegentrat. Nach kurzem Verweilen in Wien, wo er an den Kabi-

netsberathungen Theil genommen hatte, traf der Graf Metternich am 1. Januar 1809 wieder in Paris ein. Als am 10. April die österreichischen Heere den Inn überschritten, verlangte er seine Pässe, wurde aber unter nichtigem Vorwande in Paris zurückgehalten, und kam erst einige Tage nach dem Siege von Aspern unter militärischer Escorte in Wien an, dem Anscheine nach als Staatsgefangener behandelt, während Napoleon insgeheim eifrig strebte, ihn zur Uebernahme eines Vermittelungsgeschäftes zu bewegen, ein Ansinnen, welches der Graf mit Entschiedenheit zurückwies. Endlich am 4. Juli langte der Letztere im kaiserlichen Hauptquartiere zu Wolkersdorf an, und blieb seitdem im Gefolge seines Kaisers.

Nach dem Rücktritte des Grafen Stadion erhielt der Graf Metternich vom Kaiser Franz das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übertragen, mit dem einstweiligen Titel eines k. k. Staatsministers. Der zu Wien geschlossene Friede beendigte den blutigen Krieg, welcher vor Deutschlands Augen zum ersten Male den Glauben an Napoleon's Unbesiegbarkeit Lügen gestraft hatte, und der Kaiser Franz kehrte, begleitet von dem Grafen Metternich, zurück nach Wien in die Mitte seines jubelnden Volkes und zu einer Feier der Liebe, die dem düsteren Sieger immerdar fremd blieb, und welcher er arm und einsam gegenüber stand, weil nur Bande der Politik, nicht der Natur, seine Völker an ihn fesselten. Metternich übernahm unter den schwierigsten Verhältnissen die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Die Bevölkerungen waren durch Invasion und Krieg erschöpft; die Contributionen Frankreichs drückten schwer auf den Schatz; von Deutschland hatte Oesterreich Nichts zu hoffen; im Süden hatte der Wiener Friede seine Macht gelähmt; ihm zur Seite stand der Rheinbund, ein Geschöpf Napoleon's. Da schien das Schicksal selbst einen Weg des Friedens anzudeuten, um der Welt die schwer vermißte Ruhe zurück zu geben. Napoleon warb um die Hand der Kaisertochter Marie Luise, und mit Ergebung fügte sich Kaiser Franz dem Opfer, das der Friede der Welt zu bedingen schien. Dem Manne, der, unbefleckt von den Gräueln der Revolution, vielmehr ihr Bändiger war, durfte Oesterreich, ohne Selbstvorwurf, ein Kleinod anvertrauen, das den bisher schrankenlos Umherschweifenden in die Gränzen herkömmlicher heiliger Satzungen einführte, seinem ungeregelten Streben eine bestimmtere, gesetzlichere Richtung zu geben versprach. Vertrauungsvoll hatte Oesterreichs Kaiser, für das Glück der Völker, seinem Herzen ein hohes, bedeutungsvolles Opfer auferlegt, und wenn Napoleon's zügelloser Sinn diese Hoffnungen nicht rechtfertigte, er





vielmehr durch immer erneuerte Gewaltstreiche sich dem ehrwürdigen Familienkreise fremd zeigte, der ihn aufgenommen und ihm die Weihe eines höheren Rechtes aufgedrückt; so mußte den ruhelosen Zerstörer, der nach unermeßlichem Blutvergießen trotzig die Palme des schönsten Friedens, des ehrendsten Vertrauens in den Staub trat, später die Rache um so gerechter, um so schwerer treffen. Der Graf Metternich, von seinem Monarchen mit dem höchsten Hausorden, dem des goldenen Vließes, geschmückt, begleitete die hohe Vermälte nach Paris.

Als es seinem edlen Bemühen nicht vergönnt war, dem nordischen Kampfe vorzubeugen, der die Fäden des großen Schicksals gefährlich zu durchhauen, oder noch heilloser zu verwirren drohte, konnte ihn nur noch die ernste Frage beschäftigen: welche Wahl Oesterreich für sich bei dieser neuen, verhängnißvollen Wendung der Dinge treffen werde. Von neutralem Zuschauen und Gehenlassen konnte dabei nicht die Rede sein; denn einmal begehrte die Würde der Monarchie, in dieser wichtigen Krisis eine entschiedene Stellung anzunehmen und sich ihren europäischen Einfluß zu sichern, und dann würde jener Theil, der, keine Partei ergreifend, für sich allein hätte stehen wollen, um so weniger der Wucht der durch irgend einen Anlaß sich ihm zuwälzenden Gefahr Widerstand haben leisten können. Oesterreichs Wahl wurde erleichtert, da Napoleon nur mäßige Forderungen zu stellen wagte. Er verlangte, als active Streitmacht, blos ein Hilfsheer von dreißigtausend Oesterreichern, welches in den östlichsten Gränzen von Galizien auftreten sollte, in dem Augenblicke, wo die große französische Armee sich der Weichsel zuwenden würde. Graf Metternich durfte ohne Bedenken ein Anerbieten annehmen, welches Oesterreich — ohne ihm die Nothwendigkeit aufzuerlegen, als direct kriegführende Macht aufzutreten — eine, seiner Würde angemessene, ehrenvolle politische und militärische Stellung sicherte, ihm gewissermaßen freie Hand für Krieg und Frieden ließ. Bald gestattete Napoleon's Niederlage in Rußland dem Grafen Metternich, mit seinen Forderungen eines allgemeinen, dauernden und verbürgten Friedens entschiedener hervor zu treten. Zwar erschien es ihm übereilt und mit der nöthigen Consequenz und Treue unvereinbar, sofort dem Beispiele Preußens nachzufolgen und zu Rußland überzutreten; wohl aber richtete er zunächst seine Sorge auf Errichtung eines factischen Waffenstillstandes zwischen den österreichischen und russischen Heeren, und zugleich wurde Napoleon die Vermittelung des Wiener Hofes angeboten, um auf Grundlagen, welche das Gleichgewicht Europa's dauernd befestigen könnten, den

Frieden zu bewerkstelligen. Gleich in der ersten der nun beginnenden Conferenzen äußerte der Graf Metternich gegen den französischen Gesandten, Grafen Otto: „wenn der Kaiser, sein Herr, eine andere Partei nehmen wollte, so würde er in Kurzem fünfzig Millionen Menschen auf seiner Seite haben. Doch gedenke er sich in keiner Weise von den Grundsätzen der Allianz mit Frankreich zu trennen. Allein da die jetzige Stellung die Lage der Dinge geändert habe, und das österreichische Staatsgebiet der Schauplatz der Feindseligkeiten werden könne, so müsse natürlich das Wiener Kabinet eine entschiedenere Stellung einnehmen, um das Ende einer Collision herbei zu führen, welche es sonst unmittelbar berühren könne." Napoleon schwankte; offenbar schien er einzusehen, daß der Friede auch ihm selbst nothwendig werde; aber er konnte sich um so schwerer zu einem solchen entschließen, da jetzt nicht mehr an ihm die Reihe war, denselben zu dictiren, vielmehr unausbleibliche Opfer und Zugeständnisse sich für ihn daran knüpfen mußten. Je unschlüssiger er sich zeigte, desto ernster und dringender machte der Graf Metternich das Verlangen nach Frieden geltend, unbeirrt von den verbissenen Drohungen, wie von den Verlockungen und Schmeicheleien, welche Napoleon in seiner quälenden Ungewißheit zeitweise herausstieß. Angestrengte Rüstungen in Oesterreich sicherten diesem Staate im Falle des Krieges wie des Friedens eine imposante Stellung; Rußland und Preußen nahmen bereitwillig seine Vermittelung an, und nach einigen Schwierigkeiten bequemte sich auch Napoleon, sie anzuerkennen. Die, wiewohl theuer erkauften, Siege der Franzosen bei Lützen und Budissin, der Stützpunkt, welchen das befestigte Dresden bot, hatten Napoleon's Zuversicht von Neuem gehoben, und indem er sich und Frankreich abermals mit dem Monopole des Sieges betrog, setzte er den Unterhandlungen neuen Stolz und vermehrte Anmaßungen entgegen. Der für Napoleon wiedergewonnene Schein der Unbesiegbarkeit konnte Metternich's erprobten Blick nicht täuschen, und selbst unter minder versprechenden Aussichten würde seine Charakterstärke ihn denselben Weg geleitet haben. Ja, es trat ein Moment ein, in welchem des Grafen Politik sich zum wirklichen Heroismus erheben mußte, und zwar in jener berühmten Unterredung, welche er im Juni 1813 mit Napoleon in Dresden zu bestehen hatte. Napoleon, durch Siege über Armeen dem Kampfe gegen Verhältnisse entfremdet, geberdete sich überaus empfindlich, reizbar, fast hämisch, als die Nothwendigkeit mit unabweisbarer Mahnung vor ihn hintrat. Sein Ton hatte etwas Beißendes und Menschenverachtendes angenommen, wodurch

selbst dem gewandtesten Diplomaten die Verhandlung mit ihm eben so peinlich als schwierig gemacht wurde. Als könnten, wie die Grundsätze Einzelner, auch jene der Staaten mit Gold und Verheißungen umgemodelt werden, so bot er Länder und Districte für Oesterreichs Neutralität in einem Augenblicke, wo es nicht um Ländererwerb, sondern um das köstlichere Gut des Friedens sich handelte, und wo der Graf ihm mit der würdevollen Erklärung begegnete: »sein Herr, der Kaiser, verlange Nichts, als daß die Mäßigung und Achtung für die Rechte der Nationen, von denen er selbst durchdrungen, auch in den Berathungen über die europäischen Angelegenheiten Eingang finden, und ein gehörig abgewogenes System herbeiführen möge, in welchem die allgemeine Ruhe durch einen Verein unabhängiger Staaten gewährleistet würde.“ Napoleon vermochte nicht sich von der Idee zu trennen, daß auch um das Wohl der Nationen gemarktet werden könne; er erbot sich, wie bei einem Handel, dem vermeintlichen Kaufpreise noch Provinzen zuzulegen, und als der Graf, ernst über diese Anbote hinweggehend, ihm weiter eröffnete: „daß, wie die Sachen gekommen, Oesterreich nicht mehr neutral bleiben könne, sondern für oder gegen Frankreich sein müsse;“ da loderte der Grimm des Eroberers in beleidigenden Worten auf. Metternich strafte den ungerechten Vorwurf durch Schweigen; aber er ließ den Hut, welcher dem eifernden Napoleon in der Hitze des Gespräches entfiel, am Boden liegen, ohne ihn aufzuheben, so daß der Kaiser selbst sich darnach bücken mußte. Fürwahr, mehr Mannesmuth und Mannesstolz, als im heißesten Schlachtgewühle, gehörte dazu, fest in jenes zürnende, allgefürchtete Auge zu blicken, und vor seinen Blitzen ruhig, unerschütterlich auf dem gefaßten Entschlusse zu beharren! Eben so wenig, als specielle Vortheile für Oesterreich, vermochte persönlicher Unwille das Ziel des Grafen zu verrücken; es war das Ziel des Friedens und der Weltberuhigung. Das Vermittelungsgeschäft wurde, unter wechselnden Aussichten, mit dem beharrlichsten Eifer von ihm fortgesetzt; er allein wußte mitten unter den übelgelaunten, tergiversirenden Diplomaten das Wohlwollen gegen Alle zu bewahren, und seine Bestimmung als Vermittler zu verfolgen, wobei er jede Idee von Unterstützung revolutionärer Versuche in Frankreich, als Oesterreich völlig fremd, entschieden zurückwies. Erst als über Napoleon's Ungeneigtheit zu einem Frieden, wie das gemeinsame Wohl der Völker ihn erheischte, kein Zweifel mehr Statt haben konnte, unterzeichnete Metternich jenes berühmte Kriegsmanifest Oesterreichs, das sowohl als eines der glorreichsten Actenstücke der Weltgeschichte unsere Ver-

ehrung, wie zugleich als ein Meisterwerk an sich, stäte Bewunderung ernten muß, und Oesterreichs Truppen vereinigten sich mit denen der Verbündeten. Auf dem Siegesfelde von Leipzig, zu welchem Metternich's Staatsweisheit den Heeren der Befreier den Weg gebahnt hatte, empfing er aus seines Kaisers Händen für sich und seine Nachkommen die erbliche Fürstenwürde, welche ihm außerdem erst nach dem Hintritte seines Vaters anheimgefallen sein würde.

Unverblendet von den bisherigen Erfolgen, welche zuversichtlich zu noch größeren führen mußten, blieb der Fürst Metternich seinen gemäßigten Grundsätzen treu, und immer war ein gerechter Friede das einzige und höchste Ziel, welchem er nachstrebte. Napoleon wiederholte das frühere Spiel unaufrichtiger, geflissentlich hinzögernder Friedensverhandlungen, und büßte es mit dem Verluste seines Thrones. Die ewig denkwürdigen Urkunden der Uebereinkunft von Fontainebleau und des ersten wie des zweiten Pariser Friedens tragen Metternich's Namen. Seine überwiegenden Verdienste um den Weltfrieden belohnte der Kaiser Franz durch das einzige Großkreuz des, zur Erinnerung an die unvergeßlichen Jahre 1813 und 1814 neu gestifteten Civilehrenzeichens; weil Metternich als Staatsmann dabei das Größte vollbracht, wie der Fürst Karl von Schwarzenberg als Krieger.

Der Wiener Congreß, welcher dem, was das Schwert erkämpft, die gesetzliche und völkerrechtliche Weihe aufdrücken sollte, eröffnete dem Fürsten Metternich ein neues, hochwichtiges Feld der Thätigkeit. Viele und vielgemischte Stimmen wurden laut; viele entgegengesetzte Wünsche traten in oft ziemlich grellen Gegensätzen an das Licht. Mit bewundernswürdiger Geistesschärfe durchdrang und lichtete der Fürst die immer besorglicher sich kreuzenden und verwirrenden Fragen, einigte er und hielt zusammen, was sich zu trennen drohte, und trat dem unbeschützten Rechte eben so huldreich an die Seite, als maßlosen Ansprüchen mit Kraft und Gemessenheit entgegen. Er war es, der vor Allen die verwickelte und bedenkliche preußisch-sächsische Frage mit Vorsicht und Schonung nach beiden Seiten hin lösete, Rußland in Bezug auf Polen zu gemäßigten Ansichten zurückführte, und den zu sanguinischen Erwartungen des Hauses Oranien ihre Schranken zeigte. Er sprach das Strafgericht Europa's über das Haupt des wortbrüchig von Elba zurückgekehrten Napoleon aus, und bot, als Talleyrand vor dem Congresse das europäische Wort der Legitimität aufstellte, entscheidend die Hand zur Rettung der Dynastie der Bourbons in Frankreich

und in beiden Sicilien. Nach der Vertreibung des treulosen Murat durch österreichische Waffen, vergalt der König Ferdinand IV. dem Fürsten Metternich den wichtigen Einfluß, den derselbe auf die Wiederherstellung des neapolitanischen Thrones ausgeübt, durch die Verleihung der Würde eines Herzogs von Portella, als desjenigen neapolitanischen Gränzpunktes, welchen das österreichische Heer auf seinem Zuge wider Murat zuerst berührt hatte.

Nach der Feststellung der Angelegenheiten Europa's, galt es, jene Deutschlands zu ordnen, in welche die Siege der Republik und Napoleon's Schwert so wirr und planlos hineingerissen hatten, daß die politische Wiederherstellung fortwährend auf Hemmungen stieß. Hier zeigte sich Metternich's ordnender Geist wieder in seinem herrlichsten Lichte; ruhig brach derselbe sich seine Bahn mitten durch die Brandungen der widersprechenden Meinungen, der tausendfältigen Ansprüche; glücklich umschiffte er die Sirenenklippen jener Einzelinteressen, deren Oesterreich von mehren Seiten so viele und wichtige angeboten wurden, nicht selten in der Absicht, um, freilich auf Kosten der Einheit und des Gleichgewichts des Ganzen, von Oesterreich Gegenzugeständnisse dafür einzutauschen. Man konnte auf seine Politik die einfachen, aber schönen Worte anwenden, womit der sächsische Minister von Gutschmid einst jene seines Monarchen bezeichnet hatte: »sie war die Politik des redlichen Mannes,“ und eine solche war es auch allein, die, allerdings bei der erfolgreichsten Unterstützung von Klugheit und Kraft, sich in jenem Labyrinthe zurecht zu finden vermochte. Die Politik des Fürsten ging einfach den Weg der Vernunft, der Natur und geschichtlichen Nothwendigkeit, und unter diesem Banner errang sie den Sieg über alle Künste der Diplomatie, über alle Gegenversuche unbegründeten Mißtrauens und übelberathener Selbstsucht, die sich ihr hin und wieder entgegen zu stellen unternahmen. Rücksichtlich der künftigen Gestaltung und Verfassung Deutschlands — das nach seinem langsamen Tode als römisches Reich, nach seiner gänzlichen Selbstentfremdung und Verläugnung als rheinischer Bund, kaum noch einer inneren Wiedereinigung fähig schien, — war die Staatsweisheit der Meisten in weiteren und engeren Kreisen um das wahre und natürlichste Ziel herumgeirrt, und die Opposition hatte ihre Köcher allmälig geleert; da drang zuletzt wiederum Metternich's Gedanke siegreich durch, und er ward der Schöpfer des deutschen Bundes, der, mit Ausscheidung des Veralteten und Abgelebten, eine neue, fester verbürgte Einheit hervorrief und ihr den, in böser Zeit beinahe schon vergessenen, ehr-

würdigen deutschen Namen wieder zur Losung gab. Daß neben dem monarchischen Principe, „welchem Deutschland nie ungestraft untreu werden darf," dem Fürsten die Rechte der Völker über Alles heilig waren und an ihm ihren eifrigsten Vertreter fanden, hat er mit Wort und That bewährt, und als der Gesandte eines süddeutschen Hofes erklärte: »es dürfe in dem zu entwerfenden Grundgesetze unter keiner Bedingung von Verhältnissen einzelner Unterthanen gegen ihre Souverains die Rede sein," gab Metternich die hochherzige Antwort: »die Feststellung dieses Verhältnisses sei durchaus nothwendig, nachdem in letzter Zeit in einzelnen Staaten solche Bedrückungen eingetreten, wider welche die Unterthanen in Zukunft durch ein Rechtsverhältniß, wie sie dessen in der früheren Reichsverfassung theilhaftig gewesen, sichergestellt werden müßten."

Am nächsten und unmittelbarsten wurde die heilsame Wirkung der Staatsweisheit des Fürsten in Oesterreich wahrgenommen, das vorzüglich ihm seine gegenwärtige politische Größe und innere Kraft verdankt. Sein sicherer, weit umfassender, der Gegenwart stets vorauseilender Blick wurde in dieser Hinsicht auch auf dem Wiener Congresse glänzend gerechtfertigt. Mit der tiefsten Kenntniß der nationalen Eigenthümlichkeiten und Bedürfnisse Oesterreichs, in welcher Beziehung er noch von keinem Staatsmanne erreicht worden ist, und weit entfernt, blindlings nach äußerer Vergrößerung für die Monarchie zu haschen, sah er mehr auf das Anpassende, als blos auf geographischen Umfang oder Köpfezahl, und während er manche angebotene Erwerbung fallen ließ, sobald sie dem Staatskörper nur eine beschwerliche Wucht angehangen und den Schwerpunkt, der eben festgestellt werden sollte, vielmehr verrückt haben würde, nahm er mit treffender Wahl nur solche Gebiete an, welche entweder durch ihre Lage, oder durch den Geist ihrer Bevölkerung sich natürlich zu dem Ganzen fügten, und der bezweckten Einheit förderlich waren. Seine Politik war mehr, als eine blos erwerbende, sie war eine schaffende. Die Richtigkeit der Wahl, unterstützt durch ein treffliches administratives System und eine herzgewinnende Milde der Regierung, zeigte sich am besten in der schnellen Assimilirung der neu hinzugekommenen Besitzungen mit dem österreichischen Ganzen, und in dem eben so schnellen Wiederaufblühen des, von den Kriegsstürmen hart erschütterten Wohlstandes. Oesterreich gab einen sprechenden Beweis, wie bald ein, von natürlichen Fähigkeiten bevorzugter Staat von den gewaltsamsten Anstrengungen sich wieder erholen kann, wenn die Regierung ihm ihren Geist auf richtige Weise mitzutheilen versteht. Wun-

derbar schnell waren alle Spuren eines langen, harten Kampfes verwischt, die Trümmer der Verheerung von einem neuen, gewerbthätigen Leben übergrünt; Alles, weil die Regierung selbst mit rastloser Umsicht die Hände dazu bot, weil Letztere sich unablässig als anregender Geist des Volkskörpers zeigte. Aufopfernde Liebe, vom Throne aus, wie in den Herzen der Völker, und edel-kräftiges Empfinden nationaler Würde, halfen die unvermeidlichen Opfer ertragen. Am tröstendsten aber war dabei für Oesterreich das Gefühl, daß die Gegenwart alle Opfer des großen Kampfes muthig auf ihre eigenen Schultern genommen, daß Oesterreich daher lieber einen augenblicklichen größeren Verlust, als eine unabsehbare Reihe kleinerer, langsam abzuzahlender und in fortwährenden Zinsen sich erneuernder Verluste gewählt, mithin einen zwar heftigen, aber vorübergehenden Stoß einem langsam abzehrenden Zustande vorgezogen, den Schaden nicht erblich gemacht, sondern sich seine Zukunft gerettet hatte.

Die besiegte Revolution, nachdem man sie gezwungen hatte, ihren Raub heraus zu geben, erstarb nicht ohne heftige Zuckungen. Je verderblicher sie für den Bestand der Staaten sich gezeigt hatte, desto mehr war sie geeignet, in den Köpfen Derjenigen Anklang zu finden, welche bei dem allgemeinen Zerwürfnisse ihre Rechnung ersahen, oder aus angeborener Unstätigkeit es liebten, sich außer den Kreis der bürgerlichen Ordnung zu stellen. Diese bemühten sich, ihre widernatürlichen Theorien in eine Art von Zusammenhang zu bringen, und da in Deutschland Alles Anhänger findet, was in irgend einer doctrinären Livrée auftritt, so machte auf den Universitäten, und überhaupt unter der deutschen Jugend, sich allmälig ein gefährlicher Geist bemerkbar, der, in geheimen Verbindungen sich sammelnd, zuletzt mit blutiger Sophistik Sand's und Löhning's Dolche schliff. Zwar fanden diese Gährungen in der Meinung der verständigen Mehrzahl einen wirksamen Widerstand, dennoch drohten sie auch gesunde Theile zu ergreifen, und so machte, nachdem man Anfangs der schonenden Ansicht gewesen: das Uebel werde durch sich selbst wieder aufgehoben werden, das Fortschreiten desselben ernsthafte Maßregeln nöthig. Der Fürst Metternich erkannte nicht nur am frühesten die Gefahr, sondern war auch, wie immer, einer der Ersten, welche unter dem Banner der bedrohten gesetzlichen Ordnung sich sammelten. Ohne von zu weit getriebener Besorgniß sich zu Härten hinreißen zu lassen, ergriff er besonnen die zunächst geeigneten Mittel, die neue Krankheit der Zeit abzusperren. Zugleich veranlaßte er eine zweckdienliche Erläuterung einiger, bisher häufig mißverstan-

dener Bundesartikel, und hinderte sonach am sichersten die Verletzung ihrer Bestimmungen, indem er sie dem allgemeinen Verständnisse näher brachte.

Kaum war, durch die Karlsbader Beschlüsse, Deutschland vor den Einwirkungen der Ruhestörer gesichert, so erhob die Revolution ihr Haupt auf der pyrenäischen Halbinsel, von wo aus jedoch ein Einfluß auf Deutschland kaum zu besorgen stand. Aber unmittelbar darauf tauchte sie in Italien empor, wo sie jene Besorgniß leicht hätte wahr machen können, und ihre Bekämpfung daher zur dringendsten Pflicht wurde. Den Fürsten Metternich stellte seine Bestimmung hierbei in die vorderste Reihe, und es gelang seiner diplomatischen Kunst, jene Mächte, welche Anfangs mit ihrer Theilnahme zögern zu wollen schienen, zur schnelleren Mitwirkung zu bestimmen, so daß, nach kurzem Widerstande, Neapel zur alten Ordnung zurückkehrte. Ein Aehnliches geschah in Bezug auf das beunruhigte Piemont. Die Vorgänge in Italien nöthigten zugleich, den Blick wieder auf Spanien zu richten. Auch in dieser Angelegenheit machte des Fürsten Staatskunst die Beschlüsse der österreichischen Regierung zu jenen der Mächte; aber wie gemäßigt und den Umständen angemessen seine Politik dabei zu Werke ging, beweiset die von einem Fremden, dem liberal gesinnten Engländer [illegible], der österreichischen Note gezollte Anerkennung, als einem „Ergebniß der hohen Weisheit und Erfahrung des Fürsten Metternich, einer Urkunde, aus welcher eben so viel politischer Takt, als Menschenkenntniß hervorgehe." Der König Ferdinand von Spanien ernannte, nach wiederhergestellter Ordnung, den Fürsten Metternich zum spanischen Granden erster Klasse, und verlieh ihm auch in seinem Reiche die herzogliche Würde: wie denn überhaupt des Fürsten weises Verhalten in den Angelegenheiten der Halbinsel, zur Erhöhung seines politischen Credits und seines Einflusses, namentlich auf die französische Regierung, nicht wenig beitrug. Auch Kaiser Franz I. hatte ihm durch das Diplom eines Haus-, Hof- und Staatskanzlers — welche Würde seit dem Tode des Fürsten von Kaunitz-Rietberg in Oesterreich nicht wieder besetzt worden war — von Neuem seine Achtung und Dankbarkeit an den Tag gelegt.

Die Zeitereignisse hatten Oesterreich unabweisbar gedrängt, ein festes System zu ergreifen, von welchem im Wesentlichen nicht abgewichen werden durfte, wenn es auch, nach Maßgabe der Umstände, billig Modificationen in sich aufnahm. In dieser Beziehung [illegible] der Umstand den [illegible] das edle, wohlwollende Gefühl des Fürsten, das nur mit der politischen Nothwendigkeit in Conflict gerieth, auf eine harte Probe, zumal

hier von keiner Revolution im vorhandenen Sinn die Rede war. Der Aufstand der Griechen sagte sich durchaus von den anarchischen Tendenzen früherer Umwälzungen los, ja er bildete gewissermaßen einen Gegensatz derselben, insofern er, statt eines Losreißens vom Rechtszustande, vielmehr ein beharrliches Hinstreben nach einem solchen wahrnehmen ließ. Doppelt schwierig wurde Oesterreichs Stellung durch die Sympathien, welche die Sache der Griechen im ganzen christlichen Europa fand, und, vom Standpunkte der Humanität aus, auch finden mußte. Wenn aber schon Oesterreichs eigene freundschaftliche Beziehungen zu der Pforte, welche in den Tagen der Gefahr jede Versuchung, gegen Oesterreich aufzutreten, standhaft abgewiesen und ihre Verträge mit rühmlicher Gewissenhaftigkeit erfüllt hatte, ein Einschreiten zu Gunsten des griechischen Aufstandes unmöglich machten; so lag der österreichischen Regierung auch noch eine andere, höhere Pflicht am Herzen, in Abwendung einer Gefahr, welche zwar, bei dem allgemeinen Enthusiasmus für Griechenland, im damaligen Augenblicke von den Wenigsten bemerkt wurde, die aber früher oder später mit doppelter Ueberraschung über Europa hereingebrochen sein, und Oesterreich dann für ein unzeitiges Abgehen von seinem Systeme bitter verantwortlich gemacht haben würde. Und diese Gefahr hat die weise prüfende Politik des Fürsten Metternich, wenn auch zu jener Zeit im Widerspruche mit den Wünschen der Griechenfreunde, glücklich von dem Welttheile abgewendet. Konnte sonach Oesterreich der griechischen Sache keine unmittelbaren Zugeständnisse machen, mußte es vielmehr sich in eine Stellung gegen dieselbe versetzen, so verstand die Regierung doch das Gefühl der Menschlichkeit und des Mitleids würdevoll von den Forderungen der Politik zu trennen; wie sie denn z. B. gestattete, daß der k. k. Major Prokesch arabische Gefangene vom griechischen Präsidenten Capo d'Istria übernehmen durfte, um sie gegen missolunghiotische Gefangene auszuwechseln. Als Griechenland später auf anderem Wege seiner Selbstständigkeit entgegenging, und die Gefahr einer Verletzung des Gleichgewichts hiermit verschwand, bot Oesterreich dem jungen Staate wohlwollend die Hand, und bewies dadurch am deutlichsten, daß nicht bloßer Maximenanlaß, sondern unverwerfliche Gründe sein früheres Verhalten bestimmt hatten.

Eine neue, schwierige Aufgabe erwuchs für die europäische Staatskunst. Die Revolution schien ihren Kreislauf dort beendigen zu wollen, wo sie ihn begonnen. Die Julitage 1830 stürzten in Frankreich den Thron der älteren Bourbonen. Dem Seherauge des Fürsten Metternich kam dieses

[illegible]

den Festigkeit und Mäßigung bethätigte sich des Fürsten Politik gegenüber den Revolutionen in Belgien, Polen, Italien, endlich den Filialrevolutionen in einigen kleineren deutschen Staaten. Obgleich im Principe solchen Vorgängen streng abhold, war das österreichische Kabinet doch eben so weit entfernt, einem starren Festhalten an Maximen, oder einer Buchstabenpolitik zu huldigen; Thatsachen und Resultaten vergönnte es freisinnig ihre Geltung, wenn sie anders das ihnen belassene Gebiet nicht zu überschreiten Miene machten. Die Ordnung, unter welchen Formen sie sich aussprechen mochte, hat an dem Fürsten Metternich stets einen eifrigen, und selbst einen nachsichtigen Beschützer gefunden; mehr als einmal hat er sich zum Fürsprecher des Fortschrittes hergegeben; nur wo die Neuerung sich aus einem Mittel in einen Zweck verkehrte, war er unermüdet, sie in ihre Schranken zurück zu weisen.

Ueber ein Feld großer Erscheinungen, hervorgerufen durch die letztvergangenen Jahre, zog das Jahr 1835 heran. Am 2. März vollendete Kaiser Franz I. Durch ganz Europa rauschte der Sterbeseufzer des unvergeßlichen Monarchen, und ein feierlicher Schauer trat an das Herz der Nationen, als Er nicht mehr war, der in den Wechseln einer titanisch erregten Zeit den Glauben an eine unverrückbare höhere Ordnung der Dinge siegreich aufrecht erhalten, die furchtgeschlagene Menschheit vor völliger Hoffnungslosigkeit bewahrt hatte; die Sterbeglocke des begrabenen heiligen römischen Reiches deutscher Nation schlug noch einmal an, als dessen letzter Kaiser in die Gruft hinabstieg. Ausdrücklich hatte der sterbende Monarch seinem erhabenen Sohne und Nachfolger den Fürsten Metternich als besten Freund und treuesten Diener vermacht, und so mit der Wahrheit des Todes, die über allen Täuschungen des Lebens steht, den Werth und die Treue des großen Staatsmannes besiegelt. Des Letzteren System, durch die Feuerprobe der Erfahrung bewährt, erhielt sich daher in ungeschwächter Kraft; aber bereitwillig bot derselbe, nachdem auch die Treue der Völker die sichersten Bürgschaften darreichte, die Hand zu einer immer milderen Anwendung dieses Systems, und das glorreiche Werk der Verzeihung und Versöhnung, durch welches Kaiser Ferdinand sich unsterblich machte, war der schönste Anfang dieser neuen Periode. Sie möge auch der gegenwärtigen Schilderung als Schluß dienen, und wir übergehen daher die mehr oder minder abgeschlossenen späteren Ereignisse, wie z. B. die orientalische Frage; sie wurde vom Fürsten Metternich schon im Jahre 1826, bei Gelegenheit des zwischen Rußland, England und Frankreich

errichteten Londoner Vertrages, in den Worten prophezeiet: „den Krieg, den sie zu verhindern suchen, werden sie durch den Londoner Vertrag geradezu herbeiführen; sie glauben gebunden zu haben, und sind selbst gebunden,“ — und jene verhängnißvolle Frage hat durch ihre chronische Gestaltung diese seine Weissagung nur zu wahr gemacht.

In Metternich's Wirken liegt eine wunderbare Uebereinstimmung; nie haben die wechselreichen und oft widerspruchvollen Ereignisse seiner Zeit es zerklüften können; immer ist es voll Einheit und Harmonie geblieben. Seine Politik hat, wie noch eine jede, ihre Gegner gefunden; aber diese widerlegt das Jahrhundert und dessen Geschichte. Oesterreichs Glück und Größe, Europa's Ruhe, der höchsten Ungunst der Verhältnisse abgekämpft, können sein System bevorworten. Doch auch abgesehen von seiner Größe als Staatsmann, bildet der Fürst Metternich einen der wenigen ächten Charaktere seines Zeitalters. Ein Geist, so durch und durch in sich fest und abgeschlossen, und doch ohne alle Härten, der zwar die Uebergriffe einer falschen Freiheit jederzeit mit Nachdruck bekämpft, aber eben so beharrlich auch jeden Angriff auf die wahre Freiheit der Völker abgewehrt hat; der, wie nur Wenige, die öffentliche Meinung achtend, sich doch nie zum Götzen derselben machen wollte, weil ein solcher sich gewöhnlich in ein Spielzeug in den Händen seiner eigenen Anbeter verwandeln lassen muß; der, wahrhaft liberal im höheren Sinne, doch dem Afterliberalismus sich stets entschieden abgeneigt bewiesen, und von der wirklichen Ueberzeugung fortwährend jene schwankende und gleißende unterschieden hat, welche nur glaubt, was sie redet, aber selten redet, was sie glaubt; — ein solcher Geist würde unsere Verehrung verdienen, selbst wenn die Früchte seines Wirkens nicht so am Tage lägen, als bei dem Fürsten Metternich, von welchem sogar der stolze Brite, Lord Aberdeen, rühmte: »seine Schule sei eine Schule der Weisheit, welche die Stimme der Völker für sich habe; während ihre Widersacher ein Geist der Lüge leite, und dieselben von der Meinung der Völker verlassen bleiben.“

Wenzel Anton
Fürst von
Kaunitz - Rietberg.

Geboren 1711. Gestorben 1794.

Selten ist ein ausgezeichneter Mann, dem, was das äußere Wesen anlangte, die Fähigkeit zur sogenannten Popularität beinahe gänzlich mangelte, und der auch in seiner Stellung so wenige Berührungspunkte nach unten hin bot, doch so sehr auch in das Herz des Volkes übergegangen, als »der alte Fürst,« wie man ihn in seiner Nähe, der »große Kaunitz,« wie die Welt ihn nannte. Er entstammte einem uralten mährischen Geschlechte, das schon in den Anfängen böhmisch-mährischer Geschichte mit Auszeichnung genannt wird, keinem großen Ereignisse des Vaterlandes fern stand, und schon vor ihm mehre verdiente Staatsmänner erzog. Wenzel Anton, Sohn des Grafen Max Ulrich, kam in Wien den 2. Februar 1711 zur Welt. Der fünfte Sohn unter neunzehn Geschwistern, wurde er ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, und schon in der Wiege war er Domicellar zu Münster. Aber durch den Tod seiner Brüder, die theils im Felde, theils auf dem Krankenbette kurz nach einander dahinstarben, sah er sich bald als alleiniger Stammhalter seines Hauses, und wurde dadurch bewogen, dem geistlichen Stande zu entsagen. Er widmete sich nun in Wien, Leipzig, Regensburg und Leyden dem Studium des Staats- und Privatrechtes, und nahm dann auf Reisen nach Holland, Frankreich, England und Italien eine Fülle umfassender Kenntnisse in sich auf, die er im Umgange mit den bedeutendsten Staatsmännern, Militärs und Gelehrten noch fester begründete. Kaiser Karl VI. ernannte im Jahre 1737 den hochgebildeten jungen Mann zum Reichshofrathe mit Sitz und Stimme auf der Herrenbank, und zwei Jahre später zum zweiten kaiserlichen Commissarius am Reichstage zu Regensburg. Seine Talente, sein patriotischer

erforschen, so war er doch jeder Unwahrheit auf das Strengste abhold, und verstand nur zu schweigen, nicht aber zu lügen. Bei einem wichtigen Falle sprach er in einer Instruction es unbedingt aus: „der Minister solle unterhandeln, wie die Kaiserin regiere; nämlich also: daß er die Redlichkeit, das gute Trauen und Glauben und die getreue Erfüllung des gegebenen Wortes zum Grund aller Handlungen lege und darin den höchsten Vorzug suche.“ Im Jahre 1764 wurde er mit seinen männlichen Leibeserben nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand erhoben. Unter Kaiser Joseph II., welcher in allen Unternehmungen nur der eigenen Adlerschwinge trauete, sank Kaunitz's Einfluß, und mancher seiner Rathschläge blieb unbefolgt. Ohne sich hierüber empfindlich zu geberden, war er vielmehr mit seiner Erfahrung und seinem Rathe jederzeit bereitwillig zur Hand, sobald sein Monarch ihn dazu aufforderte. Höchstens gestattete er, wenn der Erfolg seine unbefolgt gebliebene Meinung rechtfertigte, sich gutmüthig lakonische Anmerkungen, die den großherzigen Kaiser ebenfalls nicht verletzten. Als dieser damit umging, die Schelde zu öffnen, äußerte Kaunitz die Besorgniß: die Holländer würden auf das erste Schiff feuern. „Sie werden nicht feuern,“ versicherte der Kaiser, und Kaunitz schrieb, nach den wirklich eröffneten Feindseligkeiten, dem Kaiser nur die Worte: „Sire, die Holländer haben gefeuert.“ Noch mehr schmälerte sich — eine natürliche Folge seiner abnehmenden Kräfte — sein Einfluß unter des Kaisers Leopold II. kurzer Regierung. Der französischen Revolution trat der greise Staatsmann ernst und warnend entgegen, und seine Note, welche über die von Herrn de Lessart im Namen seiner Regierung gestellten Forderungen sich erklärte, war ein Meisterwerk der österreichischen Staatskanzlei, und gab über die Grundsätze der Mäßigung, Gerechtigkeit und Billigkeit, welche den Kaiser in seiner Stellung, gegenüber von Frankreich, geleitet, bündige und genügende Aufschlüsse. Der gegen seine Ansicht und seinen Willen losbrechende Krieg gegen Frankreich trübte seine letzten Tage. Hochbejahrt und erschöpft, legte er, gleich bei dem Antritte der Regierung des Kaisers Franz, seine Würde als Hof- und Staatskanzler nieder, und endigte am 27. Juni 1794, in einem Alter von vierundachtzig Jahren, seine irdische Laufbahn. Allgemein wurde der Tod dieses Nestors der europäischen Staatskunst betrauert; seine Redlichkeit, sein edler, reiner Wille waren selbst Denen zur Ueberzeugung geworden, die von dem Gange der Weltangelegenheiten und öffentlicher Geschäfte sonst keine Kenntniß zu nehmen pflegen, und die Eigenthümlichkeiten seines Wesens, die Sonder-

erforschen, so wa[illegible] jeder Unwahrheit auf das Strengste abhold,
und verstand nur [illegible] ... Bei einem wichtigen
Falle sprach er in
unterhandeln, w
lichkeit, das gu
gegebenen Worte
sten Vorzug such
beserben nach de
Unter Kaiser Jo
Adlerschwinge tr
schläge blieb un
er vielmehr mi
zur Hand, sob
er, wenn der G
gutmüthig lake
nicht verletzten.
Kaunitz die B
„Sie werden
nach den wirkl
„Sire, die H
natürliche Fol
Leopold II. k
Staatsmann
die von Herr
sich erklärte,
gab über di
welche den K
bündige und
Willen losb
bejahrt und
Kaisers Fr
endigte am
seine irdisch
päischen St
waren selbst
Weltangelegenheiten [illegible]
nehmen pflegen, und die Eigenthümlichkeiten seines [illegible],

LI



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.   Stahldruck v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg



barkeit seiner Erscheinung und seiner Gewohnheiten, dienten noch mehr, sein Bild Allen zu vergegenwärtigen. Die Aengstlichkeit, womit seine, durch den Tod der übrigen Söhne erschreckte Mutter ihn, den allein Uebriggebliebenen, erzogen, war an ihm nicht mehr auszulöschen. Er scheuete die Luft und die Bewegung, und führte in verschlossenen Zimmern, bei streng thermometrisch bestimmter gleichmäßiger Temperatur, bei immer gleicher, bis auf Kleinigkeiten abgewogener Kost, eine Art Pflanzenleben, aus welchem nur sein geschäftiger, stets arbeitbedürftiger Geist in die äußere Welt hervorlangte. Ein ebenfalls nach Schritten und Minuten bemessener Spazierritt war so ziemlich die einzige Lebensregung, die er seinem Körper gestattete. Jede Verrückung seiner Tagesordnung war ihm ein Gräuel, und es war wohl weniger Todesfurcht, die seinem ruhigen und ernsten Gemüthe nicht füglich eigen sein konnte, als eben jene mechanische Gleichmäßigkeit, die ihn schon das Wort „Tod" verpönen ließ, weil der Tod die größte Unterbrechung der gewöhnten Ordnung ist. Aus gleichem Grunde, nicht aus Eitelkeit, wie man gemeint hat, erhielt er auch sich selbst in fortwährender Täuschung über sein Alter, und behandelte noch in hohen Jahren die mit ihm ergrauten Freunde aus früherer Zeit, als junge Leute; weil Wechsel der Jahre und Alter ebenfalls der von ihm ununterbrochen fortgesponnenen Ordnung Abbruch thaten. Die Mechanik, welche sich in ihm verkörperte, gehörte auch, nebst der Naturlehre, zu den von ihm bevorzugten Fächern menschlicher Kenntnisse. Gleich seinem Nachfolger in seinen Würden und Aemtern, dem großen Metternich, schätzte und unterstützte er eifrig die Wissenschaften, mit besonderer Vorliebe aber die schönen Künste und Künstler; er ist als eigentlicher Schöpfer der Wiener Kunstakademie zu betrachten. Französische Literatur und Sitten zog er jenen Deutschlands bei weitem vor, und ähnelte hierin seinem großen Zeitgenossen, Friedrich II.; aber in der Verwaltung des Staates, wie in der angeborenen Biederkeit, war er der ausgesprochenste Freund deutscher Sitte und deutschen Sinnes; nur sein Geschmack war französisch, sein Herz war deutsch. Weniger Genie, als Talent, griff er nicht so schnell, als tief auf. Seine Kenntnisse, seine Erfahrungen waren nicht aufgehascht, sondern angeeignet; sein Urtheil nicht das Werk der Intuition, sondern das Resultat besonnener Folgerungen. Von Gestalt war er mehr groß, als klein, muskulös und hager, blond und von weißer, blasser Gesichtsfarbe, wie die Stubenluft sie erzeugt. Er hatte eine wenig gewölbte Stirn, schöne blaue Augen, die meist unbeweglich

vor sich hin, oder in die Höhe blickten, aber, wenn irgend Etwas seine Theilnahme erregte, auch eines lebhaften Ausdrucks fähig waren; eine gebogene Nase, wohlgebildeten Mund, und ein etwas hervorstehendes Kinn.

Götz von Berlichingen.

Geboren um 1482. Gestorben 1562.

Eine edle, aber in der ihr fremdartigen Atmosphäre der Neuzeit verkümmerte Spätfrucht des scheidenden Mittelalters, begrüßt uns das Bild dieses Ritters, der mit der gelähmten Eisenfaust das zusammenstürzende eiserne Faustrecht wie symbolisch bezeichnet. Gottfried oder Götz von Berlichingen entsproß einem Geschlechte, dessen Spuren bis in das zehnte Jahrhundert zurückreichen; die Wiege seiner Kindheit war sein Stammschloß Jarthausen an der Jart in Würtemberg. Seine ritterliche Erziehung legte den Keim zu kriegerischem Berufe, doch auch zu Sitte und Kenntnissen. Die erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt er durch Kunz von Neuenstein in Niederhall; die Vorbereitung zu seiner künftigen kriegerischen Laufbahn hingegen übernahm später sein Vetter Konrad von Berlichingen, in dessen Gefolge Götz auch 1495 den großen Reichstag zu Worms, und 1497 den zu Lindau am Bodensee besuchte, wo seinen Erzieher der Tod ereilte. Kaum fühlte er seine Kraft, so ergriff er das Schwert und tummelte sich, in den Fehden verschiedener Fürsten Partei nehmend, herum. Er trat in die Dienste des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, folgte unter diesem dem Kaiser auf dem Zuge nach Burgund, Lothringen und Brabant, und wohnte dann, als brandenburgischer Bannerträger, dem Feldzuge Maximilian's gegen die Eidgenossen bei, wo sein Thatendurst Gelegenheit erhielt, sich bei dem Angriffe auf Schaffhausen hervorzuthun. Selbstständiger trat er im Jahre 1500 auf, wo er dem Ritter Thalacker in einer Fehde gegen den Herzog von Würtemberg mit einer Schaar selbstgeworbener Reiter zu Hilfe zog; zwei Jahre später kämpfte er unter dem Markgrafen Kasimir von Brandenburg in einem siegreichen Treffen unweit

der freien Reichsstadt Nürnberg, und erleichterte durch seine persönlicher Tapferkeit die Eroberung des Geschützes und der Wagenburg. Bei dem Ausbruche des Landshuter Erbfolgekrieges (1505) stellte ihn sein Rechtssinn unter die Fahnen Herzog Albrecht's V. von Baiern-München; er focht rühmlich gegen den Kurfürsten Philipp und den Pfalzgrafen Ruprecht, und nahm Theil an den Belagerungen von Hilberstein, Landau, Braunau und Landshut. Vor letzterem Orte raubte ihm ein Schuß aus einer Feldschlange die rechte Hand; er ersetzte sie durch eine künstlich verfertigte eiserne, die ihm zum Beinamen ward. In seinem sonst redlichen Sinne hatte dennoch das Faustrecht tiefe Wurzeln geschlagen, und der vom Kaiser Maximilian verkündigte allgemeine Landfriede hielt ihn daher nur kurze Zeit auf seinem Schlosse ruhig; mächtig erfaßten ihn die letzten Zuckungen des verendenden Mittelalters. Unaufhörlich verstrickte er sich in Fehden mit seinen Nachbarn, den Reichsstädten am Neckar und den Burgrittern am Kocher, mit dem Bischofe von Bamberg und Anderen. Zwar bewährte er selbst dem Feinde ritterliche Treue und Großmuth; doch das Gesetz war gegen ihn, und den zahlreichen Klagen nachgebend, sah der Kaiser sich genöthigt, zu Augsburg über Götz Acht und Aberacht auszusprechen. Sie wurde zurückgenommen, als Götz sich mit seinen Gegnern verglich, den Schaden ersetzte und Ruhe angelobte. Das letztere Versprechen auf lange Zeit wahr zu machen, lag nicht in dem heißen Sinne des Ritters. Gar bald gerieth er durch den Beistand, welchen er 1515 dem Franz von Sickingen gegen Worms, Metz und den Landgrafen Philipp von Hessen leistete, in zwar kurze, doch ernste Feindseligkeiten mit dem Stifte Mainz, überfiel sodann, mit stillschweigender Genehmigung der Landgräfin Anna, auf hessischem Gebiete den auf einer Reise zum Herzoge von Kleve begriffenen Grafen Philipp II. von Waldeck, setzte ihn gefangen, und entließ ihn nur gegen schweres Lösegeld. Der Krieg des, zur Aufrechthaltung des Landfriedens bestehenden, schwäbischen Bundes im Jahre 1519 wider den Herzog Ulrich von Würtemberg, vermochte den Berlichinger, theils aus Haß gegen diese, seiner Fehdelust stets widerstrebende Verbindung, theils aus Zuneigung zu dem hart bedrohten Herzoge, auf dessen Seite er das Recht glaubte, diesem seinen Arm anzubieten. Der Herzog vertraute ihm die Vertheidigung der Stadt Möckmühl an. Geraume Zeit schlug der Ritter alle Angriffe einer Abtheilung des Bundesheeres ab, bis endlich, nachdem er sich auf das dasige Schloß zurückgezogen hatte, Mangel an Munition und Lebensmitteln ihn zur Uebergabe gegen freien Abzug zwangen. Gegen die Capitulation wurde er unweit Möckmühl nie-

dergeworfen und als Gefangener nach Heilbronn geliefert; nur Sickingen's Mahnen und Drohen, Fronsperg's Verwendung bewirkten nach vierthalbjähriger Haft seine Loslassung; doch mußte er sie durch zweitausend Goldgulden und das Versprechen, mit keinem Gliede des Bundes Streit zu führen, erkaufen. Gegen zwei Jahre lebte er ruhig auf seiner Stammburg; da zwangen ihn einige Häupter der aufrührischen Bauern, die Stelle eines Anführers bei ihnen auf vier Wochen zu übernehmen. Nach dem Ablaufe dieser Zeit legte er sein Commando nieder. Dennoch klagte man ihn der Theilnahme an dem, mittlerweile blutig bewältigten Bauernaufstande an, und als er, von dem schwäbischen Bundeshauptmanne Truchseß geladen, nach Stuttgart ritt, fiel auf dem Wege ein bündischer Haufe über ihn her, und erzwang von ihm das Versprechen, sich vor dem Bunde zu stellen, wie und wo er gefordert werden möge. Nach Augsburg gefordert, schmachtete er durch zwei Jahre im Kerker, und mußte 1530 durch beschworene Urfehde sich verpflichten, bei schwerer Geldbuße sich nicht aus dem Umkreise seiner Besitzungen zu entfernen. Treu seinem Worte, lebte er eilf Jahre lang unthätig auf seinem Schlosse, statt des Schwertes die Feder führend, um seine Lebensbeschreibung zu verfassen, ein treues Bild des Lebens und der Sitten seiner Zeit, und von Goethe zu einer herrlichen Dichtung benutzt, welche leider das Signal zu vielen matten Ritterromanen und Ritterschauspielen in Deutschland gegeben hat. Die Auflösung des schwäbischen Bundes gab ihm endlich seine Freiheit zurück. Noch einmal schwang er das rostig gewordene Schwert in Ungarn gegen die Osmanen, im Heere Karl's V. gegen die Franzosen. Dann riefen ihn Frieden und Alter auf sein Stammschloß heim, wo er hochbejahrt am 23. Juli 1562 starb. — Mit allen Vorzügen und Gebrechen des mittelalterlichen Ritterthums behaftet, war ihm Ruhe unerträglich, und, am liebsten dem Stärkeren trotzend, nahm er sich der Unterdrückten an, doch nicht immer dazu berufen und seltener noch auf eine Weise, die mit Gesetz und Herkommen sich vertrug. Seine eiserne Hand wird noch jetzt in Jarthausen gezeigt; sie hat nicht glücklich, nicht nach richtigen Begriffen, aber immer tapfer und ehrenwerth gekämpft, und gern mag der Deutsche diese Eisenhand drücken, die, nachdem der irrende und fehlgreifende menschliche Arm, dem sie gedient, als Staub von ihr abgefallen, uns jetzt eine theure Reliquie der Festigkeit und des Heldensinnes der Väter bleibt.

Ulrich von Hutten.

Geboren 1488. Gestorben 1523.

Während des Berlichinger's Eisenfaust sich heftig gegen die Pforte stemmte, welche das deutsche Mittelalter und das Faustrecht für immer abschließen sollte, kämpfte sein Zeitgenosse Hutten mit Schwert und Feder für die hereinbrechende neue Zeit. Beide werden unter den letzten Repräsentanten des Ritterthums begriffen, doch darf dies nur in sehr verschiedener Weise geschehen; Beide liebten und suchten den Streit, doch Berlichingen unter dem Paniere Bellonens, Hutten unter jenem Minervens. Auf seinem fränkischen Stammschlosse Stackelberg, drei Meilen südlich von Fulda, am 21. April 1488 geboren, kam Ulrich von Hutten, zehn Jahre alt, in das Stift nach Fulda, wo er zwar sich wissenschaftlich ausbildete, aber keine Lust erlangte, Mönch zu werden, vielmehr einem beinahe krankhaften Widerwillen gegen den geistlichen Stand sich ergab, der für sein ganzes Leben verhängnißvoll ward. Er floh 1504 nach Erfurt, wo er mit mehren Gelehrten in ein freundschaftliches Verhältniß trat, begab sich dann, um einer Epidemie zu entgehen, nach Köln, und folgte dem von dort vertriebenen Professor Rhagius nach Frankfurt an der Oder, in welcher Stadt 1506 die neue Universität eingeweiht wurde, und wo er in seinem achtzehnten Jahre die Magisterwürde erwarb. Obgleich der Ritter Eitelwolf von Stein ihn während der drei Jahre, welche er daselbst zubrachte, großmüthig unterstützte, und ihn keine Noth leiden ließ, so hatte er doch nicht länger Ruhe, sondern strebte, für Freiheit und ritterliche Thaten glühend, hinaus in's Weite. Jugendliche Verirrungen zogen seinem von Natur zarten und schwachen Körper eine damals unheilbare Krankheit zu, welche seitdem sein Leben vergiftete, ihm seinen Frohsinn und die Gunst seiner Verwandten raubte. Dies geschah in Italien, wohin er 1509 thatendurstig dem Heere des Kaisers Maximilian gefolgt war. Mit gestürzten Hoffnungen und zerstörter Gesundheit kehrte er nach Deutschland zurück, ging nach

Greifswalde und Rostock, wo er als Dichter gut aufgenommen, durch mehrfach übertragene Arbeiten und durch Unterricht unterstützt wurde, von da nach Braunschweig, und im Jahre 1511 nach Wittenberg, wo er ein Werk über Verskunst (»Ars versificatoria«) herausgab. Nach kürzerem Aufenthalte in Böhmen und Mähren, wo er an dem Bischofe von Olmütz einen Gönner fand, begab er sich, nach dem Wunsche seines Vaters, 1513 abermals nach Italien, um in Pavia die Rechtswissenschaft zu studiren. Aber das Formelwesen dieser Wissenschaft stieß ihn ab. Dazu wurde er von den Franzosen gefangen genommen, von den Schweizern ausgeplündert, und zog nun, arm und aufgegeben, in Italien umher, seinen Groll in heftigen Epigrammen ausströmend, die ihm bittere Feinde erweckten. In Bologna schrieb er seinen »Vir bonus,« nahm, von der Noth gedrängt und von neuen Hoffnungen befeuert, Dienste im kaiserlichen Heere, die er aber bald wieder aufgab, und ging, nachdem er einen Panegyricus auf Deutschland und deutsches Volk gedichtet und dem Kurfürsten Albrecht von Mainz zugeeignet hatte, auf die Einladung dieses Kirchenfürsten an dessen Hof. Hier fand er, in Verbindung mit ausgezeichneten Männern, wie Celtes, Reuchlin, Pirkheimer, Dalberg, Agricola u. A., Ersatz für die ausgestandenen Leiden. Beispiellosen Schmerz und Zorn erweckte ihm die schnöde Gewaltthat des Herzogs Ulrich von Würtemberg, der aus schmählicher Absicht einen seiner nahen Verwandten, Johann von Hutten, erschlagen hatte. Er schrieb den durch heftige Bitterkeit, aber durch die gewaltigste Kraft der Beredsamkeit ausgezeichneten Dialog: »Phalarismus,« gegen den Herzog, und gab zugleich, um den von den Kölner Theologen angefeindeten Reuchlin zu rächen, mit Crotus Rubianus die berüchtigten »Epistolae obscurorum virorum« heraus, angefüllt mit satyrischen Ausfällen gegen die Geistlichkeit. Im Jahre 1515 machte er sich zum dritten Male auf die Reise nach Italien, um Doctor der Rechtswissenschaft zu werden, besuchte Rom, Bologna, hielt aber nirgend lange aus, sondern kehrte 1517 über Venedig in die Heimat zurück, wo er in Augsburg vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen, und durch die Hand der schönsten Jungfrau, Konstanzia, Tochter seines Freundes Peutinger, als Dichter gekrönt wurde. Entzückt über so hohe Ehre, ließ der Ritter und Sänger sich mit Rüstung, Schwert und Lorbeerkranz zugleich abbilden. In einem Kloster unweit Bamberg entdeckte er die Schrift des Laurentius Valla gegen die Schenkung des Konstantin, und hatte die Kühnheit, sie herauszugeben und dem Papste Leo X. zu widmen. 1518 trat er in die

Dienste des Erzbischofs Albrecht von Mainz, für welchen er mehre Geschäftsreisen, unter anderen nach Paris unternahm, und ihn auf den Reichstag nach Augsburg begleitete. Hier forderte er in einer begeisterten Rede die Fürsten zum Kriege gegen die Türken auf, und sah Luther'n, mit welchem er zwar in Vielem übereinstimmte, den er aber gleichwohl, weil derselbe dem von ihm verfolgten Mönchstande angehörte, wenig achtete. Das Hofleben, über welches er besondere Dialogen schrieb, konnte ihn nicht lange fesseln. Wiederum vertauschte er das Schwert mit der Feder, trat dem schwäbischen Bunde bei, zog 1519 mit demselben gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg, bei welcher Fehde er mit Franz von Sickingen bekannt wurde, und ging, als dieser Krieg erfolgreich beendigt war, nach Mainz, später auf seine väterliche Burg, wo er gewohnter Weise in mehren Schriften, z. B. in seiner »Trias,« als erbitterter Feind der Hierarchie auftrat. Rom durfte zu solchen Angriffen nicht schweigen; es beklagte sich bei dem Erzbischofe Albrecht über Hutten, und verlangte dessen Auslieferung. Dies hatte zur Folge, daß Hutten sich von nun an offen mit Luther verband, ihm Anhänger unter dem deutschen Adel warb, und, um seine eigenen Schriften zugänglicher zu machen, seitdem deutsch schrieb. Sickingen gewährte ihm eine Zuflucht auf seiner Burg. Als aber dessen Fehde mit dem Erzbischofe von Trier unglücklich endete, floh Hutten in die Schweiz, wo jedoch Erasmus, mit welchem er früher befreundet gewesen, ihm keine Ruhestätte ließ. Nirgend sicher, zog er endlich auf die kleine Insel Ufnau im Züricher See zu einem armen Pfarrer. Hier brach seine nie geheilte Krankheit mit erneuerter Heftigkeit aus, und er erlag ihr am 31. August 1523, im sechsunddreißigsten Lebensjahre. — Eine liebenswürdige jugendliche Tollkühnheit charakterisirt Hutten's Wesen und Handeln; sie war ganz geeignet, in einer geistig wie äußerlich so erregten Zeit Anklang zu finden, und selbst spätere, ruhigere Jahrhunderte blicken, von ihrem sicheren Standpunkte aus, mit Wohlgefallen auf jene dampfende Arena zurück, wo der junge bekränzte Ritter und Sänger, Ulrich von Hutten, mit Schwert und Feder sein Schlachtroß tummelt, und, die muthige Losung: »Ich hab's gewagt!« im Munde, sich keck in alle Streitfragen seiner Zeit stürzt. Das Ritterliche seiner Erscheinung hat veranlaßt, daß sein unmittelbares Wirken bisweilen überschätzt wurde; man hat vergessen, daß er auf einer anderen Seite sich desselben Eiferersinnes schuldig machte, den er an seinen Gegnern bekämpfte, daß er, vom ursprünglichen Ziele abspringend, mit übermüthigem Spotte die heiligsten Schätze der Mensch-

heit antastete. Zu frühzeitig erlag diese edle, überschäumende Kraft ihrem bösen Geschicke; gereifter, gereinigter durch Jahre und Erfahrung, würde sie Herrliches, Bleibendes gewirkt haben.

Nikolaus Copernicus.

Geboren 1473. Gestorben 1543.

Mit Staunen und Ehrfurcht betrachten wir das Bild jenes mächtigen Genius, dessen kühner Flügelschlag durch das Universum rauschte in einer Zeit, wo die Menschheit sich gleichsam nicht über die nächsten Gränzen des Schöpfungsraumes hinaus auf Entdeckungsreisen wagte. Nikolaus Köpernik — dies war sein eigentlicher Name — kam den 19. Januar 1473 zu Thorn, einer alten preußischen Stadt am rechten Ufer der Weichsel, zur Welt, ging von der Schule seiner Vaterstadt nach Krakau, um Philosophie und Medicin zu studiren, und ward auch daselbst Doctor. Zugleich studirte er unter Brudzevius sehr eifrig Mathematik und Astronomie. Der Ruhm von Regiomontanus und Peurbach, den Wiederherstellern der Astronomie in Europa, erregte des jungen Gelehrten Bewunderung und Nacheiferung, und vornehmlich war es die Perspective, worauf er anhaltenden Fleiß verwendete. Dreiundzwanzig Jahre alt, unternahm er eine Reise nach Italien, und lehrte 1500 in Rom mit großem Beifalle Mathematik. Nach einigen Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, und erhielt von seinem Oheim, dem Bischofe von Ermeland, eine Pfründe im Dom zu Frauenburg. Dessen ungeachtet betrieb er die Astronomie mit großem Eifer. Treu die Pflichten seines gottesdienstlichen Berufes erfüllend, keinem Armen seine ärztliche Hilfe versagend, ließ der Mensch doch dem Denker noch Zeit genug zu den kühnsten Forschungen. Im Jahre 1521 wurde Copernicus von dem Kapitel auf den Landtag nach Graudenz gesendet, wo hauptsächlich die Verwirrung des Münzwesens gehoben werden sollte. Er machte in einer Schrift auf den unbilligen Münzfuß der drei Städte: Danzig, Elbing und Thorn aufmerksam, und trug darauf an, daß ihre Münzen an einem besonderen Orte unter öffentlicher Aufsicht und auf Kosten

des Landes geschlagen werden sollten; allein man stritt lange über das copernicanische Münzsystem, und legte es endlich bei Seite. Wollte es auf diese Weise seinem ordnenden Geiste nicht auf Erden gelingen, so wendete sich derselbe um so erfolgreicher den großen Gesetzen der Schöpfung zu. Bei seinem außerordentlichen Scharfsinne, seinem tiefen, wunderbaren Blicke, bemerkte er bald, daß die bereits seit zweitausend Jahren bestandenen verworrenen Vorstellungen von der Einrichtuug des Planetensystems (die ptolomäische und alfonsische Weltordnung) nicht die richtigen sein könnten; er sah ein, die Natur folge einfacheren Gesetzen, und habe man erst diese gefunden, so müßten sich auch diese verwickelten Erscheinungen einfacher erklären lassen. Schon Niketas Heraklides, Ekphontos u. A. erwähnten in ihren Schriften, wenn gleich nur sehr oberflächlich, einer Bewegung der Erde, wodurch Copernicus sich veranlaßt fühlte, dem Gegenstande tiefer nachzudenken. Durch lange und oft wiederholte Beobachtungen gelangte er endlich zu dem Resultate, die Sonne stehe unbeweglich im Mittelpunkte der Welt, die Fixsterne an den äußersten Enden; die Erde sei so gut ein Planet, wie Mars und Venus, und bewege sich mit den übrigen Planeten um die Sonne, in folgender Ordnung: Merkur in 87 Tagen, Venus in 224 Tagen, die Erde in 365 Tagen, Mars in 1 Jahre 321 Tagen, Jupiter in 11, und Saturn in 29 Jahren. Copernicus schreibt der Erde nicht nur eine tägliche Bewegung um ihre Axe, sondern auch eine jährliche um die Sonne zu, woraus sowohl Tag und Nacht als auch die Jahre entstehen. So einfach dieses System ist, so lassen sich dadurch Bewegungen und Erscheinungen der Planeten, und hauptsächlich der Stillstand und Rückgang und der gerade Lauf des Mars, Jupiter und Saturn, am vollkommensten erklären. Das wahre Weltsystem war nun gefunden, und dadurch Copernicus, als dessen Schöpfer, unsterblich geworden. Und alle diese Beobachtungen machte er lange vor Erfindung der Ferngläser, mit hölzernen, von ihm selbst verfertigten astronomischen, noch sehr fehlerhaften Instrumenten; kein physisches und mechanisches Hinderniß konnte den Sonnenflug seiner kühnen Gedanken aufhalten. In seinem, dem Papste Paul III. zugeeigneten Werke: „De orbium coelestium revolutionibus,“ setzte er die ganze Astronomie geometrisch zusammen und entwickelte das von ihm entdeckte neue System. Nur wenige Tage vor seinem Tode wurde der Druck dieses Werkes vollendet, und Copernicus hatte noch die Freude, es in den Händen seiner Zeitgenossen und der Nachwelt vererbt zu wissen. Dann schwang sich sein großer Geist zu jenen Räumen auf,

deren Wunderbau und göttliche Ordnung er schon hienieden prophetisch durchmessen hatte. Er starb, über siebzig Jahre alt, den 11. Juni 1543. Thorwaldsen hat das Standbild des Copernicus modellirt, welches 1829 in Warschau von der dortigen königlichen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft aufgerichtet wurde, und gegenwärtig (1843) bereitet dem Verklärten, zur dreihundertjährigen Feier seines Todes, auch seine Vaterstadt Thorn ein schönes Denkmal.

Edmund Halley.

Geboren 1656. Gestorben 1742.

Im Kirchspiele St. Leonhard bei London wurde dieser große Astronom geboren, mit dessen Namen man neue Himmelskörper taufte, unter welchem sie jetzt durch die Räume der Schöpfung ziehen. Anfänglich der Literatur und den Sprachen sich zuwendend, widmete er später sich ausschließend der Astronomie, für welche sein Genius ihn bestimmt hatte. Neunzehn Jahre alt, trat er als ein Mittler seiner Wissenschaft auf, indem er, durch Lösung eines überaus schwierigen Problems, die Abstände der Planeten von der Sonne und ihre Excentricität bestimmte, und solchergestalt siegreich einen Streit entschied, der vor ihm von einer auf die andere Seite geschwankt hatte. Nach diesem glänzenden Anfange schickte die Regierung im Jahre 1676 den jungen Sternkundigen auf die Insel St. Helena zu Beobachtung der südlichen Hemisphäre. Hier setzte er unter anderen auch das Sternbild Karlseiche aus nicht bekannten Sternen zusammen, und gab ihm obigen Namen; wie überhaupt an diese Reise sich mehre astronomische Entdeckungen knüpften, die er bald darauf in seinem „Catalogus stellarum australium" bekannt machte. Nach England zurückgekehrt, wurde der zweiundzwanzigjährige Weltentdecker von der königlichen Gesellschaft zu London und der Akademie der Wissenschaften in Paris, zum Mitgliede aufgenommen; überdies ernannte ihn die Erstere zu ihrem Sekretär. In Aufträgen dieser Gesellschaft ging er zu Hevelius nach Danzig, und von da in den Jahren 1680 und 1681 nach Frankreich und Italien,

besonders um sich mit den Astronomen und Sternwarten dieser Länder bekannt zu machen. Zwischen Calais und Paris beobachtete er den berühmten Kometen von 75 bis 76 Jahren Umlauf, der zum zweiten Male in jenem Jahre auf seinem Rückwege von der Sonne sichtbar wurde und nach ihm den Namen des „Halley'schen Kometen" erhielt, unter welchem er vor wenigen Jahren bei seiner sechsten Rückkehr von der jetzigen Generation wieder begrüßt wurde. Immer höher stieg Halley's Ruhm, immer größer ward die Anerkennung, die er fand. Im Jahre 1698 trat er, als Commandant eines von der englischen Regierung zu diesem Zwecke ausgesandten Schiffes, eine große Seereise an, um aller Orten die Abweichung der Magnetnadel zu ergründen, welche Arbeit zu seinen vorzüglichsten gehört; passirte viermahl die Linie, und nahm, nachdem er erst im Jahre 1702 zurückgekehrt war, eine genaue Seekarte des britischen Kanals auf. In demselben Jahre wurde er vom Kaiser Leopold berufen, um einige Häfen am adriatischen Meere zu verbessern, und ging, als dieses Unternehmen sich zerschlug, nach Triest, um die Aufsicht über die Erweiterung der Festungswerke zu führen. Nach seiner Rückkunft wurde er im folgenden Jahre Professor der Geometrie zu Oxford, und 1719, nach Flamsteed's Tode, Director des königlichen Observatoriums zu Greenwich. Als solcher beschäftigte er sich vorzüglich mit drei Gegenständen auf die rühmlichste und nützlichste Weise. Erstens gab ihm die Erscheinung des Kometen von 1680 und 1682 Veranlassung, dreiundzwanzig der früheren Kometen nach Newton's Vorschriften zu berechnen. Er fand zu seinem Erstaunen, daß die Kometen von 1456, 1531, 1607 und 1682 nahe dieselbe Bahn hatten, und behauptete nun nicht nur, daß alle diese Planeten blos einer und derselbe gewesen, sondern auch, daß dieser Komet im Jahre 1759 wiederkehren werde, was wirklich eintraf, und dem Irrsterne den Namen seines Beobachters verlieh. — Ferner zeigte Halley zuerst, wie vortrefflich die Durchgänge des Merkur, und noch mehr die der Venus durch die Sonnenscheibe, zur Bestimmung der Sonnenparallaxe, und somit zur genauen Berechnung der mittleren Entfernung der Erde von der Sonne zu benutzen sind, und forderte deshalb alle Mächte Europa's auf, die Venusdurchgänge von 1761 und 1769 an vielen Orten der Erde durch die Astronomen beobachten zu lassen, ein Vermächtniß der Wissenschaft, das treu erfüllt worden ist, und zu wichtigen, durch Enke bestimmten Resultaten geführt hat. — England, und mit ihm alle Seemächte, setzten Preise auf die möglichst genaue und bequemste Lösung des berühmten Problems, die

geographische Lage zur See zu bestimmen. In dieser Hinsicht hat Halley ebenfalls als einer der Ersten durch seine theoretischen und praktischen Untersuchungen ungemein viel Brauchbares geleistet. Doch die vortrefflichste aller seiner wissenschaftlichen Leistungen bleiben seine »astronomischen Tafeln,« welche erst sieben Jahre nach seinem Tode im Druck erschienen. Die Wissenschaft hat seinen Namen unter die Sterne versetzt, und auch die Erde hat sich mit demselben geschmückt; denn »Halley's Mount« — Halley's Berg — heißt noch jetzt einer der Berge auf St. Helena, weil dort seine ersten Entdeckungen am Firmamente gemacht wurden.

Skanderbeg.

Geboren 1404. Gestorben 1467.

Als im Abendlande das Ritterthum zu sinken begann, trat an der Gränzscheide des Orients und Occidents eine Heldengestalt auf, welche die Wunder des griechischen Alterthums zu verjüngen schien. Es war Georg Castriota, welcher, der jüngste Sohn des Johann Castriota, eines Fürsten von Aemathia, bei Sultan Murad's erstem Einfalle in Epirus 1423 von diesem als Geisel mitgenommen wurde. Der junge Castriota folgte als Gefangener, oder vielmehr als Sklave, seinem Herrn in den Krieg, und wurde mit Gewalt zum Islam bekehrt. Seine glänzende Tapferkeit, seine unglaubliche Kühnheit, seine erstaunliche Kraft erwarben ihm die Bewunderung der Muselmänner. Einst kämpfte er im Angesichte des ganzen Heeres mit einem Tataren von riesenhaftem Wuchse, und schlug ihm auf einen Hieb den Kopf ab. Ein anderes Mal, als ihn zwei Syrer anfielen, stach er den einen durch und durch, und spaltete dem anderen den Schädel. Zu einer Zeit, wo Körperkraft oft die Stelle jedes Verdienstes vertrat, war es für Castriota ein Leichtes, Murad's Gunst zu gewinnen und sich schnell zu erheben. Er ward der Günstling des Sultans, der ihm den Befehl über einen erlesenen Heerhaufen anvertraute. Schon hatte ihm die allgemeine Achtung den Beinamen Iskanderberg, Skanderbeg, d. i. Fürst Alexander beigelegt. Selbst von seiner Geburt begann man sich Wunderbares

zu erzählen; seine Mutter, die serbische Prinzessin Woisowa, sollte im Traume eine ungeheure Schlange geboren haben, deren Rachen die Türkei verschlang, während ihr Schweif das adriatische Meer peitschte. Aber der junge Skanderbeg besaß noch mehr Seelen-, als Körperkraft, und durch ein seltenes Zusammentreffen entgegengesetzter Eigenschaften wußte er seine Entwürfe eben so klug zu durchdenken, als eifrig auszuführen. Indem er die Ergebenheit eines Sklaven heuchelte, um desto sicherer die Gelegenheit zum Brechen seiner Ketten wahrzunehmen, schien er mit der Glaubenswuth eines Muselmannes die nämliche Christenheit zu bekämpfen, deren Befreier er einst werden sollte. Während das osmanische Heer gegen die Ungarn und Polen zog, gab Murad einem seiner Feldherren den Befehl, sich des Landes Epirus, so wie der Stadt Croja, der Hauptstadt Albaniens, zu bemächtigen. Schon hatte dieser Wütherich, im Glauben an das sichere Gelingen dieser Eroberung, Skanderbeg's ebenfalls als Geiseln fortgeschleppte Brüder umbringen lassen, und muthmaßlich würde Skanderbeg, der um so gefährlicher war, je mehr Ruhm er erworben hatte, zuletzt den grausamen Undank des Henkers seiner Familie erfahren haben. Da lieferten 1443 die Osmanen dem berühmten Hunyady eine große Schlacht, und wurden von den Ungarn geschlagen. In der Verwirrung der Flucht sammelte Skanderbeg die ergebensten seiner Freunde, und zwang den Staatssekretär Murad's, ihm einen Befehl an den Commandanten von Croja zu unterschreiben, wodurch diesem aufgetragen wurde, dem Vorzeiger den Platz zu übergeben. Dem Sekretär mußte dann der Tod den Mund verschließen. Skanderbeg entkam glücklich mit seinem Neffen Hamsa; er eilte oder flog vielmehr in sein Vaterland, befreite die Hauptstadt, erregte einen Aufstand des Volkes und einen allgemeinen Türkenmord in der ganzen Umgegend, bemächtigte sich der bedeutendsten Plätze, nahm seine Rechte wieder in Besitz, erklärte sich unabhängig, befeuerte die Tapferen, ermuthigte die Verzagten, verstärkte mit reißender Schnelligkeit seine Streitkräfte, disciplinirte seine Soldaten, und wußte Allen zu beweisen, daß sie nur noch zwischen Sieg und Tod, zwischen ruhmvoller Freiheit und der härtesten Knechtschaft zu wählen hätten. Binnen dreißig Tagen war ganz Epirus in Skanderbeg's Gewalt. Als dies geschehen, lud er alle christlichen Fürsten und Anführer der Umgegend nach Alessio (Lyssus) zu einer Versammlung, und warb sie zum Bunde wider die Osmanen; ihn selbst wählten sie einstimmig zum obersten Führer. Mit der vereinten Heeresmacht seiner griechischen Bundesgenossen lagerte Skanderbeg nahe bei Croja, und bereitete

dem heranziehenden Ali-Pascha eine der blutigsten Niederlagen. Dieser und andere siegreiche Erfolge erhöhten die Begeisterung seiner Truppen, und die Albanesen betrachteten sich seitdem unter dem Befehle eines solchen Führers für unüberwindlich. Mehre Feldherren Murad's griffen nach einander diesen neuen Alexander an, und holten sich Schmach und Wunden. Selbst als der ergrimmte Murad persönlich gegen ihn zog, wußte Skanderbeg der Uebermacht theils geschickt auszuweichen, theils kühn zu trotzen. Nur bei der Belagerung von Petralba (1459) verließ ihn sein Glück, und Verrätherei, durch türkisches Gold angestiftet, entzog ihm seine nächsten Freunde und Verwandten. Skanderbeg rächte diese Treulosigkeit durch einen glänzenden Sieg in der Ebene von Alessio bei dem Berge Temenisos, und verzieh großmüthig dem abtrünnigen Hamsa, den das Waffenglück in seine Hände gab. Der Sultan Mohammed, welcher das griechische Kaiserreich unterjocht, und die Mauern Konstantinopels gebrochen hatte, sah seinen Ruhm in Epirus scheitern, und wurde gezwungen, Skanderbeg den Frieden und den ruhigen Besitz von Epirus und Albanien zuzugestehen. Aus Religionseifer brach Skanderbeg den Frieden; doch kein Sieg krönte den Wortbruch, nur sein Löwenmuth beugte in der Schlacht von Valchalia größeren Nachtheilen vor. Im folgenden Jahre (1465) erneuerte sich der Ruhm des greisen Helden; dreimal schlug er den Balaban, der nach jeder Niederlage sich mit einem neuen Heere wider ihn erhob, und als Sultan Mohammed selbst mit Uebermacht gegen ihn anrückte, ermüdete ihn Skanderbeg durch fortwährende Ueberfälle dergestalt, daß der Sultan die Belagerung von Croja aufgeben mußte, und nur den Balaban mit einem gewaltigen Heere dort zurückließ. Hier, wo Skanderbeg's Heldengestirn aufgegangen, vollbrachte er auch seine letzte Waffenthat. Durch zwei Siege befreite er Albanien von allen türkischen Besatzungen, und nach der Flucht des Halbmondes verhauchte er am 17. Januar 1467 zu Alessio seine tapfere Seele. — Der kühne Mann hatte, als einstiger Muselmann, allen türkischen Fanatismus behalten, und zum christlichen Glaubenseifer verwandelt; daher sein glühender Haß gegen die Mohammedaner, und seine Grausamkeit in einzelnen Fällen. Ueber zweitausend Türken soll er mit eigener Hand erschlagen haben, und der Name des Mannes, der allein das Andenken an die gesunkene griechische Freiheit erhalten, war ein Laut, mit welchem türkische Mütter ihre Kinder einschüchterten, wie einst die Saraceninnen mit dem Namen des Löwenherz. Die Muselmänner schrieben seine fast übernatürliche Stärke einer verborgenen Kraft seines Säbels zu. Sultan Mohammed

bebung sich im Friedensschlusse diesen Säbel, und war sehr erstaunt, ihn nicht vorzüglicher zu finden, als seinen eigenen. Lächelnd sprach Skanderbeg, als er des Sultans Befremden vernahm: „Warum staunt er? Ich habe ihm meinen Säbel gesendet, aber nicht den Arm, der ihn schwang.“

Soliman I. der Große,

türkischer Sultan.

Geboren 1490. Gestorben 1566.

Soliman, richtiger Suleiman I., mit dem Beinamen des Gesetzgebers (Kanuni), der größte und gewaltigste aller türkischen Herrscher, welcher das Reich Osman's auf den höchsten Gipfel des Glanzes und der Macht erhob, und doch zugleich unbewußt ihm den Keim künftigen Verfalles einpflanzte, wurde durch seine Lehrer frühzeitig zum Staatsmanne, und während der Feldzüge seines Vaters Selim I. gleichzeitig zum Krieger gebildet. Bei des Letzteren Tode, am 22. September 1520, war er Statthalter zu Magnesia, eilte auf jene Trauerbotschaft nach Konstantinopel, und empfing am 1. October die Huldigung des Divans. Seine ersten Herrscherthaten waren Handlungen der Gerechtigkeit; er erlaubte allen Unterthanen, das unter seines Vaters Regierung ihnen Geraubte zurück zu fordern, bestrafte mit eiserner Strenge Staatsdiener, welche sich Unordnungen und Erpressungen hatten zu Schulden kommen lassen, verbesserte das Gerichtswesen, und verstand, tüchtige Männer zu Aemtern zu wählen. Mit Persien Frieden schließend, schlug er mit dem zurückgekehrten Heere den empörten Ghasalibeg, Statthalter von Syrien, und unterwarf das Land auf's Neue. In Ungarn hatte man seinen Gesandten, der dort seine Thronbesteigung gemeldet, beschimpft. Dies gab dem kriegslustigen Sultan den Vorwand zu einem Feldzuge gegen dieses Reich, dessen Besitz ihm wichtiger war, als jener des fernen Persiens, nach welchem sein Vater gestrebt hatte. Er selbst stellte sich an die Spitze der Armee; zwei Heerhaufen mußten ihm vorausziehen, einer nach Siebenbürgen, der andere in der Richtung von Sabacz und Belgrad. Sabacz wurde am 8. Juli 1521, Semlin und Belgrad im

l
i
ſ
r
C
F
d
v
P
K
ſt
M
kö
ſp
mi
Ab
am
die
Jn
Joh

LII



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg



hatten, beschäftigten den Sultan während der nächsten zwei Jahre. Seinen fünften Feldzug unternahm er 1532 gegen Kaiser Karl V., um seinen Schützling Zapolya gegen Ferdinand von Oesterreich zu unterstützen. Aber vor Güns unerwartet Widerstand findend, kehrte er bereits im November nach Konstantinopel zurück, erlangte aber dennoch im Frieden von 1533 die Bestätigung Zapolya's in seinen Eroberungen. Nun wandte Suleiman seine Waffen gegen Osten. Bereits im Herbste 1533 sendete er unter dem Großwesir Ibrahim ein Heer nach Kleinasien, wo die Festungen Ardschisch, Xabilsschuwaf, Achlath und Wan fielen. Hierdurch wurde der Weg nach Persiens Hauptstadt Tebris geöffnet, welche am 13. Juli 1534 ihre Thore öffnete. Trotz der vorgerückten Jahreszeit und unter großen Widerwärtigkeiten wurde bald darauf gegen Bagdad aufgebrochen und auch dieses besetzt. Vier Monate lang hielt Suleiman daselbst Winterquartiere, organisirte das eroberte Land, und kehrte dann nach Konstantinopel zurück. Während dessen hatte seine Marine unter dem verwegenen Barbarossa den Spaniern 1533 Koron genommen, 1534 die Küsten Italiens, so wie die Inseln des mittelländischen Meeres beunruhigt, und endlich Tunis unterworfen, welches indeß durch Karl's V. heldenmüthige Anstrenguugen bald wieder verloren ging. Suleiman entschädigte sich für diesen Verlust, so wie für einen fehlgeschlagenen Versuch auf Korfu und Napoli di Romania, durch Eroberung mehrer Inseln im Archipel. Trotz des Friedens, wurde in den nächsten Jahren der Kampf in Ungarn, obwohl ohne große Erfolge, fortgeführt; eben so bot ein, von Suleiman 1538 nach der Moldau unternommener Zug in kriegerischer Hinsicht nichts Merkwürdiges dar. Glücklicher war er zur See, wo die Venetianer, durch immer neue Verluste geschwächt, 1539 einen für Suleiman sehr vortheilhaften Frieden schließen mußten. 1541 wurde Ungarn abermals der Gegenstand seiner Eroberungspläne. Er unterwarf sich über die Hälfte des Landes, und Zapolya's Sohn mußte sich mit Siebenbürgen begnügen; Fünfkirchen, Gran und Stuhlweißenburg bezwang 1543 Suleiman's erobernde Schwert. Endlich wurde 1547 ein fünfjähriger Waffenstillstand mit Ungarn geschlossen, welches einen jährlichen Tribut bewilligte. Um die zur Meuterei geneigten Janitscharen zu beschäftigen, unternahm Suleiman schon im nächsten Jahre einen neuen Feldzug gegen Persien, eroberte zwar die Hauptstadt Tebris, kehrte aber, nachdem Krankheiten in seinem Heere eingerissen, schon 1549 wieder nach Europa zurück, wo neue Unruhen in Ungarn seine Blicke dorthin lenkten. Er sendete 1551 ein Heer von achtzigtausend Mann über die Donau, das

zwar Temeswar einnahm, außerdem aber keine Erfolge erkämpfte. 1553 stellte er sich abermals an die Spitze eines Heeres gegen Persien; dem, nur durch Verwüstungen und Plünderungen bezeichneten, zweijährigen Feldzuge folgte 1558 ein Friedensschluß, der dem seit fünfzig Jahren herrschenden Kriegszustande zwischen beiden Reichen ein Ziel setzte. Dagegen währte der Kampf in Ungarn ohne große Unterbrechungen fort, bis endlich 1562 Suleiman, durch innere Unruhen hinreichend beschäftigt, sich zum Abschlusse eines Friedens geneigt fand. Während dieser Landkriege hatten die türkischen Flotten im mittelländischen Meere den Kampf gegen den Kaiser und Spanien fortgesetzt, die Küsten Afrika's von Neuem erobert, und einen Angriff auf Malta, wiewohl vergeblich, unternommen. Die letztere Schmach wollte der sechsundsiebzigjährige Suleiman in Ungarn wettmachen. Mit großer Pracht brach er am 1. Mai 1566 auf, um seine Waffen gegen Erlau und Szigethvár zu wenden. Aber die löwenkühne Vertheidigung Szigeth's durch Zrinyi und seine Tapferen (s. Band I., S. 309) hielt das osmanische Heer auf, und die Beschwerden des Feldzuges, so wie der Zorn über den Widerstand der Ungarn, zogen dem Sultan ein Fieber zu, an welchem er am 8. September starb. — Suleiman besaß hohe, bewundernswerthe Eigenschaften; seine gewaltige Hand zog die Zügel der osmanischen Herrschaft noch einmal straffer an, und machte drei Welttheile erzittern. Er besaß das Talent eines Feldherrn nnd die kühne Unersättlichkeit eines morgenländischen Eroberers; als Staatsmann war er umsichtig und unternehmend, als Gesetzgeber weise und im Einklange mit den Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten seines Reiches. Die Gerechtigkeit hat er nur in der Leidenschaft verletzt, welche ihn selbst zu Grausamkeiten hinriß; sonst gebot, wenn auch nicht sein Herz, doch sein Stolz ihm Großmuth. Sein kräftiger, meist despotischer Wille beugte sich dennoch unbewußt unter die Herrschaft von Günstlingen, und seine übertriebene Zärtlichkeit für seine Favoritin, die Russin Roxolane, die ihn sogar zur Hinrichtung seines Sohnes Mustafa vermochte, um ihrem Sohne Selim die Nachfolge zu sichern, entzweite ihn mit der Natur und mit seiner eigenen Selbstständigkeit. Der Divan, die Kammer, der Lehrstand, das Heer, die Steuern, die Lehen, die Pachten, die Länderbeschreibung, das Ceremoniel verdankten ihm ihre Organisation, bürgerliche und peinliche Satzungen ihre Erweiterung. Aber unter ihm rissen auch mancherlei Mängel ein; so die Zurückziehung der Person des Sultans von dem Divan; die Verwechselung von Hofämtern mit Staatsämtern, wodurch der Intrigue und Unerfahrenheit der Weg zur höchsten Gewalt geöffnet

wurde; der Einfluß des Harems auf die Geschäfte; die verschwenderische Freigebigkeit gegen Günstlinge, — und diese Uebel untergruben, unter Suleiman's Nachfolgern fortwuchernd, die Kraft und Stärke des osmanischen Reichs.

Theodor Mundt.

Geboren 1807.

Der junge Deutsche wider Willen, Theodor Mundt, der durch Mißverständnisse in eine verdächtige Celebrität gerieth, gegen welche er mit ängstlichem Eifer protestirte, und welchem man, nachdem er den Verdacht zuletzt abstreifte, die Celebrität nicht mehr nehmen konnte, ist zu Potsdam den 19. September 1807 geboren. Nachdem er seine philologischen und philosophischen Studien auf der Universität zu Berlin beendigt hatte, verweilte er seit 1832 einige Zeit in Leipzig. Ganz gegen seine Erwartung sah er sich für einen Partisanen des »jungen Deutschlands« gehalten und dadurch in seiner literarischen Thätigkeit mehrfach gehindert. Auf Reisen bereitete er seine neue Menschwerdung vor, ließ sich dann in Berlin nieder, und reinigte sich von dem Vorwurfe, den Ideen des freien Weibes und der freien Ehe zu huldigen, durch seine Verheiratung mit der, unter dem Namen L. Mühlbach bekannten Schriftstellerin. Dem mit dieser literarischen Ehe niedergelegten Proteste ließ er 1842 einen Revers nachfolgen, in welchem er fortan nichts gegen Staat und Kirche schreiben zu wollen erklärte, und es gelang ihm hierdurch, sowohl das Interdict, mit welchem auch seine künftigen Schriften im Voraus belegt waren, als auch die Schwierigkeiten, welche wegen seines 1835 erschienenen Buches: »Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen,« sich seiner Habilitation an der Universität Berlin bis dahin entgegengestellt hatten, zu beseitigen. Er habilitirte sich daselbst im November 1842, und setzt, nachdem die von ihm gethanen Schritte, die durch Hoffmann's (von Fallersleben) Entfernung erledigte Professur der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Breslau zu erlangen, auf Hindernisse gestoßen waren, seine Vorlesungen mit bedeutendem

Erfolge fort. An Fruchtbarkeit hat er sich von nur wenigen Mitstrebenden übertreffen lassen; man kennt neuerdings von ihm: „Dioskuren für Kunst und Wissenschaft," »Spaziergänge und Wallfahrten," Moderne Lebenswirren," „Geschichte der Literatur der Gegenwart," „Thomas Münzer, ein deutscher Roman" u. s. w. Selbst in das Gebiet des Technisch-Wissenschaftlichen hat er durch seine Schrift: „Die Kunst der deutschen Prosa, ästhetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich," einen Streifzug unternommen. Thätig unternehmend, theils um schneller und leichter auf die Bestrebungen der Gegenwart einzuwirken, theils um, wenigstens zeitweilig, seine äußere Stellung zu sichern, hat er das journalistische Feld bearbeitet, wo ihm jedoch das Glück weniger hold war. Sein, 1835 unternommener „Zodiacus" wurde aus mancherlei Gründen unterdrückt; seinen »Freihafen" hat er, unter allerhand anderen Geschäften und Projecten, selbst vernachlässigt; gleiches Schicksal traf seinen »Piloten", der 1842 in andere Hände überging, und unter der neuen Firma bald ganz erlosch. Mundt ist ein fein beobachtender und zugleich ein liebenswürdiger Geist, welcher sehr tiefer und lebhafter Eindrücke fähig ist, an deren klarem und faßlichem Wiedergeben ihn jedoch eine gewisse störrige Selbstversunkenheit hindert. Die Gedanken schälen sich in systematischen Schichten von seinem Inneren los, und sein reiches Gefühlsleben versteht nicht, in stolzer, freudiger Unmittelbarkeit aus ihm heraus zu treten. Zum Schaffen im engeren Sinne ist er daher nicht geeignet, und weder im Romane, noch im Drama, welche Sphäre er durch seine »Komödie der Neigungen" ebenfalls betrat, beruht seine Stärke. Aber im Porträtiren von Menschen oder Verhältnissen, im geistreichen, sorgfältigen, oft beinahe mühsamen Schildern und Darlegen der Charaktere, im Parallelisiren und Durchwühlen socialer Stoffe und Fragen, steht er theilweise unübertroffen da; sein Styl vereinigt die Schärfe des Gedankenreichthums mit der Glätte der modernen Richtung, und ist bisweilen beinahe zu voll, zu gesättigt an Idee und Empfindung. Seine Vorlesungen in Berlin begann er, der frühere Journalist, mit einem fast leidenschaftlichen Desavouiren der Journalistik, was von einigen Seiten ihm freilich geringen Dank erwarb. Dennoch wußte er das Interesse für seine Vorlesungen zu steigern, und hat an dreihundert Hörer um sich versammelt. Die Hegel'schen Anklänge, die man an ihm wahrnahm, bahnten ihm in Berlin um so leichter seinen Weg, und die, nicht selten zum Humor sich versteigende Frische seines Vortrages nahm schnell für ihn ein, zumal seine Bezüge auf Leben und Gegenwart sich oft bis auf die Debatte des

Tages erstrecken. So wirkt er, liegt auch in seiner Lehre keine neue Zukunft, jederzeit anregend, Kräfte entwickelnd, und sein sinniger Witz erfrischt die vom Schweiße der Arbeit dickgewordene Luft der alten Hörsäle Berlin's.

Karl Gutzkow.

Geboren 1811.

Als vor einer Reihe von Jahren einige jugendliche Köpfe sich beinahe unbewußt zu einer gemeinsamen Tendenzenjagd zusammenfanden, überrieselte die Aengstlichen, obenan den Männer bezwingenden Wolfgang Menzel, ein Niebuhr'scher Schauer. Sie ahneten mit Haarsträuben eine Invasion polemischer Barbaren, prophezeieten den Beginn einer moralischen Götterdämmerung, und sahen im Geiste die ehrwürdigen Altäre Deutschlands gebrochen und entweiht. Die Furcht war ungegründet; das »junge Deutschland« — so hatte man jenes Schriftsteller-Aggregat nach gewissen wiederkehrenden Phrasen getauft, ungefähr mit gleichem Rechte, wie man die fortlaufende Gruppe der Ereignisse eines Romans unter das Schlagwort einer einzigen Situation bringt und danach betitelt — war nicht in dem Falle, so Schlimmes zu wollen, und nicht in der Verfassung, es zu können, schon darum, weil nur Köpfe, keine Geister an seiner Spitze standen. Jetzt, nachdem selbst das dünne Band der Idee gesprengt ist, das diese Männer durch kurze Zeit zufällig und lose verknüpfte, können wir ihnen, im Stahlstiche, wie in der Wirklichkeit, hoffentlich ohne weitere Furcht in's Gesicht blicken; zumal selbst die von ihren kritischen Geschossen schwerer oder leichter Verwundeten sich nun, nach überstandenem ersten Schrecken, den Stahl wieder aus der Brust ziehen, lächelnd: „Pätus, es schmerzt nicht!« Karl Gutzkow, dessen jungdeutsches Schlachthorn noch vor Kurzem so grauenvoll in allen Winkeln der Tagesliteratur wiederhallte, hat seitdem beinahe alle Blokaden aufgehoben; er ist vom Kriegswagen herab mit gleichen Füßen nach einander auf Katheder, Boudoirpult und Souffleurkasten gesprungen, und ruht, die Regionen des Donners räumend, jetzt vergnüglich im Parterre unter dem Publikum aus, dessen Judicium

sein Witz anregt, und dessen Taschentücher seine Sentimalität befeuchtet. Er ist im März 1811 in Berlin geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Friedrichwerder'schen Gymnasium, und widmete sich dann auf der dortigen Universität dem Studium der Theologie und Philosophie, wo er im Jahre 1830 mit einer Abhandlung den Preis erwarb. Die eintreffende Nachricht der Pariser Julitage ließ jedoch den jungen Mann seine Siegesfreude ganz vergessen, und es drängte ihn fortan mit Gewalt zu publicistischer Thätigkeit. Er begann 1831 ein »Forum der Journalliteratur« herauszugeben, befreundete sich dadurch mit Menzel, und nahm Antheil an dessen »Literaturblatt;« mehre Journalartikel kritischer und erzählender Art folgten. Hierauf studirte er in Heidelberg und München die Staats- und Rechtswissenschaften, und bereis'te dann Oesterreich und Oberitalien. Im Jahre 1832 erschienen von ihm anonyme »Briefe eines Narren an eine Närrin,« bald darauf unter seinem Namen der Roman »Maha-Guru,« der in geistreicher Weise die innere Geschichte eines Dalai-Lama lieferte. Seitdem producirte Gutzkow mit erstaunlicher Fruchtbarkeit, ohne daß seinen Werken Gehalt und Feile mangelte. Seine berüchtigte Vorrede zu Schleiermacher's »Briefen über Schlegel's Lucinde,« zog ihm das Anathema der Frommen zu; aber noch größere Gefahr für Religion und Sitte schien aus seinem kleinen Romane: »Wally, die Zweiflerin,« hervor zu gehen. Sein literarischer Pflegevater, Menzel, gab die Losung zur Verurtheilung des Buches, das dem Verfasser gerechten Tadel und sogar eine dreimonatliche Haft in Mannheim zuzog. Diese Prüfung schien jedoch wohlthätig mahnend auf sein Bewußtsein eingewirkt zu haben; seine späteren Schriften tragen das Gepräge größerer Besonnenheit und einer minder zerstörungssüchtigen Tendenz. Hinsichtlich seiner verdächtigten Ansichten über die Ehe suchte er sich thatsächlich zu rechtfertigen, indem er selbst sich verehelichte. Um seine äußere Stellung zu sichern, gründete er das Journal: »Telegraph für Deutschland,« zu welchem, aus Censur-Rücksichten, Beurmann den Namen hergab. Gegen seinen Ankläger Menzel zog er in den Schriften: »Zur Philosophie,« »Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur,« und »Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte,« mit den Waffen der Wissenschaft zu Felde, und die »Zeitgenossen, ihre Tendenzen, ihre Schicksale, ihre großen Charaktere,« geben einen scharfen und gelungenen Abriß der vielgestaltigen Züge, in welchen die Gegenwart sich ausspricht. Unter verschiedenen Titeln finden wir ihn bald erfindend, bald reflectirend wieder, immer mit Spuren entschiedenen Berufes, wenn auch im Ganzen

selten befriedigend. Meist drängt sich das mephistophelisch scharf gezeichnete Profil seines schneidenden Verstandes unheimlich heran, und stört die kindlich hingebende Umarmung des Gemüthes und der Fantasie. Dieses stechende Verstandesauge, das aus seinen meisten Bildern hervorschaut und uns durchdringend nach jeder Wendung hin folgt, beängstigt uns, kühlt und schmälert unsern Genuß. Auch in seinem didaktisch-komischen Romane: »Blasedow und seine Söhne,« stößt uns eine gewisse nüchterne Praktik ab, trotz des vielen Schönen, das dieses Buch enthält. Neuerdings hat er sich vornehmlich auf dramatische Erzeugnisse geworfen, von denen »Richard Savage,« »Patkul,« »Werner,« »ein weißes Blatt,« »Zopf und Schwert,« einander in kurzen Zwischenräumen folgten. Sie sind auf den meisten deutschen Bühnen zur Darstellung gekommen, haben theilweise gefallen, jedoch nirgend entschieden eingegriffen. Es fehlt ihnen die Unmittelbarkeit der Idee und der Gestaltung; dabei athmen sie einen heißen, kranken Hauch moderner Zerrissenheit und Ungesundheit, und die Charaktere sind mehr dem psychologischen Laboratorium, als der Natur entnommen; so z. B. die fantastische Schattenliebe des Werner, die kokettirende und selbsttäuschende Sohneszärtlichkeit des Savage u. dgl. Im Jahre 1842 unternahm Gutzkow von Hamburg aus eine Reise nach Paris, und ließ dann Schilderungen aus dem socialen Leben dieser Hauptstadt folgen, die, voll treffender und geistreicher Züge, doch manche gegründete Anfechtung erfahren haben. Gutzkow scheint Mangel an Gemüth und Liebe zu leiden, wie gern er auch mit Beiden prunkt, wie schön er auch Dasjenige, was er dafür ausgibt, aufzuputzen versteht; selbst der meisterhaft gerundete, aber auch spröde und überglatte Styl, dessen er nach dem Muster der Franzosen sich befleißigt, scheint mehr geeignet, die Strahlen der Liebe zurück zu werfen, als sie befruchtend in sich aufzunehmen und sich mit ihnen zu durchwärmen.

Blaise Pascal.

Geboren 1623. Gestorben 1662.

Ein düstere, verdunkelnde Wolke von Körper- und Seelenschmerz tritt vor das schöne, lichte Bild dieses Mannes, und läßt es nicht mit seinem vollen Glanze auf uns einwirken. Pascal wurde den 19. Juni 1623 zu Clermont in Auvergne geboren. Er erhielt von seinem Vater, welcher, um für die Ausbildung seines Sohnes besser sorgen zu können, seine Stelle als Präsident der Steuerkammer aufgab und nach Paris zog, eine ausgezeichnete Erziehung und einen so gründlichen Unterricht in den alten Sprachen, daß er nie eine Schule zu besuchen brauchte. Eine besondere Vorliebe zeigte er für die mathematischen Wissenschaften, und brachte es ohne Lehrer so weit, daß eine von ihm in seinem sechzehnten Jahre niedergeschriebene Abhandlung über die Kegelschnitte sich den Beifall der größten Kenner erwarb. Vor seinem vierundzwanzigsten Jahre hatte er die bekannte untrügliche Rechenmaschine erfunden, und die wichtigsten Entdeckungen über die Leere und über die Schwere der Luft gemacht, aber auch durch rastloses Arbeiten seine Gesundheit in ihrem tiefsten Grunde zerstört. Doch je schmerzhafter Nerven und Organe in ihm wühlten, desto mehr strebte die Seele sich von der wunden Hülle los zu trennen, und sein Leben, sein Denken bewegte sich seitdem in einem geisterhaften, körperlosen Zustande, einem träumerischen, übersinnlichen Sein. Zu Rouen, wo sein Vater eine Finanzanstellung erhalten hatte, wurde er durch den Umgang mit frommen Leuten und durch das Lesen erbaulicher Schriften völlig dem beschaulichen Leben zugeführt. Alles weltliche Wissen wurde fortan von ihm nur sehr gering geachtet, und das Studium der heiligen Schrift, als allein des Menschen würdig, mit Eifer betrieben. Durch harte Entbehrungen, schmerzhafte Kasteiungen, strafte er den Körper, der ihn von dem Ewigen und Heiligen trennte, und selbst an erlaubten Genüssen und Zerstreuungen nahm seine asketische Strenge Anstoß. Der Geist des Forschens aber, den er in sich, als

einen unfruchtbaren Trieb, bekämpfte, war mächtiger, als sein Gegenstreben, und in schlaflosen Nächten, welche seine Krankheit, oder seine um das bloße Fleisch gelegte Kette ihm zur doppelten Qual machten, ersann er, wider seinen Willen, allerhand mathematische Entdeckungen, die nur mit Mühe einer seiner Freunde für den Druck rettete. Im Kloster Port-Royal-des-Champs zu Paris schrieb er zu Gunsten seiner Ordensgenossen, welche damals einen heftigen Streit mit den Jesuiten führten, die so berühmt gewordenen »Lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis," und hier leuchtete der Scharfsinn, der Witz des durch sich selbst gebundenen Geistes in glänzenden Funken auf. Sein großes Werk über die Wahrheit der christlichen Religion blieb, theils durch seine fortwährende Krankheit, theils wegen der gründlich erschöpfenden, daher langsamen Ausarbeitung, unvollendet, und erst nach seinem Tode kamen einzelne Fragmente unter dem Titel: »Pensées sur la religion," heraus, welche die Meisterhand ahnen lassen, die sie entworfen. Am 19. August 1652 brach der längst ersehnte Tod dieses fromme, reine Herz; Pascal hatte wenig über neun und dreißig Jahre gelebt, früh verwelkend an seiner Frühreife. Ueber der starren Form seiner Frömmigkeit ist er nie der wahren christlichen Tugend abwendig geworden; sein Glaubensbekenntniß, welches er durch sein ganzes Dasein bethätigte, hat er schriftlich hinterlassen: »Ich liebe die Armuth, weil Jesus Christus sie liebte. Ich liebe Glücksgüter, weil sie als Mittel dienen, den Unglücklichen beizustehen. Ich suche Keinem, der mir Böses anthut, wieder Böses zu erzeigen, sondern wünsche ihm eine Lage, wie die meinige, wo man weder Gutes, noch Böses von den Menschen erlebt. Ich strebe, immer wahrhaft, treu und aufrichtig gegen alle Menschen zu sein, und hege eine herzliche Zärtlichkeit für Jene, welche Gott mir eng' verbunden hat. Ob ich allein, oder unter Menschen mich befinde, überall habe ich in meinen Handlungen Gott gegenwärtig, der sie richten wird, und dem ich sie alle geweiht. Dies ist meine Gesinnung, und täglich preise ich meinen Erlöser, der sie mir in's Herz gelegt, und aus einem schwachen, elenden, sinnlichen, stolzen und ehrgeizigen Menschen, durch die Kraft seiner Gnade, von welcher Alles abhängt, mich zu einem, von allen diesen Fehlern freien Menschen gemacht hat."

François Rabelais.

Geboren 1483. Gestorben 1553.

Ein »ungezogener Liebling der Grazien,« wenn auch kein Aristophanes, hat François Rabelais nicht ohne Widerspruch seinen Platz auf einer der Zacken des französischen Parnasses errungen. Seine Genealogie ist im Dunkel geblieben, und da wir wissen, daß er zu Chinon in Touraine geboren worden, so wollen wir nicht die Streitfrage erneuern, ob sein Vater ein Apotheker oder ein Gastwirth gewesen. Er besuchte die Schule zu Angers, wo jedoch sein Fleiß wenig gerühmt werden konnte; dafür strebte er, nachdem er zu Fontenai le Comte in den Franciscanerorden getreten war, das Versäumte nachzuholen, und warf sich mit beispiellosem Eifer auf fast alle Fächer der Gelehrsamkeit. Seine Fortschritte machten ihn bald übermüthig; er ließ in angeborner Spottsucht seine minder gelehrten Mitmönche seine Geistesüberlegenheit auf eine Weise empfinden, die nicht geeignet war, ihm Freunde zu erwerben. Ernsteren Mißhälligkeiten beugte Papst Clemens VII. vor, der ihm erlaubte, in den Benedictinerorden überzutreten. Doch auch in der Abtei Maillezais gefiel es dem unstäten Manne nicht lange; unerwartet und ohne die Erlaubniß seiner Oberen ging er als Weltgeistlicher nach Montpellier, und widmete sich der Arzneiwissenschaft, welche er nach kurzer Zeit mit so gutem Erfolge ausübte und lehrte, daß er sich den Doctorhut erwarb. Später begab er sich, um einen bedeutenderen Wirkungskreis zu gewinnen, nach Paris, erwarb sich die Gunst des einflußreichen Kardinals Jean du Bellay, und unternahm mit diesem eine Reise nach Italien. Mehre Geistliche nahmen an seiner Abtrünnigkeit, wie an seinen Schriften, so großes Aergerniß, daß sie sogar auf seine Excommunication antrugen. Milder urtheilte hierüber der Papst Paul III., von welchem Rabelais nicht nur Absolution wegen Verlassung des Klosters, sondern auch eine Pfründe in der Abtei Saint Maures des Fosses, und die Pfarrei zu Meudon erhielt. Zum Pfarrer von St. Paul in Paris berufen,

wollte er gerade sein neues Amt antreten, als ihn der Tod überraschte. Sein Charakter soll untadelhaft gewesen, und Alles, was man ihm zur Last legt, von seinen zahlreichen Feinden ersonnen worden sein. Seine Spottlust konnte nur der allgewaltige Tod zum Schweigen bringen. Einem Freunde seines Gönners du Bellay, durch welchen dieser nach seinem Befinden sich erkundigen ließ, soll er auf dem Sterbelager geantwortet haben: »Schildere dem Herrn den Zustand, in welchem Du mich siehst. Ich gehe jetzt, ein großes Vielleicht zu suchen. Was Dich betrifft, so bleibst Du ein Narr, so lange Du lebst. Lass' den Vorhang fallen; die Posse ist aus.« Sein satyrischer Roman: »Gargantua und Pantagruel,« ist freilich zu sehr ein rohes Karikaturgemälde, um für ein Meisterstück satyrischer Dichtung gelten zu können. Rabelais' Fantasie arbeitete stets in das Ungeheure; aber eben diese Unerschöpflichkeit im Ungeheuren, eben diese burleske Originalität reißen bisweilen zur Bewunderung hin. Sein Uebermuth verschmäht kein Witzspiel, sei es auch noch so possenhaft, niedrig und schmutzig, wenn es nur Lachen erregt. Doch bei allen diesen Fehlern verdient er in der französischen Literatur, die so wenig Originelles und Kernhaftes aufzuweisen hat, die höchste Beachtung; so wie auch sein Bemühen, seiner noch sehr rohen Muttersprache Beweglichkeit und Geschmeidigkeit zu geben, mit Ruhm anerkannt werden muß.

Jos. Christ. Freiherr von Zedlitz.

Geboren 1790.

Dieser kraftvolle, feurige Sänger wurde zu Johannesberg im österreichischen Schlesien den 28. Februar 1790 aus altadeliger Familie, deren Namen schon bei der ersten türkischen Belagerung Wiens mit Auszeichnung genannt wird, geboren. Seinen Vater, welcher dort Landeshauptmann war, verlor er schon im dritten Jahre. Nachdem er sich in Breslau dem Studium der Humanioren gewidmet hatte, entschied er sich für die militärische Laufbahn, und trat 1806 in das österreichische Husarenregiment Erzherzog Ferdinand ein. 1809 zum Lieutenant, und bald darauf zum Oberlieutenant befördert,

nahm er als Ordonnanzoffizier bei dem Chef des dritten Armeecorps, Fürsten von Hohenzollern, an den Schlachten von Regensburg, Aspern und Wagram Theil, und wurde nach dem Treffen bei Hausen am 19. April unter Jenen aufgeführt, die sich besonders ausgezeichnet hatten. Später veranlaßten ihn Familienverhältnisse, den Kriegsdienst zu verlassen, und er durfte sich nun ausschließend der Wissenschaft und Kunst hingeben, für welche er eine so glühende Liebe und so herrlichen Beruf in sich trug. Wenn er auch die großen Ereignisse jener Zeit, die sein Vaterland so nahe berührten, lebhaft mitempfand, und dieselben seinen späteren Werken jenen historischen Weltsinn und jenen edlen Ernst, der dieselben bezeichnet, verleihen mochten; so waren es doch anfänglich meist nur kleinere lyrische Dichtungen, und in ihnen Gefühle leichterer Art, die seine ersten Leistungen ausmachten. Aber bald fühlte die ihm inwohnende Kraft sich zu einem höheren Streben hingedrängt, das sich zunächst in dramatischen Dichtungen bethätigte, in welchen der Dichter seine idealen menschlichen Naturen unmittelbar körperlich einherwandeln lassen, seinen Ideen und Ansichten ihre lebendigste und natürlichste Gestalt verleihen konnte. In kurzer Aufeinanderfolge entstanden nun die Trauerspiele: »Turturell,« »Zwei Nächte zu Valladolid,« »Herr und Sklave,« »der Stern von Sevilla;« das Lustspiel: »Liebe findet ihre Wege;« das Schauspiel: »Kerker und Krone;« das Drama: »der Königin Ehre.« Die Mehrzahl dieser Stücke ist in Wien und an anderen Orten mit Erfolg über die Bühne gegangen. Einige derselben geben die Absicht kund, die deutsche Bühne mit den Eigenthümlichkeiten des älteren spanischen Theaters zu vermälen; in »Liebe findet ihre Wege« ist der Versuch gemacht, das spanische Intriguenstück dem gegenwärtigen Typus anzunähern; im »Stern von Sevilla« der Geist des Calderon'schen und Lope'schen Trauerspiels herauf beschworen. Das letztgenannte Stück, welches einen ansprechenden Stoff geschickt behandelt, und zugleich durch Schönheit der Diction große Wirkung macht, ist mit Unrecht für eine bloße Uebersetzung des Lope'schen »Estrella de Sevilla,« oder der freieren Bearbeitung des Trigueros gehalten worden; vielmehr ist es, wiewohl der Scenenangabe des Lord Holland folgend, in Ausführung und Sprache vollkommenes Eigenthum des deutschen Dichters. Aber seine schönsten Lorbeeren pflückte Zedlitz als lyrischer Dichter. Seine herrliche Canzone: »Todtenkränze,« machte seinen Namen nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch im Auslande gefeiert, welches sich dieses Werk durch Uebersetzungen in mehre Sprachen aneignete. Diese Dichtung bildet eine Art

poetischen Todtengerichts über Europa's große Verstorbenen, ernst, erhaben, versöhnend. Der Dichter wägt darin besonnen und geistreich jene Thaten und menschlichen Bestrebungen ab, welche die Welt mit Ruhm oder Schrecken erfüllt haben, und die Weltgeschichte gibt gleichsam ihr Weltgericht an die Poesie ab. Große, kühne Gedanken wechseln darin mit zarten, rührenden Empfindungen, strenge Anklagen mit milden Entschuldigungen, und der Geist der Geschichte entsteigt in dichterischer Verklärung den geöffneten Grüften der Vor- und Neuzeit. Zugleich hat Zedlitz hierbei die südliche Canzone zuerst im Charakter der deutschen Sprache ausgebildet, und die Art, wie er das Wesen derselben in unser Idiom zu übertragen wußte, zeigt von einer seltenen Herrschaft über die Sprache und einer meisterhaften Gewandtheit im Versbau. Auch seine Ballade: »die nächtliche Heerschau,« in welcher die todten Helden des Kaiserreiches gespenstisch und schauerlich wieder aufleben, hat außerordentlichen Anklang, so wie in Neukomm einen tüchtigen Tonsetzer gefunden, und ist ebenfalls in mehre Sprachen übersetzt worden. Am bezeichnendsten für die Weltansicht des Dichters ist »das Kreuz in Hellas.« Seine ungemeine Uebung in der Bildung und Behandlung der Sprache, und sein glückliches poetisches Auffassen, machte ihn vor Allen geeignet und würdig, Byron's »Childe Harold« in das Deutsche zu übertragen; seine neue österreichische Hymne hat sich schnell dem Volke befreundet und lebt im Gesange desselben fort. Kürzlich erschien von ihm: »Waldfräulein,« ein Mährchen in achtzehn Abenteuern, dessen sinnig-naive und anmuthige Weise ein eigenthümliches Gefallen erweckt. — Wie in der Verehrung des gebildeten Lesepublikums, so hat Zedlitz auch in Auszeichnungen höherer Art verdienten Lohn gefunden. Er ist zum k. k. wirklichen Kämmerer ernannt worden, und König Ludwig schmückte ihn im Jahre 1842 mit dem Ritterkreuze des Civilverdienstordens der baierischen Krone. Was man, abgesehen von seinen hohen poetischen Gaben, an ihm besonders achten muß, ist die in seinen Dichtungen sich aussprechende, feste und sich gleich bleibende Gesinnung, die Männlichkeit und Würde der darin entfalteten Grundsätze, die vorurtheilsfreie Offenheit und Selbständigkeit seiner Ansichten; Eigenschaften, welche ihn vor der Gesinnungslosigkeit, wie vor der krankhaften Ueberspannung der Poesie unserer Zeit günstig bewahrt haben.

Franz Grillparzer.

Geboren 1791.

Wie sich auch die Stimmen für und wider Grillparzer's Werke im Einzelnen vernehmen lassen; Eins steht fest: er ist der erste der jetzt lebenden dramatischen Dichter Deutschlands. Den 15. Januar 1791 zu Wien geboren, vollendete er 1811 daselbst seine Studien, begann 1813 seine öffentliche Laufbahn, ward 1824 Hofconcipist bei der k. k. allgemeinen Hofkammer, und 1833 Director des Archives dieser Hofstelle. So weit sein äußeres Leben. Der Dichter in ihm durchbrach frühzeitig die Hülle dieser ruhigen amtlichen Entwickelung. Schon 1817 ging sein erstes dramatisches Werk: „die Ahnfrau," über das Theater an der Wien. Alles staunte den jungen Feuergeist an, der, abwechselnd von zarter Schwermuth und schöner Wildheit getrieben, sich bald in Räuberwälder, bald in altverfallene, von den Schleppgewänden gespenstischer weißen Frauen durchrauschte Ahnensäle flüchtete, bald mit der Liebe und ihrer jugendlichen Lüsternheit, bald, in Grabgewölbe hinabsteigend und Sargdeckel aufhebend, mit dem Grauen der Verwesung buhlte. Alles Schöne und alles Schreckliche floß chaotisch in diesem Gemälde zusammen: Dolche, von ehebrecherischem Blute eingerostet, und dann von Sohneshand in die Vaterbrust gestoßen, und hinter dieser flammenden und blutschwimmenden Scenerie das Schicksal selbst, mordsüchtig, hämisch, banditenhaft umherschleichend und nicht eher ruhend, als bis sein letztes Opfer gefallen. Erhebung fand Keiner dabei, aber Jeder fühlte mit einer gewissen wollüstigen Grausamkeit die verdeckten Wunden der Menschennatur in sich aufbrechen, und empfand in diesem Wiederaufthauen der gestockten Blutung ein eigenthümliches melancholisches Behagen. Dabei fächelte die lyrische Musik der Sprache eine vampyrartige Kühlung in die Wunde. Grillparzer hätte ungestraft dies schmerzhafte Spiel mit dem Publikum forttreiben dürfen; aber die dichterische Wahrheit in ihm reagirte glücklich gegen diese erste Richtung, welche der fatalistische Hang der Zeit

ihm gegeben hatte. In der ernsten, großen Trümmerwelt der antiken Vorzeit hoffte er am sichersten von sich zu werfen, was Mode und Gegenwart ihm aufgebürdet hatten, und 1818 trat er mit seiner »Sappho« auf. Hier floß der Quell seiner Dichterader schon unendlich ruhiger und reiner. Statt verworrener und dämonischer Schicksalsgewalten, kämpften hier menschliche Gefühle und Verhältnisse ihren tragischen Streit, und der natürlichen Erschütterung ging die Erhebung zur Seite. Mochte man ihm auch vorwerfen, er habe moderne Anschauung in den antiken Rahmen gelegt; der Fortschritt lag dennoch offen am Tage. Eine 1819 unternommene Reise nach Italien brachte einige Unterbrechung in seine dramatische Wirksamkeit; aber ihr entsproß ein schönes Gedicht, empfangen unter den Trümmern des Colosseums, und im Taschenbuche „Aglaja" mitgetheilt; anderer eben so werthvollen kleineren Dichtungen nicht zu gedenken. Noch immer wühlte er in dem unerschöpflichen poetischen Schachte des Alterthums, und 1821 erschien seine Trilogie; »das goldene Vließ," in drei Abtheilungen: »der Gastfreund," „die Argonauten" und „Medea," Letztere tragisch groß und durch das Hineintragen einer christlichen Versöhnungstheorie in das antik-fatalistische Ganze doppelt eigenthümlich. Alle drei Abtheilungen hängen durch eine Gesammthandlung innig zusammen, und wir sehen in der ersten gleichsam den tragischen Bogen spannen, in der zweiten den Pfeil flattern, in der dritten ihn treffen und niederfallen. Der antike Geist, welcher, obgleich dem Begriffe unserer Zeit angenähert, durch das Ganze schreitet, ist durchgehends glücklich festgehalten; Worte und Thaten des Gedichtes sind heroisch umpanzert. Es läßt sich leichter erkennen, als erklären, worin eigentlich dieses unterscheidende Gepräge des Alterthums bestehe; aber doch ist es hier vorhanden. Die antiken Menschen gehen, handeln, lieben, freveln allerdings im Wesentlichen nicht anders, als es auch in unserer Zeit geschieht; dennoch sind sie von den Menschen unserer Gegenwart nicht wenig verschieden, und dieser Unterschied liegt nicht sowohl in dem Verhältnisse, als in der Form. Bei den Alten ruht Alles, sogar das Niedrige und Schlechte, auf erhabenem Postamente. Selbst ihr Cultus wirkt darauf hin. Laster und Thorheiten sind bei ihnen, eben so gut als Ruhm und Tugenden, zu Gottheiten personificirt, und die Gottnatur ist es, die selbst durch den Staub der Erde, durch den Schlacken irrenden Menschenthums durchschimmert. Das poetische Alterthum kennt Ungeheuer und Dämonen, aber keine Schufte und Wichte, wie unsere Zeit; seine Drachen sind so gut Göttersöhne, wie deren Bekämpfer; darum treten

Laster und Verbrechen, zwar gehaßt und fluchbeladen, aber stolz und groß, niemals armselig, feig und verachtet, wie in der modernen Dichtung, auf. In der alten Tragödie ist das Böse objectiv, ist reine, unabhängige Individualität; bei uns ist es meist nur negativer Schatten, Mangel des Lichts, Nichtvorhandenseyn des Guten. Wo, nach den Begriffen unserer Zeit, die Tugend fehlt, da hört auch die unmittelbare Lebensäußerung des göttlichen Princips auf; der Dualismus der Alten dagegen vergöttert auch das Laster, und was dem Olymp nicht angehört, wurzelt dafür eben so fest und selbstständig in der Nacht des Tartarus. Diese antike Größe des Edlen, wie des Hassenswerthen, hat auch Grillparzer mit aller Dichterkraft durch das ganze Werk geführt. 1825 kam sein vaterländisches Trauerspiel: »König Ottokar's Glück und Ende,« im Hofburgtheater zur Vorstellung; eine kühne, grandiose Schöpfung, majestätisch durchrauscht von den Donnern der Weltgeschichte, wenn gleich der Form nach nicht sein vollendetstes Werk. Konnte dieses Trauerspiel auch schon nach physischen Gesetzen nicht ein vollständiges Gemälde jenes breit flutenden Kampfes der Könige aufrollen, so sind doch die Hauptheile desselben so trefflich geordnet, daß man sich selbst das Fehlende zu ergänzen vermag. Wie in allen Werken Grillparzer's, weht auch hier jener königliche Geist der Dichtung, der so sehr sich eignet, den wahrhaft homerischen Streit der beiden großen Anführer ihrer Zeit, Rudolf's und Ottokar's, zu besingen. Die bezaubernde Ruhe, die edle Einfalt, der keusche Liebreiz der Sprache, in welcher keiner der lebenden dramatischen Dichter ihm gleichkommt, ist auch in diesem Gedichte von der herrlichsten Wirkung. Das 1830 erschienene Trauerspiel: »Ein treuer Diener seines Herrn,« ist zwar mit großem dramatischen Tacte durchgeführt, balancirt jedoch in seinem Stoffe zu sehr auf gewissen spitzigen Consequenzen, die einem allgemeineren Erfolge entgegen standen. Das der Geschichte Hero's und Leander's nachgebildete Trauerspiel: »des Meeres und der Liebe Wellen,« mit welchem er 1831 hervortrat, entbehrte der dramatischen Wirkung, wenn es auch übrigens mit poetischen Schönheiten reich ausgestattet ist. Das dramatische Mährchen: »der Traum ein Leben« (1834), hat einen morgenländisch-fantastischen Anstrich; aber weil es nur die Begebenheiten eines Traumes schildert, die dann ihre bloße Nutzanwendung auf das Leben erfahren sollen, so mindert das Unwirkliche der Vorgänge, die in ihrer fantomenhaft hastigen Aufeinanderfolge auch großentheils den Scheingebilden eines Traumes gleichsehen, den Glauben und somit auch das Interesse an dem Gegenstande, und auch von einer tieferen Charakteristik

LIII


MICHAEL FEODOROWICH
ALEXIS MICHAILOWICH
EULER
1707
1783
LA GRANGE
LAWRENCE
REYNOLDS



der, ebenfalls als bloße Traumgestalten auftretenden Personen, kann nicht füglich die Rede sein; daher, bei allem dichterischen Glanze und der Sinnigkeit des Gedankens an sich, doch das dramatische Grundelement hierbei vermißt wird. Eine ganz neue Sphäre betrat plötzlich der rastlos mit sich selbst experimentirende Dichter, und es schien gewissermaßen ein Wendepunkt in seinem productiven Leben eintreten zu wollen; denn im März 1838 kündigte der Zettel des Hofburgtheaters unerwartet ein Lustspiel von Grillparzer an, betitelt: »Weh' dem, der lügt!« Daß es nicht ein Lustspiel vom gewöhnlichen Zuschnitte sein werde, ließ sich voraussehen; aber dieses genannte war manchen Leuten zu sehr aus dem üblichen Kaliber herausgewachsen, und wurde daher von ihnen mit Befremden, mit Kopfschütteln angesehen. Der Stoff, oder vielmehr nur der Anlaß zu dem Stoffe, war aus Gibbon's »Geschichte des Verfalls des römischen Reiches,« nämlich aus der im 38. Kapitel unter der Randschrift: „Geschichte des Attalus und seines Freundes Leo," enthaltenen Episode, geschöpft. Was von dem Stücke, als selbstständigem Kunstwerke, gerühmt werden darf, läßt sich nicht auf seine Darstellbarkeit übertragen. Aufführbar ist es in unseren Tagen kaum, da es zum großen Theile einen Zuschnitt hat, der an eine frühere Epoche des Theaters erinnert, und welchem der Geschmack des Publikums sich entfremdet hat: es ist die jener mährchenhaften Naivetät, die eine Art kindlicher Gläubigkeit, noch unüberreizter Empfänglichkeit des Publikums voraussetzt; jenes leichtschattirten, buntfarbigen Wesens, welches an das vorübergeschwundene, sogenannte goldene Zeitalter der Bühne mahnt, das, aus Guarini's »Pastor fido,« aus Rousseau's arkadischen Träumen und Geßner's Idyllen aufwirbelnd, der Bühne einige Besuche abstattete; das in halb vergessenen Komödien und Singspielen noch jetzt bisweilen halb zutraulich, halb fremdartig uns zunickt, mißverstanden und unbegriffen; das höchstens noch in Papageno's Federkleide zuweilen über die Breter hüpft, und, in einer verwandelten Wiedergeburt, in Gurli's hypernaiven Manieren verführerisch uns anlächelt. Grillparzer's wahrhaft schönes Werk ist zwar nicht in die mindeste Beziehung zu jenen Produkten zu stellen; aber jene Eigenthümlichkeit, jene hohe Vollendung, Reife und Bedeutsamkeit der in ihm waltenden poetischen Idee bei absichtlich lockerer Substanz der Form, die Manchen vielleicht als ein Zwiespalt gemahnt, wird von nur Wenigen verstanden, und selbst diese Wenigen werden zugeben, daß, unbeschadet des Werthes der Dichtung an sich, die scenische Darstellung doch kaum jene Schwierigkeiten zu überwinden, jene Kluft auszugleichen vermöge, die

zwischen dem Tone dieses Lustspiels und den dermaligen Kunstgewohnheiten herrscht. Das Ganze ist ein lieblicher Sommernachtstraum, voll von bunten Erscheinungen, von mährchenhaften Wundern, eigenthümlichen Wetten, Siegen und Tugendproben, ganz geeignet, sich mit der Fantasie des Lesers angenehm zu necken, Gefühl und Sinne mit reicher Mannigfaltigkeit zu fesseln; aber in der scenischen Darstellung verwischt sich dieser bunte, zart hingehauchte Farbenschmelz. Sehr dramatisch, aber durchaus nicht theatralisch, behauptet diese Dichtung als Lustspiel einen eigenthümlichen, streng gesonderten Charakter; denn wenn sonst in dieser Sphäre meist die Ungebundenheit des handelnden Wesens, das launische Hin- und Herflattern, das fröhliche Auf- und Abwärtsschweben des dramatischen Funkens im leichten Conflicte mit äußeren Umständen und Hindernissen, das komische Gepräge ertheilt, so ist Letzteres hier durchgängig von einem hemmenden Principe abhängig: von Leon's Verpflichtung, keine Lüge zu sagen, keinen Trug sich zu gestatten, und doch Alles zu unternehmen, was durch Lüge und Trug bewerkstelligt zu werden pflegt. Dieses Problem ist mit strenger Consequenz, mit umsichtiger Abwechselung und mit einem seltenen Aufgebote von Laune und malerischem Effecte durchgeführt und gelöset, und selbst was einer Abschweifung von dieser Tendenz ähnlich sieht, dient, wie besonders der Schluß darthut, am unmittelbarsten der Idee des Dichters. Leider wurden seine Intentionen in der Darstellung von dem größeren Publikum nicht genugsam begriffen, und das Stück erfuhr eine laue Aufnahme. Grillparzer's tiefes und empfindsames Gemüth scheint hierdurch unangenehm berührt worden zu sein; denn er hat seitdem noch Nichts wieder für die Bühne geliefert, und auch von einer Vollendung zweier Dramen: »Scipio,« und »Libussa,« wovon ausgezeichnet schöne Probescenen in Almanachen erschienen, verlautet zur Zeit noch Nichts. Im Sommer 1843 unternahm er eine Reise nach Konstantinopel, um von da nach Kleinasien zu gehen und die Ebenen von Troja und Delphi zu besuchen, und kehrte im Herbste desselben Jahres über Griechenland zurück. Möge die Muse Grillparzer's noch lange nicht verstummen, des Dichters, den Deutschland verehrt, auf welchen Oesterreich mit Recht stolz ist; jenes Mannes, dessen Name der Zunge Byron's so schwer aussprechbar erschien, und von welchem Letzterer dennoch prophezeiete: die Nachwelt werde sich gewöhnen müssen, diesen schweren Namen auszusprechen.

Otto VI. von Wittelsbach.

Herzog von Baiern und Stammvater dieses Fürstenhauses.

Geboren 1136. Gestorben 1183.

Bereits durch anderthalb Jahrhunderte waren die Schyren in Arnulf, Eberhard und Hermann, den Söhnen Arnulf's des Bösen, vom goldenen Stuhle ihrer Väter vertrieben, vielleicht schon zum zweiten Male; denn nicht unwahrscheinlich gehörte der Agilolfinger Tassilo, wie die Welfen, gleicher Stammwurzel mit den Schyren an. Da kehrte um 1106 dem fünften Otto, der sich urkundlich der erste von Wittelsbach und Orlach nannte, Baierns Pfalzgrafenwürde zurück, der erste Vorbote noch größeren Glückes. Otto war Heinrich V. ein treuer Streiter in den italienischen Heerzügen. Wegen seines Antheils an der Gefangennehmung des Papstes Pascal und der Cardinäle, stiftete er das Kloster Ennsdorf im Jahre 1121. Die Heirat mit Helika, der Erbtochter von Lengfeld, vermehrte seinen Reichthum, und die vielen Schirmvoigteien, namentlich auch von St. Ulrich und Afra, vergrößerten seine Macht. Als er 1155 starb, war er kurz vorher in eine unglückliche Verwickelung der welfisch-stauffischen Händel gerathen, und in seiner Burg Kelheim vom Könige Konrad belagert und zur Uebergabe genöthigt worden, als deren Bürgen und Geisel er den achtzehnjährigen Heldensohn Otto VI. stellte, welchem unsere biographische Skizze gilt. Dieser, zu Kelheim geboren, Otto der Aeltere oder der Größere (nicht der Große), auch Senior genannt, da sein jüngster Bruder ebenfalls Otto hieß, wurde eine der mächtigsten Stützen des jungen Friedrich Barbarossa in seinen Feldzügen wider Rom und die Lombarden, und von diesem zu wichtigen Geschäften gebraucht. Auf Kaiser Friedrich's erstem Heereszuge nach Italien nahm Otto mit zweihundert Mann einen steilen Felsen ein, der den Uebergang über die Etsch bei Verona vertheidigte; er war unter den Helden von Tortona, Rom, Ancona, Mailand, Cremona, that sich hervor auf den Tagen zu Besançon, zu Ravenna, und gerieth darob nebst

dem Kaiser und dem Gegenpapste in den großen Kirchenbann. Dies hinderte ihn nicht, gegen die päpstlichen Kirchenfürsten von Freising und Salzburg und gegen den eigenen Bruder Konrad erbitterte Feindschaft zu üben. Als 1180 Heinrich der Löwe geächtet, der Herzogthümer Baiern und Sachsen, der Schwabenlande und aller Lehen entsetzt ward, gab Kaiser Friedrich Baiern nicht wieder, wie sein Oheim Konrad nach der Aechtung Heinrich's des Stolzen im Jahre 1138 gethan, den Babenbergern, auch nicht dem auf den wälschen Heerfahrten gleichfalls sehr verdienten Hause Andechs, sondern verlieh das baierische Herzogthum an Otto, obgleich an Umfang und Rechten nicht wenig vermindert, indem er Regensburg davon trennte und zur Reichsstadt erhob, auch Tirol davon absonderte, und die Grafen von Andechs der bisherigen Lehenspflicht gegen die Herzoge von Baiern entband. So wurde Otto der Gründer des jetzt noch in Baiern regierenden Fürstenhauses, welches in ihm seinen Stammvater ehrt. Nicht lange genoß Otto der neuen Herrlichkeit. Er brachte für zehn Mark Goldes und achthundert Pfund Silbers das Eigenthum der eben ausgestorbenen Dachauer an den Hauptstamm zurück, erweiterte Kelheim, legte den Grund zur Stadt Landshut, und starb den 11. Juli 1183 zu Kostnitz, wo er mit Denjenigen Frieden schließen half, gegen die er so viele Jahre gekämpft: mit dem lombardischen Städtebunde. Sein gleichnamiger Bruder, Otto VII., welcher 1148—1188 als Wildgraf, als Pfalzgraf, als Schirmherr von Indersdorf und Geisenfeld erscheint, war der Vater jenes als Königsmörder gebrandmarkten achten Otto, dessen Lebensbeschreibung hier folgt.

Otto Pfalzgraf von Wittelsbach.

Geboren um 1175. Erschlagen 1209.

Eine traurige Berühmtheit haftet auf diesem Namen, und die Poesie hat sich vergebens bemüht, das Kainszeichen von diesem entarteten Sprossen eines erlauchten Hauses auszulöschen. Die Nachrichten über seine Person lauten ziemlich verworren; nur sein Verbrechen ist in der Geschichte klar bewiesen. Otto war ein tapferer Mann, von einer gewissen rauhen Biederkeit,

aber auch von allem unbändigen Trotze, aller schrankenlosen Leidenschaft seines Zeitalters erfüllt. Die Zerwürfnisse im deutschen Reiche gaben einem solchen Charakter hinlänglich Gelegenheit, sich im Guten wie im Bösen geltend zu machen. Der Waiblinger, Philipp von Schwaben, und der Welfe, Otto von Poitou, rangen um die Kaiserkrone. Otto von Wittelsbach kämpfte muthvoll in den Reihen Philipp's; wahrscheinlich wurde durch ihn der König Premysl Ottokar I. von Böhmen, welcher, als Philipp's Feind, nach Thüringen wider den Landgrafen Hermann gezogen, auf seinem Rückzuge von Orlamünda angegriffen und zu Verlust gebracht. Der König Philipp, vom Dankgefühle zur Uebereilung hingerissen, versprach ihm seine Tochter Kunigunde zur Gemalin. Bald hatte Philipp Ursache, sein unweises Versprechen zu bereuen; denn ein näherer Blick in des Wittelsbacher's wüste und rauhe Seele mußte den sanfteren und feingebildeten Hohenstaufen nothwendig abschrecken. Dazu kam noch, daß er damit umging, seine Tochter Kunigunde mit des Böhmenkönigs damals (1207) erst dreijährigem Sohne Wenzel zu verloben. Er nahm daher auf schonende Weise sein früheres Wort zurück, oder suchte es wenigstens in's Vergessen zu bringen. Der Wittelsbacher verschloß seinen Grimm, oder nahm die Sache nicht so schwer, weil er alsbald seine Augen auf die Tochter des polnischen Fürsten Heinrich warf. Er bat den König Philipp um ein Empfehlungsschreiben an jenen Polenfürsten. Philipp erfüllte seinen Wunsch, aber absichtlich oder unwillkürlich floß in diesen Brief eine Schilderung des Ueberbringers, welche, weil sie wahr, nicht schmeichelhaft klang. Man durfte dem Könige diese Unaufrichtigkeit nicht so hoch anrechnen, da er auf einer Seite dem jähzornigen Wittelsbacher seine Bitte nicht abschlagen, auf der anderen aber auch den Polenfürsten, der überdies sein Verwandter war, in einer so hochwichtigen Angelegenheit nicht täuschen wollte. Eine böse Ahnung sagte dem Wittelsbacher, daß der Brief nicht zu seinen Gunsten laute; er erbrach ihn, und von dem Inhalte in wahnsinnige Wuth versetzt, eilte er auf der Stelle nach Bamberg, wo Philipp eben Hof hielt, stürzte in das Gemach des Königs, der unwohl auf einem Ruhebette lag, und traf ihn mit dem Schwerte tödtlich am Halse, ehe noch Jemand ihn daran hindern konnte. Der Truchseß von Waldburg sprang auf, um den Königsmörder festzuhalten; aber dieser hieb wie ein Rasender um sich, schlug dem Truchseß eine tiefe Wunde, und entkam bei der ersten und allgemeinen Bestürzung der Hofleute glücklich. Die Unthat geschah am 22. Juni 1208. Nach Philipp's blutigem Ausgange wurde Otto von Poitou bald allgemein als

deutscher König anerkannt; er erklärte auf den Reichstagen zu Frankfurt am Main und zu Augsburg den Mörder seines Vorgängers für vogelfrei. Nicht lange zögerte die Vergeltung. Der Marschall Rudolf von Pappenheim traf den fliehenden Wittelsbacher bei dem Schlosse Niederstrang an der Donau, und hieb ihn nieder. Das Stammschloß Wittelsbach in Oberbaiern wurde zerstört, und die Grafschaft eingezogen. Daß einige Dramatiker, z. B. Babo und Steinberg, die ruchlose That poetisch zu beschönigen versucht haben, kann nur mit Mißbilligung erwähnt werden.

Edmund Cartwright.

Geboren 1743. Gestorben 1823.

Edmund Cartwright, dessen Name neben jenem Richard Arkwright's auf der Liste der Nationalwohlthäter Englands stehen sollte, war der vierte Sohn des William Cartwright, Esq., aus Marnham in Nottinghamshire, eines Mannes, dessen Familie seit lange schon in jener Grafschaft ansässig war, und während des Bürgerkrieges viel von ihrem Vermögen eingebüßt hatte. Den 24. April 1743 geboren, wurde er in der Schule zu Wakefield und auf der Universität zu Oxford für den geistlichen Stand vorbereitet. Von Jugend auf hegte er eine entschiedene Neigung für Poesie, und ließ frühzeitig mehre kleinere Arbeiten, doch ohne seinen Namen, drucken. Bekannt wurde er der Welt erst 1770 durch das Erscheinen seines mährchenartigen Gedichts: „Arminia und Elvira," welches in wenig über Jahresfrist sieben Auflagen erlebte. Auch gab er damals den »Friedensfürsten" und »Sonette an ausgezeichnete Männer" heraus. 1774 ward er Mitredacteur des „Monthly Review," für welches er zehn Jahre lang schrieb. Im Jahre 1806 erlangte er die Doctorwürde, und lebte, nachdem er sich verheiratet hatte, Anfangs auf seiner Pfarre zu Brampton in Derbyshire, dann zu Goadby-Marwood in Leicestershire, wo er das Amt eines Rectors bekleidete. Er hatte die besten Aussichten für seine weitere kirchliche Laufbahn; aber ein mit den Jahren immer mehr aus ihm sich herausbildender Hang zu Gegenständen des Mechanismus, lenkte ihn von seiner ursprünglich

gewählten Bestimmung allmälig ab. Nach allerhand, Anfangs noch sehr rohen Vorversuchen, trat er 1785 mit dem von ihm erfundenen, selbstwebenden Stuhle hervor, und nahm 1790 ein Patent darauf. Vorurtheile und Widerstand, den die Manufacturisten der Erfindung Cartwright's entgegensetzten, waren während der Zeit, als das Recht seines Patentes galt, einer weiteren Ausbreitung seines Webstuhles sehr hinderlich. Erst um das Jahr 1801, wo sein Patent ablief, hatte er die Genugthuung, seine Erfindung in allgemeinen Gebrauch kommen zu sehen, freilich ohne daß sie ihm Früchte trug. Die außerordentlich steigende Nachfrage, welche dazumal die englischen Baumwollenwaaren erfuhren, hob die Wichtigkeit jener Erfindung immer mehr hervor. Auch wurden von verschiedenen Seiten, besonders durch Radcliffe in Stockport, an dem Webestuhle, dessen Erzeugnisse früher jenen der Handarbeit weit nachgestanden waren, wichtige Verbesserungen angebracht. Von der Erfindung wurde man endlich auch wieder auf den Erfinder hingeleitet, der, im Kampfe mit Widerwärtigkeiten, bisher keinen anderen Lohn gefunden hatte, als den seines Bewußtseins; während so Viele sich an dem bereicherten, was er ersonnen. Eine bedeutende Anzahl geachteter und einflußreicher Männer in Manchester überreichte der Regierung eine Bittschrift, in welcher sie sich wegen einer Belohnung für den Schöpfer so nützlicher Erfindungen verwendeten; gleichzeitig that auch Cartwright ähnliche Schritte, und so erhielt er im Jahre 1809 vom Parlament ein Geschenk von zehntausend Pfund Sterling »für die durch Erfindung seines Webestuhles dem Gemeinwesen geleisteten guten Dienste.« Uebrigens war jene Erfindung nicht das Einzige, was er bewerkstelligt; vielmehr erhielt er noch zehn Patente auf Erfindungen oder Verbesserungen anderer Art. So gab er verschiedene Färbemittel an; desgleichen erfand er eine Maschine, um durch Treten von zwei Menschen bedeutende Lasten fortzuschaffen, nach ihm »Cartwright's Centaur« genannt, und beschäftigte sich seit dreißig Jahren mit der Bewegung der Schiffe und Wagen durch Dämpfe; ja er soll den Plan eines Dampfschiffes lange bei sich getragen und dann einem amerikanischen Ingenieur mitgetheilt haben, der ihn ausführte. Er beschloß sein thätiges Leben zu Hastings, den 30. October 1823, im ein und achtzigsten Lebensjahre. Gleich manchem anderen Erfinder vernachlässigte er seine Geldvortheile, und besaß noch eine andere Eigenheit, die sonst bei solchen Männern seltener angetroffen wird: nämlich er war frei von aller Eifersucht, und theilte nicht nur ohne Rückhalt seine Ideen mit, sondern unterstützte auch bereitwillig Andere, welche ähnliche Entwürfe

verfolgten, wie er selbst. Wenn er seine Erfindungen durch Andere weiter ausgeführt sah, so pflegte er mit einer gewissen leichtsinnigen Bescheidenheit sein eigenes Verdienst dabei zu vergessen; als er daher einmal das Modell einer von ihm erfundenen Maschine betrachtete, legte er große Bewunderung an den Tag, und äußerte: er würde stolz darauf sein, wenn er der Erfinder wäre.

Sir Richard Arkwright.

Geboren 1732. Gestorben 1792.

In der Geschichte der britischen Industrie ist Nichts so merkwürdig, als der schnelle und reißende Aufschwung der Baumwollenmanufactur während der letzten dreißig Jahre des vorigen Jahrhunderts. Billig darf man Arkwright als Repräsentanten jener großen Revolution im Manufacturwesen annehmen. Kann ihm auch nicht die Ehre der ursprünglichen Erfindung der Spinnmaschinen zugestanden werden, so war er doch der Erste, der diese Erfindung gewinnbringend zu machen wußte. Er wurde den 23. December 1732 in Preston von armen Eltern geboren, welche, da er der jüngste von dreizehn Geschwistern war, ihm keine sorgfältige Erziehung geben konnten; 1760 richtete er daher in Bolton sich als Barbier ein. Von Natur mit einem überaus thätigen, unternehmenden und beharrlichen Geiste ausgestattet, bezeigte er von jeher große Vorliebe für das mechanische Fach, und hatte seit 1761, wo er sich in Leigh mit einer Witwe verheiratete, in dieser Stadt durch die Experimente des Thomas Highs viele Gelegenheit, sich in jenem Zweige auszubilden. Während seiner Versuche machte er die Bekanntschaft eines gewissen Kay, der ihm die Beschreibung einer Highs'schen Spinnmaschine gab. Hierauf schritt Arkwright, gemeinschaftlich mit Kay, zum Baue einer solchen Maschine. Zuerst von einem gewissen Smalley, Brantweinverkäufer aus Preston, mit Geld unterstützt, trennte Arkwright sich bald wieder von demselben, und wendete sich nach Nottingham, wo zwei Strumpffabrikanten, Need und Strutt, auf seine Kenntnisse aufmerksam

gemacht, ihn in ihr Geschäft aufnahmen. Hier nahm Arkwright 1769 ein Patent auf seine Erfindung. Seine Compagnons errichteten Anfangs bei Nottingham eine Maschine, welche mit Pferdekraft getrieben wurde; bald aber trat an ihre Stelle ein ungleich größeres Werk zu Cromford in Derbyshire, in welchem man zuerst die Wasserkraft zum Spinnen angewendet fand. Es ließ sich voraussehen, daß Arkwright nicht ungestört ein so werthvolles Monopol, wie das seinige war, ausüben würde, und wirklich erfuhren seine Patente von mehren Seiten Eingriffe; weil jene Erfindungen, auf welche er sich stützte, nicht sein wirkliches Eigenthum waren. Aber seine Umsicht und sein gutes Glück verliehen ihm den Sieg über alle seine Nebenbuhler. Bei der Auflösung seiner Geschäftsverbindung mit Strutt im Jahre 1783 fielen die ausgebreiteten Maschinenwerke in Cromford seinem Antheile zu. 1786 ward er Obersherif von Derbyshire, und, bei Gelegenheit der Ueberreichung einer Adresse, vom Könige in den Ritterstand erhoben. Er starb den 3. August 1792 in seinem sechzigsten Jahre, und hinterließ ein Vermögen, welches auf 500,000 Pfund Sterling geschätzt wurde. Die Ehre eines Erfinders ist ihm nicht mit Unrecht streitig gemacht worden; dagegen verstand Keiner so, wie er, mechanische Erfindungen zu verbessern und zu vervollkommnen, sie genau für jene Zwecke weiter auszubilden, für welche sie ursprünglich bestimmt waren. Die hervorstechendsten Züge in Arkwright's Charakter waren sein bewundernswürdiger Eifer, seine Energie und Ausdauer. Von fünf Uhr Morgens bis neun Uhr Abends pflegte er in seinem vielumfassenden Geschäfte zu arbeiten, und als er, schon bedeutend über fünfzig Jahre alt, immer mehr einsah, wie sehr ihm durch seine vernachlässigte Erziehung die Führung seiner Correspondenz erschwert wurde, brach er seinem Schlafe eine Stunde ab, um die englische Grammatik zu erlernen, und noch eine Stunde, um sich im Schreiben und in der Orthographie zu üben.

Will. Pitt, Earl von Chatam.

Geboren 1708. Gestorben 1778.

Der größere Vater des gefeierten Sohnes, William Pitt, war den 15. November 1708 in Westminster geboren, und vertauschte, nachdem sein Vater, Robert Pitt, Esquire von Boconnock in Cornwall, ihm in Eton und Oxford seine Ausbildung hatte geben lassen, den Militärdienst sehr bald mit den Staatswissenschaften. 1735 nahm er für den Flecken Old Sarum seinen Sitz im Parlamente, schlug sich zu der Opposition, und zeichnete sich dergestalt aus, daß er von der verwitweten Herzogin von Marlborough und von einem alten Baronet aus Sommersetshire, Sir William Pynsent, ansehnliche Erbschaften erhielt. Inzwischen war ihm eine Kammerherrnstelle bei dem Prinzen von Wales übertragen worden, die er aber 1745 niederlegte, und im folgenden Jahre Mitschatzmeister in Irland, so wie bald darauf Schatzmeister und Generalzahlmeister der Armee und geheimer Rath ward. Wenig später zum Staatssecretär befördert, mußte er, auf Befehl des Königs Georg II., der durch Kabale gegen ihn eingenommen und durch eine Widersetzlichkeit aufgebracht worden war, seinen Posten 1756 wieder verlassen. Aber unaufhörlich bestürmte, für Pitt begeistert, das englische Volk den König, so daß dieser sich bewogen fand, ihn wieder zum Staatssecretär zu ernennen. Sein Geist zeigte sich jetzt, sowohl in den zweckmäßigsten Anordnungen der inneren Verwaltung, als in der Thätigkeit, womit er den Krieg gegen Frankreich betrieb, in seiner ganzen Größe. Er überstrahlte die Minister und das Parlament, und die Nation unterstützte mit freudigem Enthusiasmus seine weisen Bemühungen, die für England die schönsten Früchte trugen. Binnen drei Jahren erhob er England, das sein Uebergewicht einzubüßen schon in Gefahr gewesen, zu einer Höhe, auf welcher es Europa Gesetze vorschreiben konnte. Aber der Tod Georg's II., am 25. October 1760, unterbrach die Ausführung seiner tief durchdachten Plane, England auf den Trümmern der bourbonischen Throne

zu erheben; denn Georg III., den Tories und den Gegnern des bisherigen Systems ergeben, neigte sich zum Frieden; ein neuer Günstling, Lord Bute, riß die Gewalt an sich, und Pitt legte, aus Unmuth über die Verwerfung seines Antrages, Spanien vor seinem offenen Anschlusse an Frankreich zu bekriegen, seine Stelle nieder. Bald sah man sich jedoch gezwungen, zu thun, was er als unvermeidlich dargestellt hatte, und Pitt, welcher im Unterhause geblieben war, erhielt eine allgemeine Danksagung von der Stadt London. Im Parlamente behielt er immer einen großen Einfluß; er widersetzte sich den Maßregeln zur Bedrückung des Volkes, rieth zur Gelindigkeit in der Behandlung der amerikanischen Colonien, besonders im Jahre 1766, und drang auf Zurücknahme der Stempelacte. Um seine Partei wegen des überwiegenden Einflusses im Unterhause zu schwächen, ernannte ihn der König im nämlichen Jahre zum geheimen Siegelbewahrer, Viscount von Burton, Pysent und Earl von Chatam; er kam dadurch in das Oberhaus, und sollte, wie man glaubte, durch diese Maßregel dem ohnehin aus Tories und Whig's gemischten Ministerium Grafton minder gefährlich werden. Aber schon 1768 nöthigten ihn wiederholte Gichtanfälle, dieser Stelle wieder zu entsagen. Er rieth nun fortwährend mit der größten Freimüthigkeit zur Mäßigung gegen die Colonien und dann zur Aussöhnung mit ihnen. Eben hatte er am 8. April 1778 in einer heftigen Rede die Minister wegen ihrer zweckwidrigen Maßregeln gegen Amerika getadelt; da sank er ohnmächtig nieder, und mußte aus dem Parlamente getragen werden. Man brachte ihn nach seinem Landhause Hayes bei Kent, wo am 11. Mai dieser edle Geist der Welt entfloh. Zwar triumphirten die Tories, aber das Volk trauerte tief. Lord Chatam wurde mit dem größen Pomp auf öffentliche Kosten begraben; man setzte ihm in der Westminster-Abtei und später in Guildhall prächtige Denkmäler. Kein Redner Englands hat ihn übertroffen; selbst Garrick erkannte, was Geberdenspiel anlangt, in ihm seinen Meister. Seinen Charakter schildert Lord Chesterfield also: „Chatam's Leibesbeschaffenheit verbot ihm die gewöhnlichen Vergnügungen, und sein Geist hielt ihn von den eitlen Zerstreuungen der Jugend zurück; schon mit sechzehn Jahren war er das Opfer beständiger Gicht. Daher wendete er die Muße, welche sein trauriger Zustand ihm übrig ließ, dazu an, sich frühzeitig einen Reichthum nützlicher Kenntnisse anzueignen. So war, bei der unberechnenbaren Wechselbeziehung von Ursachen und Wirkungen, dasjenige, was das größte Unglück seines Lebens auszumachen schien, vielleicht die Hauptursache seines Glanzes. Sein Privatleben war fleckenlos, von

einem Makel behaftet, all' seine Empfindungen frei und erhaben. Seine Hauptleidenschaft war ein unbegränzter Ehrgeiz, der, von großen Fähigkeiten unterstützt und von großem Erfolge gekrönt, das ausmacht, was die Welt einen großen Mann nennt. Er war stolz, gebieterisch, keinen Widerspruch vertragend; Eigenschaften, welche nur zu oft die Geistesgröße begleiten. Im geselligen Leben war er ein angenehmer und liebenswürdiger Gefährte, und besaß einen so gewandten Witz, daß er ihn auf alle Arten der Unterhaltung anwendete. Seine Beredsamkeit war eine allseitige, sowohl im Beweisführen, als im äußerlichen Geberdenspiele. Aber seine Strafreden waren schrecklich, und mit solcher Kraft der Rede, mit solcher Würde der Haltung und Miene gepaart, daß er selbst Jene einschüchterte, welche am meisten Willen und Fähigkeit besaßen, ihm entgegen zu treten. Die Waffen entfielen ihren Händen, und sie erlagen dem Angriffe, womit sein Genius auf sie einstürmte.»

Lord John Somers.

Geboren 1650. Gestorben 1716.

Der Geburtsort dieses berühmten Staatsmannes war Worcester; sein Geburtsjahr ist nicht mit Genauigkeit zu bestimmen, da die Kirchenregister des Ortes während der bürgerlichen Kriege zwischen Karl I. und seinem Parlamente in Verwirrung oder in Verlust geriethen; es wird um 1650 angegeben. Seine Familie war geachtet, aber wenig begütert; der Vater war in den Bürgerkriegen eifriger Parlamentist, und befehligte eine Abtheilung im Heere Cromwell's. Ueber Somers's Jugend ist wenig bekannt. Die kinderlose Besitzerin des von seinem Vater bewohnten Hauses in Worcester, als ehemaliges Kloster auch später noch das Haus der weißen Frauen genannt, nahm sich seiner Pflege und Erziehung bis in seine Jünglingsjahre an. Später wurde er von Sir Francis Winnington, Parlamentsmitgliede für Worcester, unterstützt, und bezog die Universität zu Oxford, wo er jedoch von den großen Talenten, die in ihm schlummerten, nur wenig ahnen ließ. Durch seinen Gönner Winnington und den Earl

von Shrewsbury, dessen Güter Somers's Vater verwaltete, wurde er in die Opposition eingeführt, welche sich gegen die Maßregeln des Hofes gebildet hatte, und verfaßte gleichzeitig mehre Abhandlungen, welche der Welt seine genaue Kenntniß der Verfassungsgeschichte bewiesen, und zum Theil die Befugnisse des Parlaments hinsichtlich der Bestimmung des Erbfolgerechts der Krone behandelten. Im Jahre 1682 begab er sich nach London, und trat nun mit großem Erfolge und ausgezeichnetem Glücke als Sachwalter auf. Wichtige Vertheidigungen, welche ihm übertragen wurden, mehrten seinen Ruhm, und er trat in enge Beziehungen zu der Revolution von 1688, durch welche Wilhelm von Oranien auf den Thron Englands gesetzt wurde, an welchem Ereignisse, wie auch an den Vorentwürfen der Bill of rights, Somers, als Parlamentsglied für seine Vaterstadt, großen Antheil gehabt haben soll. Bald nach Wilhelm's und Mariens Thronbesteigung wurde Somers zum General-Solicitor ernannt und in den Ritterstand, 1692 zum General-Anwalt, und im März darauf zum Lord-Großsiegelbewahrer erhoben. In dieser Eigenschaft gab er sein berühmtes Urtheil in der Bankerottangelegenheit, welches Hargrave als „eine der ausgearbeitetsten Beweisführungen, die in Westminster-Hall vorgekommen," schildert. Siebenhundert Pfund soll Somers auf die Quellenschriften verwendet haben, welche er zu jenem Zwecke sammelte. Im Jahre 1697 wurde er zum Großkanzler ernannt, und mit dem Titel Baron Somers von Evesham zur Pairswürde befördert. Aber auch er, der Mächtige, der Gefeierte, erfuhr den Wechsel des Glückes. Durch seinen Einfluß auf den König und die Mäßigung, womit er den Ungestüm seiner eigenen Partei gezügelt hatte, waren die Whigs bisher am Ruder erhalten worden, und die Tories sahen recht wohl ein, daß für sie keine Hoffnung vorhanden, so lange Somers das Vertrauen des Königs besäße. Die Letzteren ließen daher kein Mittel unversucht, ihren Gegner zu stürzen; sie suchten den König glauben zu machen, daß Somers im Hause der Gemeinen verhaßt sei. Die ungünstigen Erfolge gegen die westindischen Seeräuber brachten ihre Anschläge zur Reife. Der König, von ihnen bestürmt, gab endlich nach, und ließ Somers wissen, daß die Nothwendigkeit ihm gebiete, sein Amt niederzulegen; er wünschte, daß Somers dies freiwillig thun möchte, aber dieser fürchtete, dadurch den Schein zu gewinnen, als sei er sich eines Fehlers in seiner Amtsführung bewußt. Da er keine Schritte machte, sich von seinem Posten zu entfernen, so wurden ihm endlich die Siegel abgefordert, und jetzt gab er sie ohne Zögern heraus. Der Parteihaß war hiermit noch nicht

zufrieden gestellt. Er wurde wegen seiner Mitwirkung an dem Theilungsgeschäfte der spanischen Territorien, in dem Hause der Gemeinen angeklagt, und, ungeachtet seiner ruhigen, würdevollen Vertheidigung, für schuldig, seiner Würden verlustig erklärt. Diese gewaltsame Procedur öffnete dem Könige die Augen; er versicherte in einem Schreiben aus Loo vom 10. October 1701 den Tiefgekränkten der Fortdauer seiner Freundschaft, und schon waren mit Somers und Sunderland Verhandlungen wegen Bildung eines Whigministeriums eingeleitet, als des Königs Tod im März 1702 diesem Projecte ein Ende machte, und der Regierungsantritt der Königin Anna die Toryverwaltung befestigte. Somers blieb nun durch mehre Jahre ohne öffentliches Amt; er wendete sich ausschließend der Literatur und Forschung zu, und wurde 1702 zum Präsidenten der königlichen Gesellschaft erwählt. Als 1708 die Whigs wieder zur Gewalt kamen, nahm auch er an der Verwaltung wieder Theil, und bekleidete den Posten eines Concilspräsidenten. Aber anhaltendes Unwohlsein hatte auch seine Geisteskräfte erschöpft, und schon 1710 zog er sich wieder in's Privatleben zurück. Immer mehr von dem schwarzen Fittig der Krankheit umnachtet, unterlag sein Geist zeitweise völliger Zerrüttung; aber bisweilen flammte er in der alten Kraft wieder auf, bis am 26. April 1716 der Tod dieses qualvolle Halbsein endigte.

François Henri d'Aguesseau.

Geboren 1668. Gestorben 1751.

Dieser verdienstvolle Mann, zu Vielem geschickt, nur nicht ganz zu dem, was er vor der Welt eigentlich vorzustellen hatte, soll von einer edlen Familie aus der Provinz Saintonge abstammen. Ist dies der Fall, so war er um seine Geburtsvorrechte wenig besorgt, denn er setzte nie ein Unterscheidungszeichen zwischen die ersten beiden Buchstaben seines Namens, als Merkmal seiner adeligen Abkunft, sondern schrieb sich schlechtweg Daguesseau. Jedenfalls war seine Familie vielfach ausgezeichnet; denn sein Großvater war Oberpräsident des Parlaments von Bordeaux, und sein Vater stieg zum

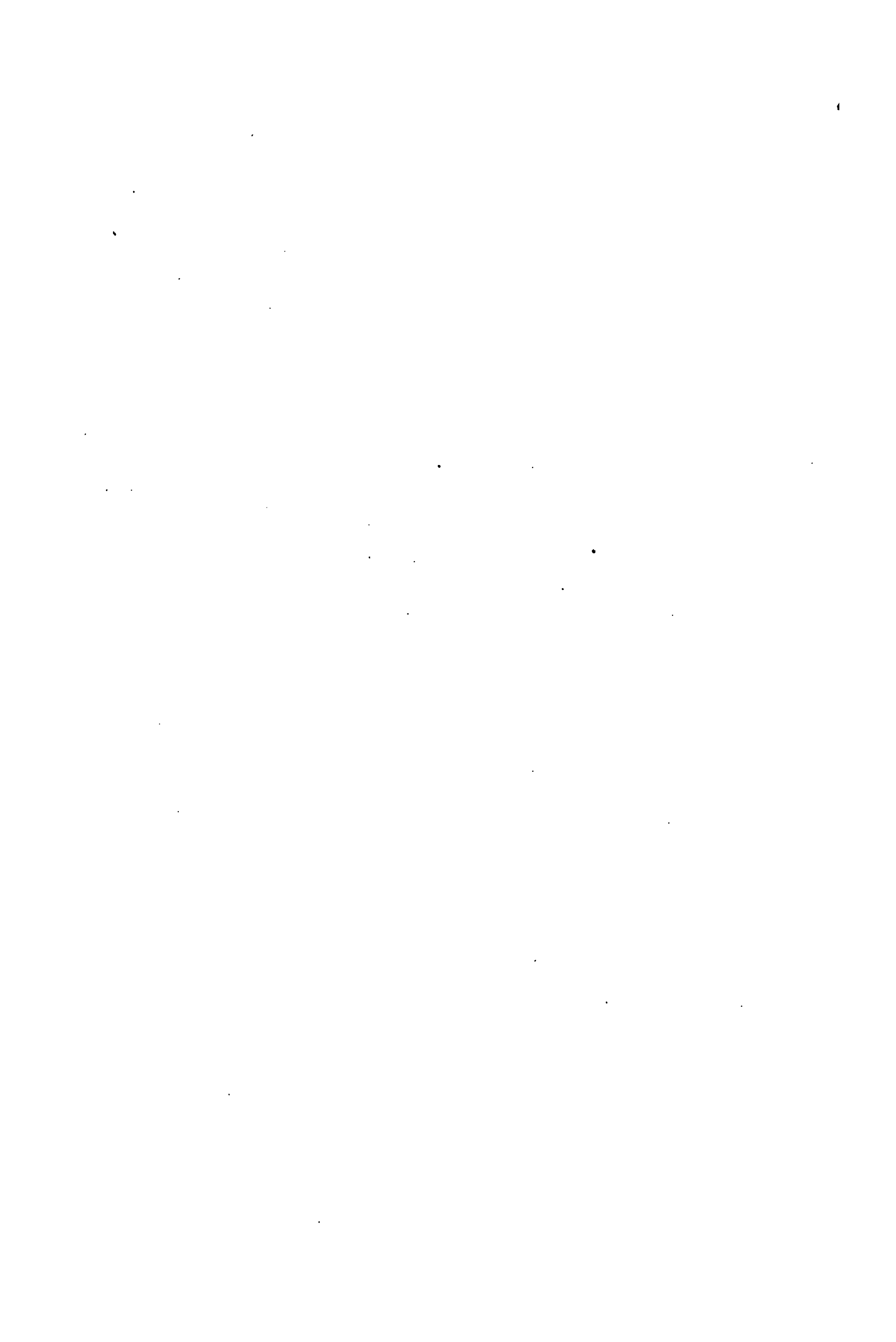
Intendanten von Bordeaux und Languedoc. Als solcher gab er Colbert die große Idee ein, den Ocean und das mittelländische Meer durch jenes mächtige Werk, den Canal von Languedoc, zu verbinden. Während der Verfolgungen, welche die Protestanten unter Ludwig XIV. im Süden Frankreichs erlitten, that er sich durch Milde und Schonung hervor, und legte, empört über die Dragonnaden und die Zurücknahme des Edicts von Nantes, seine Intendanz nieder. Er war auch der erste Lehrer seines Sohnes, François Henri, der am 7. November 1668 in Limoges zur Welt kam, und dessen Leben wir hier in Kürze schildern. Im Jahre 1690 wurde Letzterer zum königlichen Advocaten am Gerichtshofe von Chatelet, bald darauf, auf Empfehlung seines Vaters, zum Generaladvocaten des Parlamentes von Paris ernannt. So glänzend eröffnete der junge Sachwalter seine Laufbahn, daß Denis Talas, einer der Chefs des Magistrates, den Wunsch äußerte: er möchte so enden, wie d'Aguesseau begonnen. Dieser machte sich nicht nur durch seine Beredsamkeit berühmt, sondern traf auch, nachdem er 1700 zum Generalprocurator des Parlaments erhoben worden war, viele Verbesserungen der Gesetze und der Rechtspflege, und ließ sich besonders die Verwaltung der Hospitäler angelegen sein. Als im Winter 1709 eine Hungersnoth ausbrach, wirkte er eben so unermüdlich als umsichtig für Milderung des Uebels. Zugleich kämpfte er entschlossen für die Rechte der Nation und der gallicanischen Kirche, und verwarf standhaft die Beschlüsse Ludwig's XIV. und des Kanzlers Voisin zu Gunsten der päpstlichen Bulle Unigenitus. Seine Gattin bestärkte ihn in seinem Eifer, denn als er, um diese Angelegenheiten zu verhandeln, nach Versailles zum Könige ging, rief sie ihm bei'm Abschiede zu: »Geh', und wenn Du vor dem Könige stehst, so vergiß Weib und Kinder; verliere Alles, nur nicht die Ehre!« Nach dem Tode Ludwig's XIV. wurde er von dem Regenten 1717 zum Kanzler ernannt; aber schon nach einem Jahre wurden ihm, weil er sich Law's unheilvollem Finanzsysteme standhaft widersetzte, und weil, wie Duclos meldet, seine Gegner an seiner Tugend Mißfallen fanden, die Siegel wieder abgefordert, und er mußte sich auf sein Landhaus zu Fresnes zurückziehen. Hier verlebte er, nach seinem eigenen Ausspruche, seine glücklichsten Tage, beschäftigte sich mit dem Lesen der Bibel, mit dem Plane einer Gesetzgebung und dem Unterrichte seiner Kinder, nebstdem mit Ackerbau, Mathematik, Künsten und Wissenschaften. Als im Jahre 1720 Law ganz Frankreich gegen sich aufgebracht hatte, hoffte man am besten durch Zurückberufung des hochgeachteten d'Aguesseau den allgemeinen Unwillen zu

beschwichtigen, und setzte ihn in seine vorige Stelle wieder ein. Aber die olte Kraft, die einstige Unerschütterlichkeit, war von ihm gewichen, und man erkannte in seinem nunmehrigen Wirken nicht mehr seine früheren Grundsätze. Nicht nur, daß er seine Stelle aus Law's Hand wiederannahm, gab er auch seine Zustimmung zu mehren nachtheiligen Entwürfen, welchen jedoch das Parlament sich widersetzte, und ließ überdies gleichgiltig geschehen, daß dieses Parlament nach Pontoise verwiesen wurde. Eine kräftigere Stellung, als gegen Law, nahm er gegen den Cardinal Dubois an, und wurde dadurch 1722 zum zweiten Male seiner Stelle verlustig, die er, obgleich schon 1727 vom Cardinal Fleury zurückberufen, doch erst 1737 wieder erhielt. Seinem Plane, Einheit in die Vollziehung der alten Gesetze zu bringen, ohne ihre Grundlage anzutasten, und das Mangelnde hinzu zu fügen, war seine Kraft nicht gewachsen; alt und erschöpft, legte er 1750 die Kanzlerwürde nieder, und starb den 9. Februar 1751. D'Aguesseau besaß eine Fülle von Talenten und liebenswürdigen Eigenschaften; aber er war weit mehr zum Gelehrten, als zum Staatsmanne geboren. »Wer sollte nicht meinen" — sagt der Herzog von St. Simon, nach Aufzählung aller Tugenden und ausgebreiteten Kenntnisse d'Aguesseau's — »daß ein solcher Mann einen trefflichen Kanzler dargestellt hätte? Und doch täuschte er in diesem Punkte die Welt." Desto höher steht er in seinen wissenschaftlichen Leistungen. Seine Schriften nennt Bouterwek Muster der wahren Beredsamkeit in ihrer Art, geistreich, verständig, prunklos, elegant und energisch, immer dem Gegenstande angemessen und voll vortrefflicher Lehren, besonders für Diejenigen, die sich zu liberalen Staats- und Justizmännern bilden wollen. D'Aguesseau war von mittler Größe, sein volles und angenehmes Gesicht drückte Scharfsinn und Witz aus.

Michel de l'Hopital.

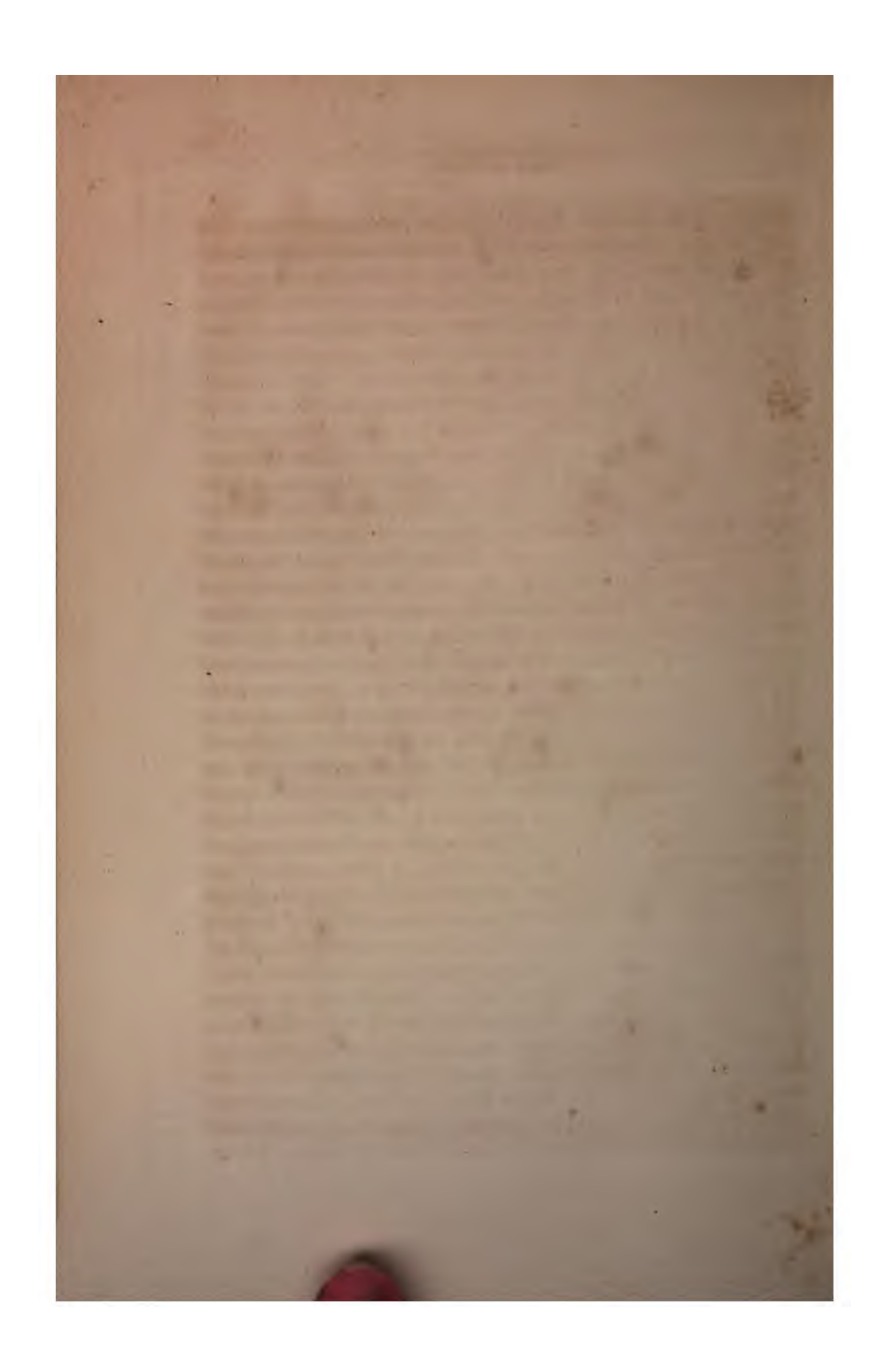
Geboren 1505. Gestorben 1573.

Unter Frankreichs edelsten Männern, die in den Tagen des Hasses und der Verwirrung als tröstende Bilder der Liebe und der Versöhnung dastanden, glänzt der Name dieses ehrwürdigen Mannes. Er wurde zu Aigueperse



LIV.





in Auvergne geboren. Den Tag seiner Geburt kannte er selbst nicht; wohl aber gibt er in seinem Testamente das Jahr derselben, nämlich 1505, an. Sein Vater, den Manche ohne hinlänglichen Beweis für den Sohn eines Juden aus Avignon halten wollen, war Leibarzt des Connetables Karl von Bourbon, und begleitete diesen, als er aus Frankreich vertrieben wurde, an den Hof Karl's V. Der junge Hopital studirte zu dieser Zeit zu Toulouse die Rechte; er wurde sogleich festgenommen und in das Gefängniß geworfen, erhielt aber bald auf Befehl des Königs seine Freiheit wieder, und später sogar die Erlaubniß, zu seinem Vater nach Italien zu gehen. Hier setzte er das Studium der Jurisprudenz auf der berühmten Schule zu Padua noch sechs Jahre lang fort, und begab sich dann nach Rom, wo ihm seine ungewöhnlichen Kenntnisse die Stelle eines Auditors der Rota verschafften. Gern kehrte er auf die Einladung des Cardinals Grammont 1534 in sein Vaterland zurück, sah sich aber durch den kurz darauf erfolgenden Tod seines Gönners genöthigt, als Advocat sein Fortkommen zu suchen, und nur durch eine Heirat gelang es ihm, in die Reihe der Parlamentsräthe zu treten. Sein Amt wurde ihm jedoch bald durch die Einförmigkeit der Geschäfte und die Untauglichkeit seiner meisten Collegen verleidet, und mit großer Freude vernahm er seine, durch den ihm befreundeten Kanzler Olivier bewirkte Ernennung zum Gesandten bei dem Concilium zu Trient (1547), nachdem er, als Mitglied des Parlaments, sich bestrebt, die Mißbräuche, welche durch lange Vernachlässigung zu einer furchtbaren Höhe gediehen waren, abzuschaffen, aber, wie sich erwarten ließ, wenig Unterstützung gefunden und daher auch kaum Etwas zur Beförderung des löblichen Unternehmens hatte thun können. Da die Verhandlungen der Kirchenversammlung keinen Fortgang hatten, so kehrte er nach Paris zurück, wo sein Gönner während seiner Abwesenheit in Ungnade gefallen war. Er fand jedoch bald eine bedeutende Beschützerin an der Herzogin von Berry, Margarethe von Valois, welche ihn zu ihrem Privatkanzler ernannte. Durch sie wurde er mit dem Kardinal von Lothringen bekannt, auf dessen Empfehlung ihm die Leitung der Finanzen 1554 anvertraut wurde. Mit der äußersten Gewissenhaftigkeit und Strenge verwaltete er den durch Verschwendung und Veruntreuung gänzlich zerrütteten königlichen Schatz, und machte sich dadurch viele und einflußreiche Feinde. Als, nach dem Tode Heinrich's II., der Kanzler Olivier seine frühere Würde wieder erhielt, trat l'Hopital 1559 in den geheimen Staatsrath, und arbeitete aus allen Kräften, die Beobachtung einer zweckmäßigen Duldung gegen die

immer zahlreicher werdenden Protestanten zu bewirken. Nach dem Tode Olivier's, 1560, wurde l'Hopital zur Würde eines Kanzlers erhoben, und verfolgte nun mit verdoppeltem Eifer sein Ziel: die Unabhängigkeit der gallicanischen Kirche gegenüber den Ansprüchen Rom's zu sichern und Toleranz für die Protestanten zu erringen, indem er die Unmöglichkeit und Unpassendheit zeigte, in Glaubenssachen die Gewalt sprechen zu lassen. »Welche Gesetze« — rief er dem Parlamente zu — »sind nicht schon im Punkte der Religion erlassen worden! Welche Verurtheilungen und Strafen, deren Opfer eben die Räthe des Parlamentes geworden sind! Zu welchem Ziele haben jene fortgesetzten Rüstungen und Kämpfe in Deutschland, in England und Schottland geführt? Die alte Religion ist bei diesen Kämpfen erschüttert worden, und die neue hat sich dabei befestigt. Der Mißgriff liegt darin, daß man geistige Krankheiten so behandelt, als wären es körperliche. Die Erfahrung lehrt, daß nur die Macht der Vernunft, die sanfte Beredsamkeit des Wortes es ist, womit Herzen gewonnen und kranke Geister geheilt werden können.« Seine sühnreichen Worte verhallten in dem Getöse der Meinungen, in dem Geschrei des Parteihasses. Umsonst waren seine Friedensvorschläge in der Versammlung der Notablen zu Fontainebleau (1560), bei dem Colloquium zu Passy (1561), und in der Versammlung der Stände zu Moulins (1566). Immer mehr verlor er das Vertrauen der fanatischen Katharina von Medicis, und zog sich daher endlich 1568 freiwillig auf sein Landgut Vignay bei Etampes zurück, wo er mit seiner Familie den Wissenschaften lebte. Obgleich dem katholischen Glauben bis an sein Ende getreu, würde er doch wahrscheinlich den Opfern der Bartholomäusnacht beigesellt worden sein, wenn nicht der Hof selbst keine Abtheilung Reiter abgesendet hätte, um die Wohnung des hochgeachteten Mannes zu schützen. Nicht lange überlebte er jenes schreckliche Ereigniß, das allen seinen Bestrebungen und Anstrengungen blutigen Hohn sprach. »Ich habe zu lange gelebt,« sagte er, »seit ich gesehen, was in meinen letzten Tagen sich begeben hat.« Er verhauchte seine reine Seele den 13. März 1573. Unter seinen Werken verdienen die für die Zeitgeschichte wichtigen Briefe besondere Beachtung. Milden Herzens, war l'Hopital unerschütterlich in seinem Charakter, streng in der Erfüllung seiner Amtspflichten, und daher von allen Magistraten, die seine Nachforschungen über ihr Leben und ihre Fähigkeiten besorgten, sehr gefürchtet. Sein Zeitgenosse Brantome nennt ihn den zweiten Cato, mit welchem er in seinem ganzen Wesen, mit seinem langen weißen Barte, seinem blassen

Gesichte und seinen strengen Sitten Aehnlichkeit habe, und erwähnt, daß viele Höflinge zu sagen pflegten, er sei ein vollkommenes Abbild des heiligen Hieronymus.

Ferdinand Cortez.

Geboren 1485. Gestorben 1547.

Der Eroberer Mexiko's, der mit einer Handvoll Krieger und gelähmt von Kabalen, ein Reich bezwang, für dessen Vertheidigung sich Millionen tapferer Indianer erhoben, stammte aus einer edlen, aber wenig begüterten Familie, und kam in Medelin, einem Städtchen in Estremadura, zur Welt. Von seinem Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt, studirte er zwei Jahre lang in Salamanca. Aber dieser glühende Geist strebte aus der Enge des Studirzimmers hinaus in die weite, thatenvolle Welt, und nur unwillkommene Krankheit verhinderte ihn, schon damals in die Reihen des, in Italien unter dem großen Gonsalvo de Cordova ruhmvoll kämpfenden vaterländischen Heeres zu treten. Die gährenden Verhältnisse in dem neuentdeckten Welttheile versprachen seinem Thatendurste ein noch reicheres Feld zu eröffnen; als daher eine neue Expedition nach Westindien ausgerüstet wurde, segelte der neunzehnjährige Jüngling 1504 getrost in die neue Welt. Sein Vetter, Ovando, Statthalter von Domingo, empfing ihn mit Auszeichnung; aber die Ruhe, die ihn dort aufnahm, widerte ihn an, und er eilte, sich den auf Cuba fechtenden Spaniern anzuschließen. Seine Tapferkeit, seine Klugheit, verbunden mit körperlicher Schönheit und ritterlichem Takte, gewannen ihm alle kriegerischen Herzen, und er beschleunigte sein Glück durch seine Vermälung mit einem Fräulein Pacheco. Der Statthalter von Cuba, Diego Velasquez, durch jene Verbindung sein Verwandter geworden, erhob ihn zum Atelantado der Stadt St. Jago, später zum obersten Befehlshaber über die Flotte der Länder, welche man in Neuspanien bereits entdeckt hatte und noch entdecken würde. Schon damals regte sich der Neid gegen sein Glück; doch die Klugheit des jungen Helden wußte ihn theils zu zügeln, theils an seinen Vortheil zu fesseln. Es war

am 18. November 1518, als er den Hafen von St. Jago verließ, um, auf Velasquez's Befehl, sich an die Spitze einer zur näheren Untersuchung des kurz vorher entdeckten, reichen Gewinn versprechenden Küstenreiches bestimmten Expedition zu stellen. Auf Trinidad, wo er landete, um Kriegsbedarf einzunehmen, eilten die gold- und bekehrungssüchtigen spanischen Abenteurer schaarenweise zu Cortez's aufgepflanzten Fahnen, in denen das Kreuz mit der Inschrift: „In hoc signo vinces," prangte. Kaum aber hatte er in St. Jago die Anker gelichtet, so brachen alle verhaltenen Kabalen gegen ihn los, und der argwöhnische Valesquez, von gehässigen Einflüsterungen bestürmt, traf Maßregeln, Cortez seines Commando's zu entsetzen, ja ihn selbst todt oder lebendig zurück zu bringen. Doch so schnell sollte dieses junge Gestirn in seiner Bahn nicht aufgehalten werden; seine Treuen schaarten sich um ihn, und die Angriffe feiger Mißgunst prallten von der Rüstung der Kraft und des Muthes ab. Von Trinidad aus ging die Expedition am 10. Februar 1519 unter Segel; sie bestand in Allem aus eilf Fahrzeugen, sechshundert Mann mit Inbegriff der Matrosen, sechszehn Pferden und vierzehn Feldstücken; dies waren die Streitkräfte, mit denen Cortez den Riesenplan faßte, ein Reich, größer als die gesammten Gebiete des mächtigen Königs von Spanien, zu erobern. Im schnellen Siegeslaufe wurde Cozumel genommen, die Götzentempel dieser Insel verbrannt und mit Wort und Schwert das Evangelium verbreitet, dann, nach einem hartnäckigen Fluß- und Landgefechte, Tabasco erobert. Vierzigtausend Indianer rückten heran, um an der Handvoll tollkühner Fremdlinge die bedrohte Nationalität zu rächen. Cortez's fester, unerschütterlicher Sinn, die europäische Taktik, die vernichtende Gewalt der Gewehre und Feuerschlünde, der ungewohnte Anblick der Reiterei errang den Sieg über die rohe Tapferkeit der Eingeborenen; achthundert getödtete Indianer bedeckten das Schlachtfeld; die Spanier hatten nur zwei Todte und sechzig Verwundete. Der siegreiche Feldherr nahm Tabasco feierlich für die Krone Spanien in Besitz, und landete nach glücklicher Ueberfahrt längs der Küsten von Coazacoalco, der Insel St. Jan d'Ulloa gegenüber zum zweiten Male auf dem Festlande Amerika's. Hier traf ihn eine Gesandtschaft des Beherrschers von Mexiko, Montezuma, mit reichen Geschenken, die ihn bewegen sollten, das Land zu meiden und an den Bord der Schiffe zurück zu gehen. Cortez verwarf dieses Ansinnen, dämpfte, während zahlreiche Feinde gegen ihn unter den Waffen standen, auch noch einen Aufstand unter seinen eigenen Kriegern, schloß ein Bündniß mit dem Fürsten von Chempoalla, nahm

Besitz von dessen Hauptstadt, und gründete in der Nähe des Hafens Quiabislan, wohin bereits die Flotte gegangen war, die befestigte Stadt Vera-Cruz, von wo aus er sich der Stadt Zimbazingo (Nuova Sevilla) bemächtigte. Um seinen Spaniern nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang zu lassen, verbrannte und versenkte er seine eigene Flotte, zog, durch die ihm befreundeten indianischen Hilfsvölker verstärkt, durch die Gebiete von Jalapa, Sacochima, Texicla, Chocotlan und Tlascala nach Mexiko vor, schlug das, fünfzigtausend Mann starke Heer der kriegerischen Tlascalaner in die Flucht, zwang sie zum Frieden, und hielt seinen Einzug in die Hauptstadt dieses freien Staates. Die Stadt Colula, welche, auf Anstiften Montezuma's, Verrath an Cortez üben wollte, züchtigte derselbe durch ein fürchterliches Blutbad, durch zweitägige Plünderung und Zerstörung der Tempel, überstieg den beschwerlichen, durch Verhaue gesperrten Berg Ithualco, wo die zu seinen Seiten befindlichen Vulkane Popocatepl und Iptaccihuatl, eben im vollsten Ausbruche begriffen, den Zug der kleinen Heldenschaar schrecklich beleuchteten, und erschien, nach Einnahme der auf dem Damme über dem See Chalco gelegenen Inselstädte Tescuco, Cuitlahuac und Istapalapan, am 8. November 1519 mit 450 Spaniern und 6000 Indianern vor den Thoren des ungeheuren, 120,000 Häuser umschließenden Tenochtitlan oder Mexiko's. Der Beherrscher, Montezuma, führte ihn mit feierlichem Gepränge in die Hauptstadt des mexikanischen Reiches ein. Als aber Ersterer geheime Umtriebe gegen Cortez einleitete, und durch den Fürsten von Naughtlan, Gualpopoca, die Totonacas, Bundesgenossen der Spanier, angreifen ließ, hatte Cortez die Kühnheit, den Beherrscher Mexiko's in seiner eigenen Hauptstadt gefangen zu nehmen, die Götzenbilder zu vertilgen und die Menschenopfer auszurotten. Montezuma mußte sich zum Vasallen der Krone Spanien erklären und ungeheuren Tribut an Gold und Kleinodien liefern. Neue Ungewitter zogen sich über Cortez's Haupte zusammen. Während er mühsam die Empörung der Mexikaner zurückhielt, ließ der, über das Glück des jungen Helden doppelt erzürnte Statthalter von Cuba eine Flotte gegen Cortez auslaufen, um ihn gefangen zu nehmen und ihm als Hochverräther den Prozeß zu machen. Cortez bot die Hand zum Frieden; als dies aber vergeblich geschehen, zog er unerwartet den Truppen des Statthalters entgegen, überraschte sie und nahm ihren Anführer gefangen. Sein Heldenmuth verwandelte die Gefahr in einen Vortheil, denn die Ueberwundenen traten unter seine Fahnen, und so setzte dieser Sieg ihn an die Spitze eines mehr als tausend Mann starken Heeres und einer

bedeutenden Flotte, während er die feindseligen Plane des Statthalters von Cuba mit Einem Schlage vernichtete. Schnell eilte er von diesem Siege nach Mexiko zurück, wo während seiner Abwesenheit ein allgemeiner wüthender Aufstand gegen das spanische Joch ausgebrochen war. Nach dem tapfersten Widerstande mußten die Spanier der ungeheuren Uebermacht weichen; Montezuma, als ein Vasall der Fremdlinge seinen Unterthanen verhaßt, wurde im Tumulte umgebracht; knirschend räumte Cortez, nach einem unersetzlichen Verluste von zweihundert Spaniern, 46 Pferden und dem ganzen Geschütze, in der Nacht des 1. Juli 1520 (die Nacht der Trübsale) die von ihm gänzlich verwüstete Hauptstadt, und trat über Tacuba den Rückzug an, verfolgt von dem neuerwählten Beherrscher Quatimozin. Doch selbst diesen Rückzug verherrlichte er durch einen glänzenden Sieg über das 200,000 Mann starke mexikanische Heer, erholte sich in Tlascala von seinen Wunden, und öffnete sich dann durch die siegreichen Schlachten von Zacotepec und Acatzinko gegen die vereinigte Uebermacht der von ihm abgefallenen Provinz Tepejacan und Mexiko's die Thore der Hauptstadt Tepejacan, welche er befestigen ließ und ihr den Namen Segura de Frontera ertheilte. Es gelang ihm, bei Vera-Cruz Verstärkungen aus Europa an sich zu ziehen, und während der Erbauung von dreizehn Brigantinen, denen die Bestimmung zugetheilt war, Tenochtitlan auch von der Wasserseite zu ängstigen und die Passage der Dämme zu erleichtern, unterwarf sich der unermüdliche Held im April 1521 die Inselfestung Jaltocan, das schöne Quautitlan und die Städte Tenajoca und Escapozalco, erstürmte zuletzt Tlacopan am Westende der Salzsee und drang bis an die Kanäle vor, die ihm in jener Nacht der Trübsale so viel gekostet hatten. Durch neue Bündnisse und neue Unterstützungen aus Spanien verstärkt, rückte er, unter fortwährenden siegreichen Gefechten, abermals gegen Mexiko vor, eroberte Tacuba, Istapalapan und das vom Feinde wieder besetzte Cojohuacan, und drang endlich den 26. Juli 1521, nach vielen blutigen Kämpfen und großem Verluste, in die Hauptstadt ein, konnte aber erst den 8. August, nach einer Belagerung von dreiundneunzig Tagen, in deren vollkommenen Besitz gelangen. Der Kaiser Quatimozin wurde auf der Flucht gefangen, wegen der Verschweigung seiner Schätze grausam gefoltert und endlich schmählich hingerichtet. Cortez's Gestirn hatte seinen Höhepunkt erreicht; es begann zu wanken. Kabale und Argwohn zwangen ihn, nach Spanien zu gehen, damit der Mann sich rechtfertige, welcher der Krone Spanien eine neue Welt und zahllose Schätze erobert hatte. Aeußere

Ehren gab man ihm für den entzogenen Einfluß; seine Bitten um Wiedereinsetzung in die Statthalterschaft Mexiko's wurden ihm geradezu abgeschlagen. Entdeckungen neuer Länder sollten den tiefen Unmuth beschwichtigen, der in der Heldenbrust nagte. Nach unglaublichen Mühseligkeiten und Gefahren fand er die große Halbinsel Californien. Man ließ seine großartigen Unternehmungen ohne die nöthige Unterstützung, und wiederum kehrte er, sein Recht suchend, 1540 nach Europa zurück. Man nahm ihn mit Kaltsinn auf, da man mittlerweile durch wichtigere Entdeckungen und Eroberungen in der neuen Welt seinen Ruhm und seine Thaten verdunkelt glaubte. Er folgte Karl V. auf dem Zuge nach Algier, um sein blutiges Schwert auch in einem anderen Welttheile zu erproben. Aber durch sieben Jahre verhallten seine Bitten um die Gunst des Hofes spurlos, und kummervoll sank er am 2. December 1547 zu Castelleja de la Costa in Spanien dem Tode in die Arme. Sein Unglück, der Undank, den seine Verdienste geerntet, haben die Grausamkeiten, durch welche er seinen Ruhm befleckte, wett gemacht und sein Andenken gereinigt. Bewaffneten Millionen gegenüber war er Sieger geblieben; der feigen Hinterlist weniger Feinde mußte der Unüberwundene erliegen.

Sir Walter Raleigh.

Geboren 1552. Hingerichtet 1618.

Wenig ist von der Jugend dieses berühmten englischen Kriegers, Staatsmannes, Reisenden und Schriftstellers bekannt, welchen seine Fähigkeiten so hoch erhoben, den das Glück so grausam fallen ließ. Er stammte aus einer alten Familie, und wurde 1552 auf einem Gute, Hayes genannt, unweit der Mündung des Otterflusses in Devonshire, geboren. Nachdem er in Oxford mit Auszeichnung seine Studien gemacht, begann er 1569 seine militärische Laufbahn in Frankreich, wo er, während der dortigen Bürgerkriege, in den Reihen der Hugenotten kämpfte, kehrte 1576 nach England zurück, und diente in den Niederlanden als Freiwilliger gegen die Spanier. Die Vorbilder eines Coligny und Oranien gaben seinem angebo-

renen Talente für Staats- und Kriegskunst neue Nahrung und eine bestimmte Richtung. Bald darauf schloß er sich der Expedition seines Halbbruders, Sir Humphrey Gilbert, welcher eine Colonie in Amerika gründen wollte, an, und bildete sich auf dieser, übrigens vergeblichen Fahrt, zum tüchtigen Seemanne. Gleich nach seiner Heimkehr 1579 trat er in die königliche Armee in Irland ein, und diente dort bis zur Unterdrückung des Aufstandes. Sein Muth und seine Geschicklichkeit ernteten hier neue Anerkennung, und der mächtige Graf von Leicester stellte ihn der Königin Elisabeth vor, deren Beifall er durch sein ritterliches Benehmen sehr bald in hohem Grade gewann. Ein Freund der Gefahr, und noch mehr des durch sie zu erringenden Ruhmes, rüstete er zu einer zweiten Expedition seines Halbbruders ein Schiff aus, welches aber, nebst der ganzen Flotille, zu Grunde ging. Glücklicheren Erfolg hatte eine dritte Fahrt, welche er 1584 durch die Seefahrer Amadas und Barlowe unternehmen ließ. Sie entdeckten ein fruchtbares Land, das sie in Besitz nahmen, und welchem Raleigh, seiner jungfräulichen Königin zu Ehren, den Namen Virginia gab. Zum Danke erhielt er das höchst einträgliche Privilegium, allein die Erlaubniß zum Kleinhandel mit Wein geben zu dürfen, und benutzte die ihm dadurch zufließenden Reichthümer zu neuen Entdeckungen. Eine von ihm an der Küste von Carolina angelegte Colonie ging jedoch, theils durch eigene Schuld, theils durch Mangel an Lebensmitteln, zweimal zu Grunde. Die Begierde, reichliche Gold- und Silberminen zu finden, reizte stets zu neuen Ausrüstungen, und wurde sie auch nie befriedigt, so veranlaßte sie doch viele neue Entdeckungen. So sehr Raleigh mit der neuen Welt und ihren Reichthümern beschäftigt ward, so leistete er doch auch als Mitglied des Parlaments 1584 der Königin sehr wichtige Dienste, welche dieselbe durch reiche Güterschenkungen und durch Ehrenstellen belohnte. Er ward in kurzer Zeit zum Großseneschall von Cornwallis und Exeter, zum Oberaufseher der Zinnbergwerke in Devonshire und Cornwallis, zum Generallieutenant der letztgedachten Provinz und zum Capitain der königlichen Leibwache ernannt. So viele Gnade beunruhigte den Günstling Leicester, und dieser stellte ihm in dem eben so liebenswürdigen als anmaßenden Essex einen gefährlichen Nebenbuhler entgegen, welcher sich bald der höchsten Gunst der Königin erfreute. Der Krieg mit Spanien gab Raleigh neue Gelegenheit, sich auszuzeichnen; er stieß, als die spanische Armada an den englischen Küsten erschien, mit seinen eigenen Schiffen zur königlichen Flotte, und trug nicht wenig zu dem entscheidenden Siege bei. Auch das

Wagniß, die spanischen Schiffe, welche jährlich die Reichthümer Mexiko's nach Europa brachten, aufzufangen, gelang ihm (1592), und er kam mit so reicher Beute nach England zurück, daß die Königin es nicht verschmähte, sie mit ihm zu theilen. Durch seine heimliche Vermälung mit der schönen Elisabeth Throgmorton, einer Ehrendame der Königin, fiel er in Ungnade und wurde sogar in den Tower gesetzt, bald jedoch wieder freigegeben, trat 1592 von Neuem in das Parlament, und war bei allen Anschlägen gegen Spanien sehr thätig. Um die Gunst der Königin wieder zu erlangen, beschloß er, eine neue Fahrt nach Amerika zu unternehmen, und lief 1595 mit einem neuen Fahrzeuge aus, Willens, die eingebildete Goldstadt (Eldorado) im Innern Amerika's aufzusuchen und zu erobern, mußte aber, nachdem er das Fort St. Joseph auf der Insel Trinidad den Spaniern abgenommen hatte, und den Oronoko eine Strecke hinaufgegangen war, von den tropischen Regengüssen gezwungen, unverrichteter Sache zurückgehen. Doch wurde er durch diese Reise in seinem Glauben an die alten Fabeln immer noch mehr bestärkt, und regte durch seine Nachrichten auch die Reiselust und den Unternehmungsgeist Anderer an. Er selbst rüstete 1596 zwei neue Expeditionen aus, die aber ohne Erfolg blieben. Während seine Schiffe unter dem Befehle geübter Seeleute in Amerika auf Entdeckungen ausgingen, nahm er als Contreadmiral unter Essex an dem Angriffe auf Cadix Theil, und trug durch seine Tapferkeit und Klugheit nicht wenig zu dem glücklichen Erfolge dieses Unternehmens bei. Mit Essex gerieth er während der Expedition gegen die Azoren (1597) in Feindschaft, indem er ohne dessen Erlaubniß den Feind angriff und allein den Ruhm des Tages davon trug. Sicher wäre er von seinem Gegner zur Rechenschaft gezogen worden, wenn dieser nicht um dieselbe Zeit seinen verwegenen Stolz auf dem Blutgerüste hätte büßen müssen. Raleigh, welcher nicht ohne Antheil an dem blutigen Ausgange seines Gegners gewesen sein soll, wurde (1600) zum Gouverneur von Jersey ernannt, fiel aber nach dem Regierungsantritte Jakob's I., welcher argwöhnte, Raleigh strebe die königliche Gewalt zu beschränken, in völlige Ungnade, verlor seine Stelle als Hauptmann der Leibwache und wurde sogar des Hochverraths angeklagt. Obschon er mit siegreicher Beredsamkeit seine Unschuld erwies, so wurde doch das Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen, aber, weil sich die allgemeine Stimme des Volkes dagegen erklärte, nicht vollzogen. Er wurde 1603 in den Tower gesetzt, in welchem er sich mit den Wissenschaften beschäftigte und mehre Schriften über Politik und Schifffahrtskunde, so wie seine Weltgeschichte — das erste pragmatische

Geschichtswerk — ausarbeitete. Nach dreizehnjähriger Gefangenschaft erhielt er endlich 1616 durch den Günstling Villiers, welchem er dafür eine große Summe bezahlen mußte, seine Freiheit wieder, ohne daß man jedoch das gegen ihn ausgesprochene Todesurtheil aufhob; seine völlige Begnadigung wurde von dem glücklichen Erfolge einer Expedition nach dem spanischen Amerika, mit deren Leitung man ihn beauftragte, abhängig gemacht. Er segelte 1617 mit zwölf Schiffen, bei deren Ausrüstung er sein ganzes Vermögen aufgeopfert hatte, ab; sein Operationsplan wurde aber, wie es heißt, von der Regierung selbst, die sein Verderben beschlossen hatte, an die Spanier verrathen, und er fand daher die Küste, welcher der Angriff galt, im trefflichsten Vertheidigungszustande. Er selbst verlor bei der Landung seinen Sohn; der beste Capitain seines Geschwaders, Namens Kernis, entleibte sich; das ganze Unternehmen scheiterte. Seiner Unschuld vertrauend, kehrte Raleigh nach England zurück, wo man ihn sogleich in den Tower setzte, und, weil man ihn wegen der Expedition gegen die Spanier nicht verdammen konnte, das früher gegen ihn ausgesprochene Todesurtheil erneuerte. Es wurde am 29. October 1618 vollzogen. Seine letzten Augenblicke zeigten seine Geistesgröße in ihrem schönsten Lichte. Ruhig, furchtlos, ohne herausfordernden Trotz, sprach sich in seinem Benehmen, wie in seinen Worten, die Frömmigkeit und Ergebung des Christen zugleich mit der Kaltblütigkeit eines Mannes aus, der dem Tode zu oft in's Auge geblickt, um vor ihm zurück zu beben. Die Nachrichten über sein Betragen auf dem Blutgerüste widerlegen den Vorwurf der Irreligiösität und des Atheismus, welchen einige Schriftsteller gegen ihn erhoben, eben so sehr, als sie den Verdacht der Heuchelei von ihm entfernen. Er hielt eine ziemlich lange Rede, widerlegte darin die Vergehungen, welche man ihm zur Last gelegt, und vergab Denjenigen, die unter der Maske der Freundschaft ihn verrathen. Nachdem er ausgesprochen und einige Zeit im Gebete verbracht hatte, legte er sein Haupt auf den Block, sprach noch ein leises Gebet, und gab dann dem Scharfrichter das Zeichen. Als dieser dem Winke nicht sogleich nachkam, erhob Raleigh noch einmal das Haupt, sagend: „Was besinnst Du Dich? Schlag' zu!" Also endete er in seinem sechsundsechzigsten Jahre.

Raleigh saß in verschiedenen Parlamenten, und nahm thätigen Antheil an den Verhandlungen des Hauses. Von seinen Reden rühmt Tytler, daß sie, originell und freisinnig gedacht, ihrer Zeit weit vorausgeeilt seien. Sein Ausdruck war lebhaft und mannigfaltig, und er besaß ausgezeichnete gesellige Fähigkeiten. Seine Persönlichkeit war edel und einnehmend; er that

sich hervor in körperlichen und ritterlichen Uebungen, liebte außerordentlich die Malerei und die Musik, und besaß einen hochgebildeten und geregelten Geschmack in Bezug auf Literatur und Kunst. Er war einer jener seltenen Männer, welche auserlesen scheinen, in allen Fächern zugleich zu glänzen, und seine Talente wurden durch eine ungewöhnliche Emsigkeit, wie durch ein großes Geschick der Ausführung, unterstützt. Als Seefahrer, Krieger, Staatsmann und Historiker ist sein Name eng' und ruhmvoll an eine der glanzvollsten Perioden Englands geknüpft.

Michael Feodorowitsch,

Czar von Rußland, Stammvater der Dynastie Romanow.

Geboren 1592. Gestorben 1645.

Fünfzehn Jahre lang wurde Rußland, nach dem Ausgange Feodor's, des Letzten aus Rurik's Stamme (1598), wegen der zweifelhaften Thronfolge durch Anarchie zerrüttet, durch polnische und schwedische Umtriebe in Unruhe erhalten, alle bürgerlichen Verhältnisse dabei erschüttert und das Reich in tiefe Ohnmacht versenkt. Bei dieser allgemeinen Verwirrung ward es einem falschen Dimitrij durch fremde Unterstützung möglich, sich durch ein volles Jahr als Czar zu behaupten, und nach seiner Ermordung traten andere Abenteurer mit gleichem Wagnisse hervor. Da ermannte sich Rußland und blickte sich nach einem rechtmäßigen Herrn um, der dem Wüthen der Parteien ein Ende mache. Durch dieses rückkehrende nationale Bewußtsein wurde auch jene Faction entwaffnet, welche den polnischen König Wladislaw auf den Czarenthron zu erheben sann. Am 27. Mai 1612 erging ein Ausschreiben in alle Reichslandschaften, um eine Versammlung nach Moskau zur Wahl eines Czaren zusammen zu berufen. Viele und verschiedenartige Stimmen wurden in dieser Versammlung laut, bis man endlich sich darüber einigte, daß, wenn die Wahl auf einen Eingeborenen fiele, nur ein solcher ausersehen werden sollte, der keine allzu große Verwandtschaft, keinen zu ausgebreiteten Anhang besäße. Hauptsächlich aus letzterem Grunde kam

auch die Erwählung der durch viele Stimmen vorgeschlagenen drei angesehenen Heerführer, Galizin, Worotinskoi und Schuiskoi, nicht zu Stande. Da erinnerte man sich zuletzt an einen mütterlich von dem ausgestorbenen Hause Rurik abstammenden Sprößling, den zwanzigjährigen Michael Feodorowitsch (geboren den 12. Juli 1592), aus dem Hause Romanow, Sohn des rostowischen Metropoliten Philaret. Während des allgemeinen Kampfes der Parteien war auch über den Jüngling und dessen Angehörige ein trübes Schicksal hereingebrochen; sein Vater, der Metropolit, schmachtete in polnischer Gefangenschaft; Michael selbst lebte mit seiner Mutter im Kloster Ipazkoi zu Kostroma eingesperrt. Als in der Moskauer Versammlung sein Name genannt wurde, erklärten sich sofort für ihn die Kosaken und die Geringeren; dagegen warfen die Großen ein: zum Czaren sei ein Mann von Erfahrung nöthig, weil noch schwere Kriege mit einheimischen und auswärtigen Thronbewerbern in Aussicht ständen, nicht aber ein, im Kloster von einem Weibe in der äußersten Entfernung und tiefsten Unkenntniß aller Regierung erzogener Jüngling, dessen Person überdies gänzlich unbekannt sei. Auf das Zeugniß zweier kostromischen Edelleute, welche Michael Feodorowitsch gesehen, und seinen Verstand rühmten, wurde beschlossen, dessen Mutter nebst ihrem Sohne brieflich nach Moskau einzuladen. Aber so sehr hatte langjähriges Unglück die Mutter Michael's entmuthigt, daß sie, statt über solche Ladung zu frohlocken, in Thränen ausbrach, in dieser Aussicht zur Größe nur ein abermaliges Gewitter erblickte, und ihren Bruder, den Fürsten Tscheremetscheff, brieflich anflehte, die Wahlversammlung auf andere Gedanken zu bringen. Neue Berathungen erfolgten. Da trat eines Tages ein Metropolit in der Versammlung auf, feierlich betheuernd: ihm sei durch eine Offenbarung kund geworden, daß Michael Romanow der beste und glücklichste Czar sein würde. Diese Worte, aus dem Munde eines angesehenen Geistlichen, machten großen Eindruck; nochmals stürmte man in Tscheremetscheff wegen seiner Verwendung, aber dieser lehnte seine Theilnahme ab, indem er unter Thränen der Rührung erklärte: er wolle weder gegen Gottes Rathschlag, noch gegen den Wunsch seiner Schwester handeln. Seine Rede ergriff Aller Gemüther, und einstimmig rief die Versammlung: »Warum sollen wir in einer Sache, wozu wir von Gott vollkommen Kraft haben, Menschen so viel bitten? Mag Michael immerhin ein Jüngling sein; Gott, der ihn zum Czaren ausersehen, wird ihn auch auf dem Throne beschützen.« So wurde denn am 21. Februar 1613 Michael Feodorowitsch Romanow feierlich zum

Czaren ausgerufen, und diese Wahl im ganzen Reiche bekannt gemacht. Eine Gesandtschaft vornehmer Bojaren nebst Einigen vom Krieger- und vom Bürgerstande verfügte sich nach Kostroma, und brachte ihr Gesuch bei Michael vor. Aber dieser, durch das Klosterleben gegen die äußere Welt eingeschüchtert, vom Einflusse seiner abmahnenden Mutter beherrscht und vor dem, seit so lange wankenden, wiederholt mit Blut bespritzten Czarenthrone zurückbebend, weigerte sich standhaft, die ihm dargebotene Würde anzunehmen; ja er verbarg sich vor den Abgesandten, und als einige Kosaken ihn aufsuchten, gerieth er dergestalt in Zorn, daß er mit dem Säbel in der Hand sich widersetzte und sie verwundete. Die salbungsvollen Worte des Erzbischofs Feodorowit von Resan und Murom, der, dem Jünglinge mit dem Marienbilde entgegentretend, ihn ermahnte, dem Befehle Gottes zu gehorchen, brach endlich Michael's Widerstand, und als gleichzeitig die Klosterkirche von dem freudigen Zurufe des außen versammelten Volkes wiederhallte, da däuchte es ihm Sünde, sich länger zu weigern. Als er zugesagt, wurde wieder Gottesdienst gehalten, dem Allmächtigen gedankt, und dem Czaren gehuldigt. Fast die ganze Bevölkerung Moskau's strömte ihm, als er dorthin zog, bis auf dreißig Werste entgegen. In der Hauptstadt angekommen, besuchte Michael, von seinem frommen Sinne gedrängt, vielleicht auch um die einflußreiche Geistlichkeit besser für sich zu stimmen, vor Allem die drei Hauptkirchen des Schlosses, dann erst bezog er den Czarenpalast, seine Mutter aber das Wosnosenskoi-Kloster. Die Herrscherwahl wurde von allen Ständen bestätigt, und die erbliche, unumschränkte Macht des Czaren anerkannt; nach anderen Nachrichten wurde demselben ein Wahlvertrag vorgelegt, wonach er sich verpflichtete: die Religion zu erhalten und zu schützen, alle besondere Feindschaft der Vergessenheit zu übergeben, weder neue Gesetze zu machen, noch alte zu ändern, hohe und wichtige Sachen nach dem Gesetze, und nicht für sich selbst, sondern nach dem ordentlichen Rechtsgange abzuurtheilen, ohne Zuthun des Reichsrathes weder Krieg zu beginnen, noch Frieden zu schließen, und, zur Sicherung einer parteilosen Rechtspflege und Vermeidung gerichtlicher Streitigkeiten zwischen dem Czaren und den Unterthanen, seine eigenthümlichen Güter entweder an Andere abzutreten, oder den Krongütern einzuverleiben. — Kaum war Michael aus der Klosterzelle auf den Czarenthron gestiegen, als ein neuer Geist über ihn gekommen schien, und der vorher nur andächtige und schüchterne Jüngling die Kraft und Einsicht eines Mannes zeigte. Innere und äußere Feinde durchwühlten damals das ungeheure Reich.

Michael wendete sich zuerst gegen Jene, namentlich gegen die Anhänger der Gegenczarin, Witwe des ersten und des zweiten falschen Dimitrij, Marina Minzek, die sich mit dem Polen Iwan Zarusky vermält hatte, um sich durch dessen Anhang unter den Kosaken zu verstärken, und dem sie, als Regenten und Vormunde ihres minderjährigen Sohnes, den Eid der Treue schwören ließ. Michael schlug diesen in der Gegend von Jaroslaw, und ließ, als die Führer des Aufstandes in seine Hände fielen, Zarusky und den kleinen Dimitrij hinrichten; Marina endete im Gefängnisse. Ein Anderer, welcher sich hierauf zu Pleskow für die Person Dimitrij's ausgab, wurde von den Kosaken ausgeliefert und ebenfalls in Moskau hingerichtet. Nachdem solchergestalt im Innern des Reiches die Ruhe hergestellt worden, richtete Michael seine Aufmerksamkeit auf die äußeren Feinde, Polen und Schweden. Mit letzterer Macht schloß er — freilich mit Abtretung von Kexholm, Ingermannland und Karelien, wodurch die Russen von der Ostsee ganz ausgeschlossen wurden — am 27. Februar 1617 zu Stolbowa Frieden; mit Polen am 11. December 1618 zu Diwilina einen Stillstand, der vom 3. Januar 1619 auf 14½ Jahre dauern sollte, und in dessen Folge Michael's Vater — welcher in seiner Gefangenschaft lieber nicht an seinen Sohn geschrieben, als daß er zu bewegen gewesen wäre, in den Briefen an denselben den Titel Czar auszulassen — frei wurde. Aber noch vor dem Ablaufe dieses Stillstandes (1632) begann Michael neuen Krieg gegen Polen, der, nach anfänglichen Vortheilen, sich für Rußland sehr ungünstig gestaltete. Der Czar sah sich daher genöthigt, zu Wiasma 1634 abermaligen Frieden mit Polen zu schließen, und darin die früheren Diwiliner Beschlüsse zu bestätigten. Am 12. Juli 1645 starb an den Folgen eines Schlagflusses der Czar Michael Feodorowitsch, Gründer der Dynastie Romanow, aus dessen weiblicher Linie das gegenwärtige russische Herrscherhaus hervorgegangen. Innig und allgemein betrauerten ihn seine Unterthanen. Er hatte Rußland von dem Abgrunde der Anarchie und des Bürgerkrieges zurückgezogen, Ordnung und Recht wieder hergestellt, und durch eine weise und gütige Regierung, wie durch Beförderung des inneren Wohlstandes seiner Länder bewirkt, daß sie sich bei seinem Absterben schon sehr von der Ermattung, in welcher er bei seiner Thronbesteigung sie angetroffen, erholt hatten, und daß bereits sein Sohn und unmittelbarer Nachfolger die Augen wieder auf Eroberungen richten konnte.

Alexei Michaelowitsch,

Czar von Rußland.

Geboren 1630. Gestorben 1676.

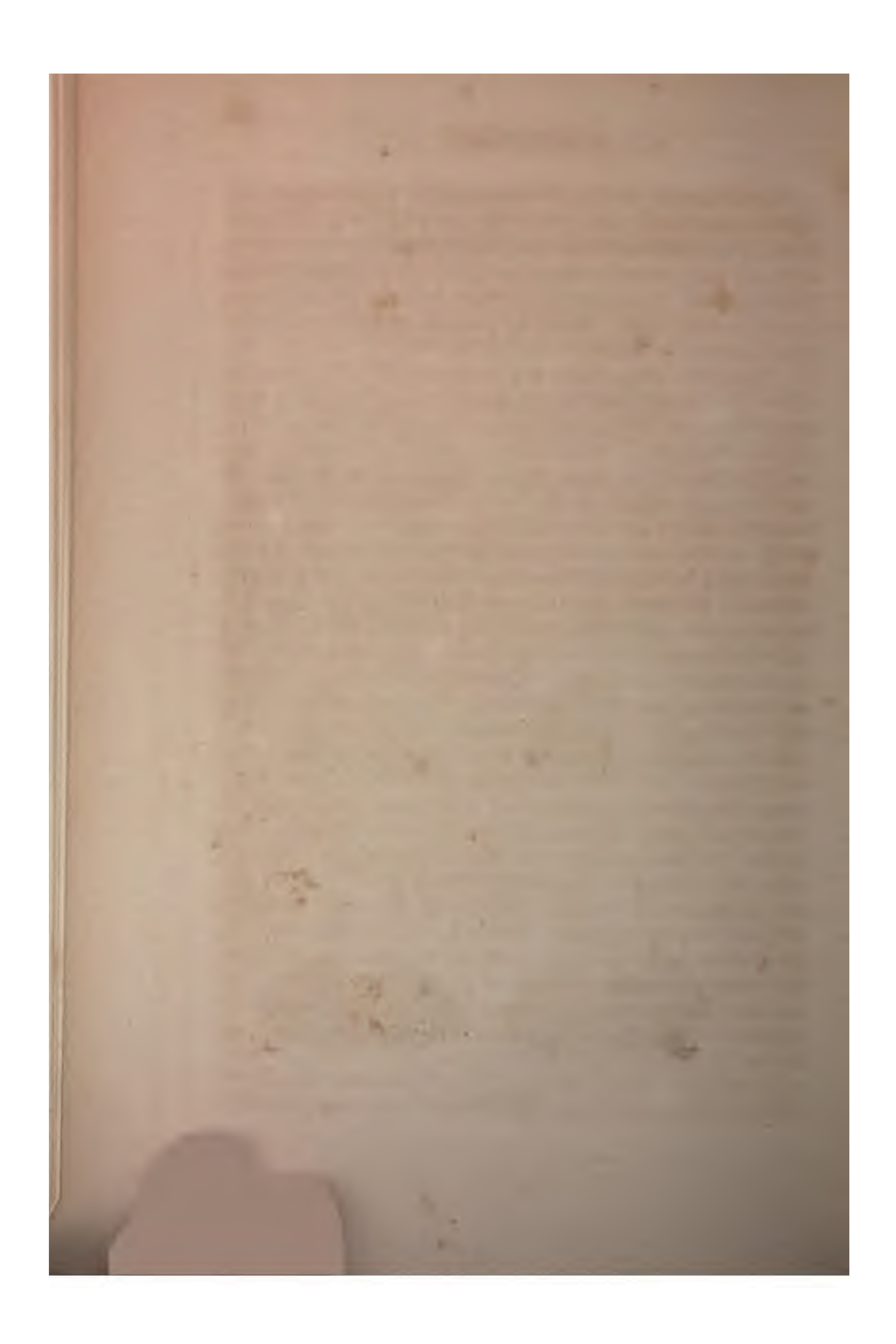
Dieser ausgezeichnete Monarch war kaum fünfzehn Jahre alt, als er 1645 seinem Vater, dem Czaren Michael Feodorowitsch Romanow, als Selbstherrscher aller Reussen folgte. Während der ersten zehn Jahre blieb er frei von auswärtigen Kriegen, konnte sich also ganz der Sorge für das Wohl seines Reiches hingeben, wobei sein vorzüglichstes Bestreben war, sich durch Errichtung eines tüchtigen Heeres eine nach außen Ehrfurcht gebietende, im Innern des Reiches Gehorsam erzwingende Macht zu schaffen. Anfangs vertrauete er, seiner großen Jugend wegen, zu sehr dem Rathe dreier Personen: seines Hofmeisters und nachherigen Schwagers Boris Iwanowitsch Morosow, ihres beiderseitigen Schwiegervaters Ilja Danilowitsch Miloslawskoj, und des Richters Lewontji Stepanowitsch Plessow. Habsucht und Uebermuth dieser Rathgeber veranlaßten Empörungen in verschiedenen Theilen des Landes — so zu Moskau 1648, zu Pleskow und Nowgorod 1650 — und einige fielen als Opfer derselben. Auch das abermalige Auftreten eines falschen Dimitrij unter den Kosaken, und eines angeblichen Abkömmlings des Czaren Schuiskoi in Schweden und Dänemark, die vermöge ihrer Abkunft nähere Ansprüche auf den Thron der Czaren besitzen wollten, beunruhigte eine kurze Zeit den jungen Regenten. Aber sowohl durch Alexei's imponirende Heeresmacht, als durch klug berechnetes Nachgeben und gewandte Diplomatik, wurden alle diese Aufstände schnell unterdrückt, und trugen nur dazu bei, seine Autokratie fester zu begründen. Die beiden Prätendenten wurden ihm ausgeliefert, und, nach Entlarvung ihres Betruges, mit martervollem Tode bestraft. Nachdem der Czar in den langen Friedensjahren für Ordnung und Ruhe, Gewerbfleiß und Handel wirksam gearbeitet, Fabriken errichtet, den Schiffbau verbessert, Entdeckungsfahrten in's Eismeer bis zum nordöstlichen Ende Asiens veranstaltet, Gesetzgebung und Reichsverwaltung vervollkommnet hatte,

ergriff er die Gelegenheit, sich für die durch die Polen und ihre, dem falschen Dimitrij geleistete Hilfe, erlittenen Nachtheile zu entschädigen und zu rächen. Der Anlaß dazu fand sich, indem die der Krone Polen unterworfenen Kosaken, wegen unkluger Weise versuchter Beeinträchtigung ihrer Freiheiten, sich empörten und um russischen Schutz baten. Dieser wurde ihnen zugesagt, und der Krieg begann 1654 mit großem Glücke für Rußland. Kiew, Smolensk, Czernigow, Nordnowgorod wurden in Einem Feldzuge erobert, und Alexei nahm seitdem den Titel „Czar von Klein- und Weißrußland" an. In den folgenden Jahren wurden Polen und Lithauen verheert, und viele kriegsgefangene Bewohner dieser Länder mußten in die Steppen an der Wolga und Kama wandern, um sie zu bevölkern. Das gleichzeitig von den Schweden mit Krieg überzogene Polen mußte sich zu dem nachtheiligen Frieden von Niemecz (3. November 1656) bequemen, bei dessen Abschlusse die dem Czaren nach dem Tode des kinderlosen Johann Kasimir gemachten Hoffnungen auf den polnischen Thron, noch dazu einen großen Einfluß ausübten. Alexei wollte auch die früher an Schweden verlorenen Provinzen wieder erobern, und fiel schon im Sommer 1656 in Karelien und Ingermannland ein. Anfangs lächelte ihm das Glück, indem Dorpat und Narwa genommen wurden; aber vor Riga, welches der schwedische General Magnus de la Gardie vertheidigte, erlitten die Russen einen Verlust von vierzehntausend Mann und mußten die Belagerung aufheben. Im Sommer des folgenden Jahres wurden sie bei Wolk (9. Juli 1657) von Fritz von Löwen auf das Haupt geschlagen, und da sich mit diesem noch andere Unfälle vereinigten, so wurde am 23. April 1658 ein Waffenstillstand geschlossen, welcher am 21. Juli 1661 zu dem Frieden von Kardis führte. Mit Polen hatte der Krieg schon 1659 von Neuem begonnen, und obgleich die Russen häufig unglücklich fochten, war doch der endlich auf dreizehn Jahre geschlossene Waffenstillstand zu Andrussow (30. Januar 1667) sehr vortheilhaft für sie. Jetzt brach eine furchtbare Empörung der donischen Kosaken aus, welche bedenklich zu werden drohte, allein durch entscheidende Maßregeln und die Hinrichtung des Insurgentenchefs Stenka Rasin, welcher sich nach Moskau hatte locken lassen, 1671 unterdrückt wurde. Bald darauf verwickelte der, über den Abfall der Zaporoger Kosaken von Polen, zwischen diesem Reiche und der Türkei ausgebrochene Krieg auch den Czar in die Feindseligkeiten. Er nahm sich der nicht glücklich kämpfenden Polen durch seinen Gesandten an, und forderte das, ursprünglich zu Rußland gehörige, von den Türken 1642 eroberte Assow zurück. Als

LV.



1546
DON JUAN D'AUSTRIA
1578
JOHANN III
SOBIESKI
1696
GOLDONI
1707
METASTASIO
1698
HOBBES
LOCKE
1704



ihm dies verweigert und dagegen die Abtretung der russischen Ukraine von ihm verlangt wurde, verbündete er sich mit Polen zur Fortsetzung des Krieges, was aber nur so lange von ihm mit Nachdruck geschah, als er die Hoffnung hatte, sich oder einen seiner Söhne mit der polnischen Krone geziert zu sehen. Das Ende dieses Krieges erlebte er nicht mehr; er starb am 10. Februar 1676. Ihm folgten nach einander seine beiden Söhne Fedor und Peter der Große.

Alexei wird als ein Mann von gesundem Verstande, von Empfänglichkeit für das Schöne und Gute, sanfter Gemüthsart und großem Edelmuthe geschildert, der, wo es thunlich, selbst die Empörer mit Milde bestrafte. Merkwürdig ist, daß er der einzige Fürst war, welcher den Protector Englands, Oliver Cromwell, nicht anerkannte. Er schuf Handelsverbindungen mit Persien und Georgien, und setzte sich durch Gesandtschaften in Verbindung mit mehren europäischen Höfen. In Amsterdam, in Paris, wo Niemand russisch verstand, selbst in Madrid, erschienen seine Abgeordneten, um freundschaftlichen Verkehr des Westens mit dem Osten zu vermitteln. Auch China sah in seiner Hauptstadt Peking, gewisser Handelsinteressen wegen, eine russische Gesandtschaft; durch sie wurde es auch zuerst außer Zweifel gesetzt, daß Asien mit Amerika nicht zusammenhänge. Er ließ eine Anzahl wissenschaftlich gebildeter Ausländer nach Rußland kommen, und viele Werke, vorzüglich über Mathematik und Kriegskunst, in's Russische übersetzen, führte einen neuen Münzfuß ein, ließ auf dem kaspischen und schwarzen Meere Handelsschiffe bauen, ein neues Gesetzbuch für die bürgerliche, peinliche und kirchliche Rechtspflege entwerfen, eine neue Bibelausgabe besorgen, den Katechismus und die Kirchenbücher umarbeiten, die Liturgie zweckmäßiger einrichten, munterte Handel und Gewerbe auf, und beförderte den Bergbau. Sein Heer suchte er durch viele und gut besoldete ausländische Offiziere zu vervollkommnen, welche die ersten Formen europäischer Mannszucht einführten. Bis nach Sibirien schickte er deutsche Offiziere, die dort ausgehobenen Mannschaften zu regulären Soldaten zu bilden, welche zur Unterwerfung der aufrührerischen Kalmuken, Baschkiren und anderer Volksstämme verwendet werden sollten. So sorgte Alexei mit außerordentlicher Thätigkeit für die Verbesserung aller Zweige der Verwaltung, und legte den Grund zu den durchgreifenden Maßregeln seines berühmten Sohnes, Peter's des Großen.

Leonhard Euler.

Geboren 1707. Gestorben 1783.

Leonhard Euler, bekannt als einer der größten und thätigsten Mathematiker der neueren Zeit, wurde den 15. April 1707 zu Basel geboren. Sein Vater, welcher bald darauf Prediger zu Reichen, unweit Basel, ward, und den Sohn für seinen eigenen Beruf zu erziehen hoffte, war zugleich sein erster Lehrer in der Mathematik, und sendete ihn dann auf die Universität nach Basel, wo Johann Bernouilli und dessen Söhne, Nikolaus und Daniel, mit welchen der junge Student ein inniges Freundschaftsbündniß schloß, sich des Unterrichts und der Bildung desselben kräftig annahmen. Anfangs richtete Euler, im Einverständnisse mit den Wünschen seines Vaters, sein Augenmerk auf die Theologie; doch bald verdrängte angeborene Neigung diesen Entschluß, und schon in seinem neunzehnten Jahre erhielt er das Accessit eines von der Pariser Akademie ausgesetzten Preises für die beste Abhandlung über das Bemasten der Schiffe. Seine Freunde, die beiden jüngeren Bernouilli, hatten eine Einladung der Kaiserin Katharina I. nach St. Petersburg an die dortige Akademie angenommen, und Euler folgte ihnen dorthin, in der Hoffnung, durch sie ebenfalls eine Anstellung zu finden. Der Tod der Kaiserin und des Nikolaus Bernouilli durchkreuzte zwar anfänglich seine Plane, aber nach einiger Zeit erhielt er an jener Akademie die Professur der Naturphilosophie, und im Jahre 1733 folgte er dem, in seine Heimat zurückgekehrten Daniel Bernouilli in seinem Amte als Professor der Mathematik. Die Verfassung Rußlands vertrug sich wenig mit den Grundsätzen des geborenen Republikaners; dennoch nöthigten ihn die Umstände, bis 1741 in St. Petersburg auszuhalten, in welchem Jahre er freudig einem Rufe König Friedrich's II. folgte, um die Stelle eines Lehrers der mathematischen Wissenschaften an der Akademie zu Berlin zu übernehmen. Ungern hatte er in der russischen Hauptstadt der

Nothwendigkeit, sich der Landessprache zu bedienen, nachgegeben, und diesem Umstande war seine Liebe zur Schweigsamkeit und zur stillen Forschung beizumessen, welche ihn seitdem bezeichnete. Friedrich's II. Mutter, die in der Unterhaltung mit ausgezeichneten Männern eben so großes Vergnügen fand, wie der König selbst, konnte von Euler nie mehr, als wenige Sylben herausbekommen. Als sie ihn einstmals fragte: warum er nicht rede, antwortete er kurz: »Madame, ich habe in einem Lande gelebt, wo Leute wegen des Redens aufgehenkt worden sind.« Der unbegründete Widerwille gegen jenes Land, das ihn zuerst ausgezeichnet und belohnt hatte, verlor sich mit der Zeit. Er verweilte in Berlin bis 1766, und von russischer Seite nahm man an, als habe er seine dortige Stellung nicht aufgegeben; daher wurde auch sein Gehalt ihm regelmäßig fortbezahlt. Bei dem Einfalle der Russen in Brandenburg 1760 wurde ein ihm gehöriges Gut verwüstet, wofür er jedoch auf Befehl der Kaiserin Elisabeth sofort reichlich entschädigt wurde. Auf die Einladung Katharina's II. kehrte er 1766 nach St. Petersburg zurück, wo bald darauf seine schon seit länger verspürte Augenschwäche dergestalt zunahm, daß das Lesen für ihn beinahe zur Unmöglichkeit wurde. Er war daher fast ausschließend auf sein Gedächtniß beschränkt, und verstand, durch Uebung sein Erinnerungsvermögen und seine Einbildungskraft so sehr zu vervollkommnen, daß er nicht nur Virgil's ganze Aeneis auswendig wußte, sondern auch die sechs ersten Potenzen der Zahlen 1 bis 20 im Kopfe ausrechnete, und sie durch mehre Tage ohne Anstoß hersagen konnte. Seine Hauptunterhaltung in dieser Lage bestand in Verfertigung künstlicher Magnete und im Unterrichte eines seiner Enkel. Hochbejahrt starb er am 7. September 1783. Euler war einer der fruchtbarsten, und zugleich der einfachste und verständlichste mathematische Schriftsteller. In einem Zeitraume von mehr als fünfzig Jahren schrieb er, bei vielfältigen anderen Arbeiten, dreißig selbständige Werke und über siebenhundert Abhandlungen, welche alle zusammen sich nicht in vierzig starke Quartbände würden bringen lassen; das Verzeichniß seiner Schriften allein füllt 59 Octavseiten. Kein Geometer hat so viele Gegenstände auf einmal umfaßt, Keiner über alle Theile der Mathematik so viel Licht verbreitet, wie er. Diejenigen seiner Schriften, welche am besten eine Vorstellung seines Styls und seiner Methode geben, sind: „Introductio in analysin infinitorum“ und »Institutiones calculi integralis.« Euler war von einfachem, etwas zurückhaltendem Wesen; er war zur Andacht geneigt und hielt streng zum Calvinismus, als der herrschenden Kirche seiner Heimat.

Wortkarg gegen Fremde und Hochgestellte, war er munter und launig im traulicheren Kreise. Seine Geisteskräfte haben zu keiner Zeit abgenommen; thätig und scharfsinnig bis an sein Ende, hörte er gleichzeitig auf zu denken und zu leben.

Joseph Louis Lagrange.

Geboren 1736. Gestorben 1813.

Zwei Nationen, Franzosen und Italiener, nehmen die Landsmannschaft dieses berühmten Mathematikers in Anspruch. Lagrange's Großvater war ein Franzose, begab sich aber in die Dienste des Herzogs von Savoyen und sein gefeierter Enkel wurde (25. Januar 1736) zu Turin geboren; daher jener Streit. Anfänglich studirte er Philosophie, wendete sich aber bald aus überwiegender Neigung zur Mathematik, die er mit dem erfolgreichsten Eifer betrieb. Schon in seinem achtzehnten Jahre konnte er, in einem öffentlich bekannt gewordenen Briefe an den berühmten Fagnano, eine Menge neuer, von ihm gemachten Entdeckungen in geometrischen Berechnungen aufstellen; eben so lösete er die von Euler lange Zeit vergeblich aufgeworfene Frage über die zweckmäßige Berechnung des Isoperimetron, so wie über das Princip der geringsten Bewegung. Kaum neunzehn Jahre alt, erhielt er die Professur der Mathematik an der Artillerieschule zu Turin, und wurde von der Berliner Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede ernannt. Die ausgezeichnetsten Gelehrten der Zeit, als Euler, d'Alembert u. a., gaben dem jungen Manne Beweise ihrer Achtung und traten mit ihm in Briefwechsel. Besonders aber lenkte er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch Erringung des von der Akademie der Wissenschaften in Paris ausgesetzten Preises in Betreff der Jupiterstrabanten, und machte seinen Namen durch die Darlegung der ersten Grundzüge seiner Lehre vom Planetensysteme unsterblich. Nach Euler's Abgange von Berlin nach St. Petersburg wurde Lagrange von Friedrich dem Großen als Director der Akademie nach Berlin berufen. Hier lebte er, vom Könige, wie von Allen geschätzt, in angenehmen Verhältnissen, bis des Monarchen Tod

Manches anders gestaltete. Auch Lagrange wünschte jetzt seine Stellung zu verändern, und wählte, unter mehren anderen Anerbietungen, 1787 jene, welche durch Mirabeau's Vermittelung von der Pariser Akademie an ihn erging. Kaum in sein neues Amt eingetreten, wurde er von einer tiefen Schwermuth befallen, die ihn gegen seine Wissenschaft völlig gleichgiltig machte, ja ihn mit einer förmlichen Abneigung gegen dieselbe erfüllte, obschon sein thätiger Geist in Studien anderer Art Beschäftigung suchte. Dennoch begegnete man dem ausgezeichneten Manne mit großer Aufmerksamkeit. Die Nationalversammlung bestätigte 1791 seinen Gehalt von sechstausend Franken, und ernannte ihn später zum Mitgliede der Belohnungscommission für nützliche Erfindungen, so wie im März des folgenden Jahres zu einem der Vorsteher bei der Münze, welche Stelle er jedoch als eine Bürde betrachtete und daher bald wieder abgab. Die Stürme der Revolution zogen sich auch über seinem Haupte drohend zusammen, und als Ausländer schwebte er mehr als einmal in Gefahr, ihr Opfer zu werden, obschon man bei ihm die ehrenvolle Ausnahme machte, das Gesetz der Landesverweisung gegen ihn nicht in Anwendung zu bringen. Nach Wiederkehr der alten Ruhe und Ordnung übernahm Lagrange die Professur der neuerrichteten Normalschule, so wie der polytechnischen Schule in Paris, und mit der Uebernahme erwachte die Liebe für seine Wissenschaft, welche durch mehre Jahre geschlummert hatte, mit aller Stärke auf's Neue. Auch war er eines der ersten Mitglieder sowohl des neu errichteten Institutes, als des Längenbureau's. Von nun an stieg sein Ruhm immer höher. Die französische Republik erkannte seine Verdienste an, und auf Befehl der Regierung wurde an Lagrange's greisen Vater eine Deputation gesendet, um ihm im Namen Frankreichs Glück zu einem solchen Sohne zu wünschen. Nicht minder ehrte Bonaparte den großen Gelehrten, und auch als Consul und Kaiser gab er ihm fortwährend Beweise seiner Achtung. Er ernannte ihn zum Mitgliede des Senats, verlieh ihm das Großkreuz der Ehrenlegion und erhob ihn in den Grafenstand. Mit allem äußeren Glanze geschmückt, starb Lagrange am 10. April 1813, und wurde im Pantheon beigesetzt. — Sein Charakter war mild, wohlwollend und bescheiden; die höchsten Ehren konnten daran nichts ändern, und, seinen eigenen Ruhm unterordnend, wies er mit Vorliebe stets auf fremde Verdienste hin. Ueber seine Stellung als Gelehrter urtheilte Laplace: „Unter den Entdeckern, welche die Gränzen unseres Wissens am meisten erweitert haben, scheinen mir Newton und Lagrange im höchsten Grade jenen glücklichen Tact besessen zu haben,

welcher zur Entdeckung großer Gegenstände führt und den wahren Genius der Wissenschaft ausmacht. Dieser Tact, verbunden mit einer seltenen Eleganz in der Art, die abstractesten Theorien verständlich zu machen, charakterisirt Lagrange.»

Sir Thomas Lawrence.

Geboren 1769. Gestorben 1830.

Unter den ersten Jüngern der durch Reynolds erweckten englischen Schule nimmt Thomas Lawrence als Portraitmaler einen bedeutenden Platz ein. Er kam in Bristol, wo sein Vater sich dürftig als Gastwirth nährte, den 13. April 1769 zur Welt, und offenbarte schon in seiner frühesten Jugend ein entschiedenes Talent für jenes Fach, in welchem er später glänzte. In seinem sechsten Jahre machten seine Versuche im Portraitiren bereits Aufsehen; daher eilte sein Vater, den dreizehnjährigen Knaben 1782 zu dem Maler Hoare nach Bath zu bringen, wo seine schnellen Fortschritte neue Bewunderung erregten. Fünf Jahre später ging er nach London und vollendete seine Ausbildung unter dem berühmten Reynolds. Anfänglich wurde er, wie auch aus Peter Pindar's Satyren ersichtlich wird, von den Akademikern verfolgt und angefeindet, ja seine Arbeiten von ihnen schlechtweg für Sudeleien erklärt; dennoch erwarb er sich gleich durch seine ersten Portraits, vorzüglich durch jene der eben so bekannten als gefeierten Familie Kemble und der großen Bühnenkünstlerin Siddons, so hohen Ruf, daß er im Jahre 1792 zum Hofmaler ernannt und mit Aufträgen überhäuft wurde. Bald wurden auf allen Ausstellungen vorzugsweise seine Bilder gesucht, und von den höheren Klassen begünstigt, wurde seit 1800 seine Stellung im gesellschaftlichen Leben immer bedeutender. Besonders bekannt machte er sich durch die Portraits hochgestellter Personen, wie Thurlow, Erskines, Mackintosh, und der Königin Karoline als Prinzessin von Wales, nebst ihrer Tochter Charlotte. Seit dieser Zeit gab es kaum eine Notabilität Englands, welche sich nicht von ihm, ungeachtet seiner hohen Preise, hätte malen lassen, und nicht mit Unrecht ist er daher

irgendwo der Hofmaler der englischen Aristokratie genannt worden. Auch im historischen Fache versuchte er sich bisweilen, und namentlich fanden eine Scene aus Pizarro und eine desgleichen aus Shakespeare's »Sturm« den Beifall der Kenner. Da jedoch die Historienmalerei in England bis in die neueste Zeit nur geringe Aufmunterung fand, so verweilte auch Lawrence, an stäten Beifallszuruf gewöhnt, nicht lange in jener Sphäre, sondern widmete sich fortan ausschließend der Portraitmalerei, welche Gold und Ehren in reicher Fülle über ihn ausschüttete. Eben dieser Umstand aber gab Anlaß zu mißbilligenden Urtheilen, als ihn der König nach West's Tode 1820 zum Präsidenten der Akademie ernannte, da man meinte, daß nur berühmte Historienmaler, wie seine beiden Vorgänger, Reynolds und West, gewesen, Anspruch auf diese Auszeichnung hätten. Zugleich verlieh ihm der König auch die Ritterwürde. Der Künstler verdankte der Gunst, welche er genoß, auch den Auftrag, die fürstlichen Gäste, welche nach dem Frieden 1814 London besuchten, so wie die übrigen gegen Napoleon verbündeten Monarchen für die Sammlung des Prinzen-Regenten zu malen. Um diesen Auftrag zu erfüllen, besuchte er seitdem mehre europäische Hauptstädte, wo er seine Kunst zum Vortheile seines Rufes und seines Vermögens zu üben vielfache Gelegenheit hatte, und auch von auswärtigen Fürsten und Großen mit Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. Für sein bestes Werk wird sein Bildniß König Georg's IV. gehalten. Er starb zu London den 7. Januar 1830. Seine Portraits haben den Hauptvorzug geistreicher Auffassung und sprechender Aehnlichkeit; sie zeigen einen kecken und freien Pinsel, und sind in Colorit und Ausführung vortrefflich. Dagegen ist ihm auch das Frostige und Manierirte der englischen Malerei eigen, die, bei aller Genauigkeit der Details, doch den feineren Charakterausdruck nicht selten aus den Augen verliert. Nicht immer streng correct, deutet er in der Zeichnung der Formen die Knochen, Muskeln u. s. w. — was die Franzosen in der Malerei »le dessous« nennen — nicht genug an, ist aber mit um so größerem Erfolge bemüht, fast ausschließlich den Ausdruck der Idee hervor zu heben.

Sir Joshua Reynolds.

Geboren 1723. Gestorben 1792.

Sir Joshua Reynolds — sagt Burke — war der erste Engländer, welcher seinem Vaterlande zu dessen anderen Ehren auch den Preis der schönen Künste erwarb. Ohne die Wahrheit dieser Phrase näher zu untersuchen, steht doch fest, daß er als Begründer der englischen Malerschule anzusehen ist. Den 16. Juli 1723 zu Plympton bei Plymouth in Devonshire geboren, machte er schon frühzeitig große Fortschritte im Zeichnen und in der Kenntniß der Perspective; besonders lehrreich für ihn wurde Richardson's »Theorie der Malerei.« Als zwölfjähriger Schulknabe lieferte er schon ein sehr gelungenes Portrait des Predigers Thomas Smart, welches noch jetzt aufbewahrt wird. Siebzehn Jahre alt, kam er zu Hudson, der damals im Rufe des geschicktesten Portraitmalers stand, und ließ sich 1734 als Portraitmaler in der Stadt Plymouth Dock, nach der Zeit Devonport genannt, nieder, wo er mehre Portraits, namentlich von Seeoffizieren, malte. Berühmt wurde ein größeres Bild, auf welchem Eliot und dessen Familie vorgestellt sind. Seine ersten Werke, obgleich etwas sorglos gezeichnet, charakterisirten sich vortheilhaft durch Schönheit der Farbe, Freiheit in der Behandlung, und Wahrheit im Ausdrucke; von den Fehlern seines Lehrers Hudson schienen nur eine gewisse Steifheit und Einförmigkeit in den Stellungen seiner Figuren auf ihn übergegangen zu sein, — Mängel, für welche er später so viel Geist und Grazie eintauschte, daß man von ihm sagte: seine Werke würden künftig die Grammatik der Portraitmaler ausmachen. Er erkanntedie trockene Praktik und Routine, in welche zu seiner Zeit die Kunst sich hineingeworfen hatte, und bekämpfte sie an sich selbst durch das Studium classischer Muster, unter denen besonders Michel Angelo seine Bewunderung erregte, doch ohne daß er seine Selbständigkeit einer bloßen Nachahmung opferte. Um jene Meisterwerke zu sehen, ging er 1750 mit seinem Gönner, Lord Keppel, nach Italien, wo er, besonders in Rom, die Schulen der berühmtesten Maler besuchte, und seinen Styl merklich vervollkommnete. 1752 kehrte er

in Begleitung seiner Schwester Franziska nach London zurück, wo er durch das Portrait eines Italieners, Giuseppe Marchi, welches im Style Rembrandt's gemalt war, große Bewunderung erntete, obgleich sein früherer Meister Hudson, da er es betrachtete, in einer Anwandlung von Eifersucht ausrief: »Reynolds, Sie malen nicht mehr so gut, als damals, ehe Sie England verließen.« Das nächste Werk, welches er ausführte, war das lebensgroße Portrait des Admirals Keppel; es vollendete den Ruhm des Künstlers, und allgemein wurde jetzt Reynolds als der größte Maler anerkannt, den England seit van Dyk gesehen habe. Von da an stieg er ohne Unterbrechung immer höher in seiner Kunst, wie in der Anerkennung der Welt; denn sein Ruhm war niemals größer, als am Ende seines thätigen Lebens. Weil Portraits in der Regel kein allgemeines Interesse einflößen können, so verlieh er den seinigen meist einen historischen oder symbolischen Charakter, wodurch er ihren beschränkten Wirkungskreis glücklich erweiterte; so sein zwischen die Tragödie und die Komödie gestellter Garrick, seine zur tragischen Muse umgestaltete Mrs. Siddons u. a. m. 1768 wurde in London die königliche Akademie gegründet, und Reynolds zum Präsidenten derselben gewählt; zugleich wurde er in den Ritterstand erhoben. Als Präsident verfaßte er für die Professoren und Studenten jene trefflichen Reden (Discourses), die seinen Namen auch als Schriftsteller berühmt gemacht haben. Was seine historischen und mythologischen Gemälde, z. B. den Herkules, die Enthaltsamkeit des Scipio, Kupido und Psyche, Macbeth, Heinrich IV. u. a. anlangt, so kommen sie zwar den besten anderer englischer Maler gleich, zeichnen sich aber dennoch zu wenig aus, als daß sie den Meisterwerken anderer Nationen an die Seite gestellt werden könnten; die Composition ist steif und ohne Geist, die Gruppirung selten richtig, und die Handlung meist ohne besonderes Interesse. Am berühmtesten ist sein Ugolino nach Dante's Schilderung geworden, auf welchen Gegenstand ihn Goldsmith, nach Anderen Burke, aufmerksam gemacht hatte. Seit 1789, wo sein Auge ihm untreu ward, entsagte er der Ausübung seiner Kunst, und im folgenden Jahre legte er seine Stelle bei der Akademie nieder. Den Rest seiner Tage trübte Krankheit; der Tod befreiete ihn am 23. Februar 1792. Er wurde in der Kathedrale St. Paul beigesetzt, nahe bei dem Grabmale des Christopher Wren.

Thomas Sydenham.

Geboren 1624. Gestorben 1689.

Dieser in manchen Beziehungen ausgezeichnetste Arzt, welchen England hervorgebracht hat, stammte aus Wynford-Eagle in Dorsetshire, wo sein Vater ein bedeutendes Landgut besaß. Achtzehn Jahre alt, bezog er die Universität Oxford, verließ sie aber (1642) sehr bald wieder, als während des Bürgerkrieges, nach der Schlacht von Edge-Hill, diese Stadt das Hauptquartier der königlichen Truppen wurde. Erst nachdem Oxford dem Parlamente unterworfen war, beschloß Sydenham, seine Studien daselbst fortzusetzen. Auf dem Wege dorthin traf er in London zufällig mit dem Doctor Thomas Coxe, einem damals ziemlich berühmten Arzte, zusammen; sie sprachen über die Wahl des Berufes, und Sydenham entschied sich in Folge dieser Unterhaltung für die Arzneiwissenschaft, die er seitdem in Oxford eifrig studirte. John Locke, mit welchem er in den engsten freundschaftlichen Beziehungen stand, hatte wahrscheinlich großen Theil daran, daß der schwankende und unbefriedigende Zustand, in welchem er seine Wissenschaft erblickte, ihn mit so ernstem Unwillen erfüllte, und daß er so beharrlich strebte, ihr bestimmtere Grundlagen zu geben. Im April 1648 nahm er den Titel eines Baccalaureus, später in Cambridge den eines Doctors der Medicin an, ließ sich dann in London nieder und verheiratete sich. Er war Zeuge der im Jahre 1565 ausbrechenden Pest, vor welcher er Anfangs mit seiner Familie auf das Land floh, dann aber, seiner Furcht sich schämend, zu seinem Berufe zurückkehrte, und unermüdlich als Arzt jenen Opfern beistand, die von der schrecklichen Seuche ergriffen wurden. Seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre litt er an der Gicht und am Steine, und trug die peinlichen Schmerzen, welche dieser Zustand ihm verursachte, durch sein ganzes Leben mit musterhafter Geduld und Ergebung. Sie wurden ihm sogar zu Gegenständen der Forschung, denn er studirte jene Uebel an seinem eigenen Körper, und theilte der Welt die Ergebnisse seiner

Beobachtungen mit. Er starb in seinem Hause in Pall-Mall den 29. December 1689, sechsundsechzig Jahre alt, und wurde in der St. Jakobskirche in Westminster begraben, wo ihm 1810 von dem Collegium der Aerzte eine Denktafel errichtet wurde. Johnson rühmt von ihm, daß, wenn er in seinen Schriften uns auch nicht belehren konnte, wie jene schmerzvolle Krankheit, an welcher er selbst litt, zu heilen sei, er uns durch sein eigenes Beispiel die edlere Kunst zeigte, sie mit Heiterkeit zu ertragen. Auch war er nicht minder geduldig gegen geistige, als gegen körperliche Anfechtungen; denn obgleich vielen Aerzten seiner Zeit zum Ziele ihrer Gehässigkeit dienend, unternahm er nie einen Gegenangriff auf den Ruf Derer, welche ihn verläumdeten, und wiewohl er häufig ihrer Bitterkeit gedenkt, so nennt er sie doch nie bei Namen. Seine Schriften athmen durchaus einen Geist warmer Frömmigkeit, Aufrichtigkeit und innigen Wohlwollens; in Bezug auf seine Patienten soll er überaus großmüthig gewesen sein, daher war auch seine, obschon ausgebreitete Praxis nicht in gleichem Verhältnisse einträglich, und er hinterließ kein bedeutendes Vermögen. Mit Recht wird Sydenham den größten Aerzten beigezählt und der Hippokrates der neueren Zeit genannt. Als reiner Beobachter, der nur auf die Stimme der Natur hört, und sich von aller Systemsucht streng entfernt hält, gibt er allen Zeiten und allen Aerzten das Beispiel, wie die Medicin ausgeübt werden müsse. In seinem Heilverfahren ließ er den Wirkungen der Natur Zeit und wartete auf die kritischen Bewegungen; entstehende Krankheiten behandelte er gewöhnlich kühlend, und bildete dadurch das antiphlogistische Heilverfahren in einem hohen Grade aus; in den späteren Stadien der Krankheit gebrauchte er häufiger erhitzende und stärkende Mittel. Ueber die Anwendung der China und des Opiums hat er sehr werthvolle Regeln gegeben, die Krankheiten und ihren Verlauf sehr lebendig geschildert, vorzüglich aber auf ihre Aufeinanderfolge je nach den herrschenden Constitutionen und Epidemien aufmerksam gemacht. Vorzüglich sorgfältig hat er das Podagra beschrieben und abgehandelt, was er um so genauer konnte, je schwerer er selbst daran litt.

Edward Jenner.

Geboren 1749. Gestorben 1823.

Edward Jenner, ein Wohlthäter der Menschheit im ausgebreitelsten Sinne, erblickte das Licht der Welt in dem Pfarrhause von Berkeley in Gloucestershire, den 17. Mai 1749. Sein Vater, welcher daselbst Pfarrer war, starb schon 1754, und der junge Edward wurde daher unter der Aufsicht seines ältesten Bruders Stephan erzogen. Schon als Kind entwickelte sich seine Vorliebe für das Studium der Naturgeschichte, und diese entschied auch die Wahl seines künftigen Standes. Nachdem er seine Schulbildung empfangen hatte, kam er, dem Berufe gemäß, zu Mr. Ludlow, einem Wundarzte in Sodbury bei Bristol, 1770 aber nach London zu dem berühmten Wundarzte John Hunter, in dessen Hause er zwei Jahre lang lebte, von Demselben als Freund und zugleich als Schüler betrachtet wurde, und während dieser Zeit mächtige Fortschritte in den Studien seines Berufes machte. Das Verhältniß zwischen diesen beiden ausgezeichneten Männern war eng' und herzlich, und währte bis zu Hunter's Tode, welcher im Jahre 1793 erfolgte. Auf des Letzteren Empfehlung wurde 1771 der zweiundzwanzigjährige Jenner beauftragt, die naturgeschichtlichen Sammlungen zu ordnen, welche Joseph Banks in seiner Reise um die Welt zusammengetragen hatte. Er erwarb mit dieser Arbeit solchen Beifall, daß er im folgenden Jahre aufgefordert wurde, sich der neuen Expedition des Capitains Cook anzuschließen, was er jedoch ablehnte, wie anlockend auch eine solche Aussicht in mancher Beziehung für den wißbegierigen Jüngling war. Bald darauf ließ er sich in Berkeley als Arzt und Wundarzt nieder, und erlangte in Kurzem eine so einträgliche und ausgebreitete Praxis, daß seine Gesundheit dabei litt, und er daher sich auf die Ausübung der inneren Heilkunde allein beschränkte, zu welchem Ende er 1792 zu St. Andrews den Doctorgrad erwarb. Musik, leichtere literarische Arbeiten, denen er sich als Leser

wie auch als Autor hingab, und der Umgang mit seinen Freunden, waren die Zerstreuungen, durch welche Jenner sich die schwere Bürde seines Berufes erleichterte; aber seine liebste Unterhaltung blieb die Naturgeschichte mit Einschluß der Geologie. 1778 stiftete er eine ärztliche Gesellschaft, welche ihre Versammlungen in Rodborough hielt und die Wissenschaft vielfach bereicherte, bis sie 1789 zu bestehen aufhörte. In letzterem Jahre wurde Jenner, wegen einer gelehrten Abhandlung, in die königliche Gesellschaft aufgenommen. Während dieses vielbewegten Lebens hatte er sein Hauptaugenmerk auf die Ausmittelung der Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menschenpocken gerichtet. Obgleich diese Schutzkraft schon vor ihm mehren Aerzten nicht unbekannt geblieben, und die Kuhpockenimpfung schon im Jahre 1791 vom Schullehrer Platt zu Hasselburg in Holstein ausgeübt worden war, so daß die Vaccine als eine deutsche Erfindung zu betrachten ist; so gebührt doch Jenner das Verdienst, den Gegenstand gründlich erforscht und seine Entdeckung mit seltener Beharrlichkeit an's Tageslicht gefördert zu haben. Die Anregung dazu gab ihm, noch während seines Aufenthaltes in Podbury, eine junge Bäuerin, welche sich gegen seinen Lehrherrn äußerte, daß sie die Menschenblattern nicht fürchte, weil sie die Kuhpocken gehabt habe. Seitdem forschte Jenner dem Gegenstande rastlos weiter nach, ermittelte die verschiedenen Ausschläge am Eiter der Kühe, bestimmte die ächte Kuhpocke, von welcher er 1788 eine Zeichnung vorlegte, und trug endlich am 14. Mai 1796 ihr Contagium von der Hand eines Milchmädchens auf den Arm eines achtjährigen Knaben über, welche Impfung sich vollkommen schützend erwies. 1798 wurde dieser Versuch vielfältig wiederholt, worauf in demselben Jahre seine erste Schrift über den Gegenstand: »Untersuchung der Ursachen und Wirkungen der Schutzpocken,« erschien. Schnell verbreitete sich nunmehr seine Entdeckung über Europa; 1799 impfte schon de Carro in Wien seine beiden Söhne — die ersten Schutzpocken-Impflinge auf dem europäischen Continente — und in diesen Versuchen folgten Odier zu Genf, Ballhorn zu Hannover u. A. nach. Ueberall erkannte man Jenner's hohe Verdienste um die Menschheit an; ihm zu Ehren und unter seiner Oberaufsicht wurde 1803 zu London eine Gesellschaft, die »Royal Jennerian Society,« gestiftet, welche 1808 auf seinen Rath sich in die National-Vaccin-Stiftung verwandelte. Er selbst ward Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften; 1802 erhielt er vom Parlamente als Belohnung 10,000 Pf., und 1807 von demselben nochmals 20,000 Pf. Ungeachtet dieser Ehren zog er die Genüsse des Landlebens

und häuslichen Glückes dem glänzenden Stadtleben vor, beschäftigte sich fortdauernd mit den Wissenschaften, und starb, im vierundsiebzigsten Jahre seines Alters, zu Berkeley im Februar 1823 am Schlagflusse.

John Dollond.

Geboren 1706. Gestorben 1761.

Ueber die Lebensumstände dieses verdienstvollen Mannes ist bisher in deutschen Werken durchaus nichts Näheres berichtet worden, und wir tragen daher aus englischen Quellen einiges Bezeichnende nach. Seine Eltern waren französische Protestanten in der Normandie, von wo sie 1685 durch die Widerrufung des Edicts von Nantes vertrieben wurden. Sie wendeten sich mit mehren ihrer Schicksalsgenossen nach Spitalfields, und hier kam John Dollond den 10. Juni 1706 zur Welt. Von Einigen, unter Anderen von Lalande, ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß der Name Dollond kein französischer sei; vielleicht war derselbe nur eine englische Corruption von d'Hollande. John Dollond verlor schon in früher Jugend seinen Vater, und mußte daher seinen Unterhalt am Webstuhle verdienen; aber seine Freistunden verwendete er, von Talent und Neigung getrieben, zu mathematischen und naturphilosophischen Studien. Wie sehr auch die Sorgen auf den Familienvater einstürmten — denn er verheiratete sich sehr jung, — so fand er doch nicht nur für seine bisherigen Beschäftigungen, sondern auch noch für Studien der Anatomie, der classischen Literatur und Gottesgelehrtheit Zeit. So floß sein stilles Leben hin, bis sein Sohn, Peter, das Alter erreicht hatte, ihn in seinem Seiden-Webergeschäfte unterstützen zu können. Der Sohn, von einer ähnlichen wissenschaftlichen Neigung beherrscht, wie der Vater, und von Diesem tüchtig unterrichtet, verließ endlich das frühere Gewerbe und ward Opticus. Er hatte in diesem neuen Stande ziemlichen Erfolg, und nach einigen Jahren (1752) verband sich der Vater mit ihm. Die erste Verbesserung, welche

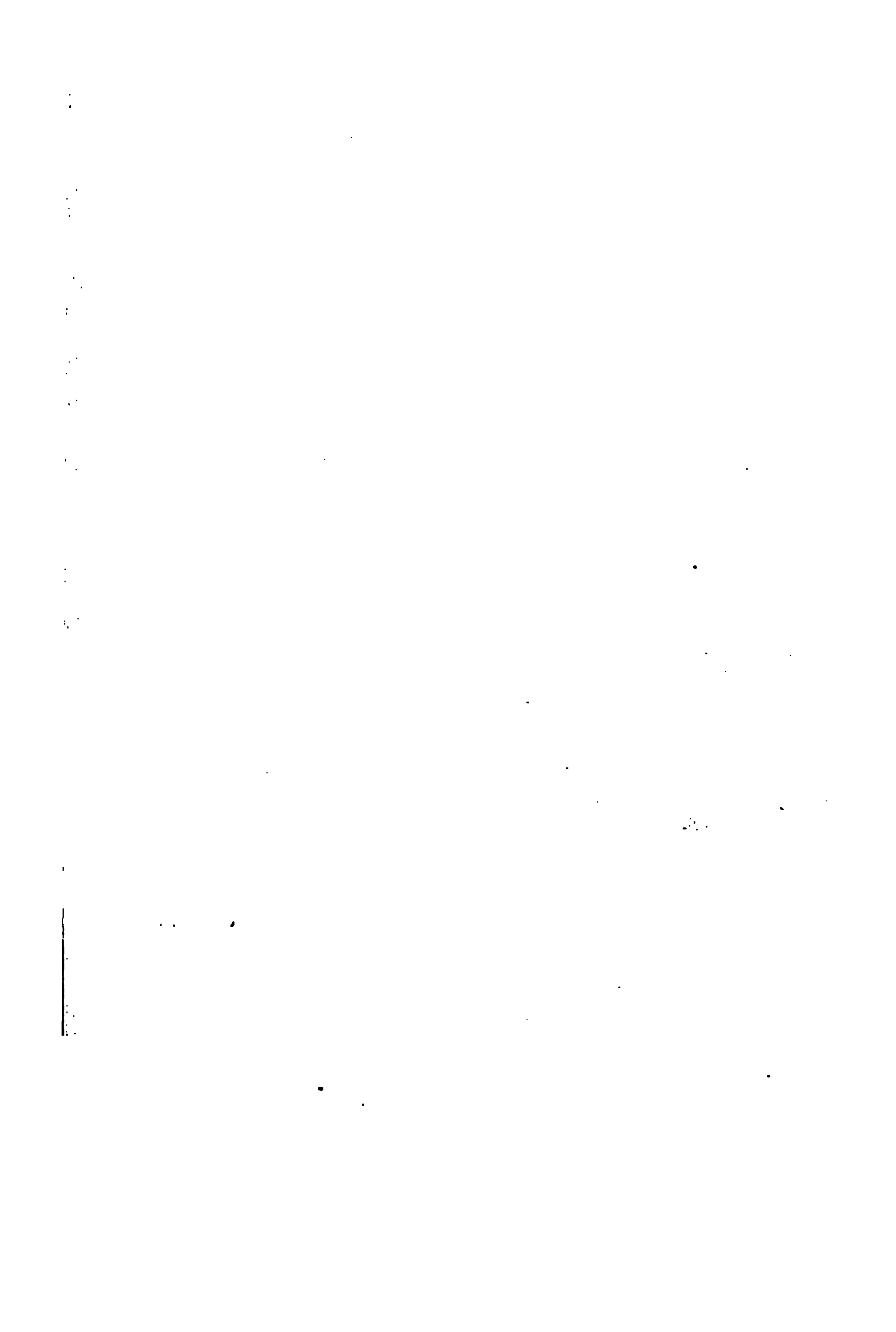
der ältere Dollond an dem Teleskop anbrachte, war die Hinzufügung noch eines Glases zu dem Augenstücke, so daß die Zahl der Gläser von fünf auf sechs stieg. Er theilte dieses 1753 durch seinen, als Astronom und Optiker bekannten Freund, James Short, der königlichen Gesellschaft mit. Durch diese neue Construction wurde eine Erweiterung des Sehfeldes bewerkstelligt, ohne daß die unvermeidlichen Mängel des Instruments dadurch vermehrt worden wären. Im Mai 1753 legte er jener Gesellschaft auch seine Verbesserung des Mikrometers vor, wobei er das Objectivglas in zwei halbrunde Hälften getheilt und an einander gefügt hatte. Aber den größten Ruf erwarb er sich durch die Erfindung seiner achromatischen oder farblosen Teleskope, bei welchen der farbige Rand vermieden war, der bei allen früheren Teleskopen die Bestimmtheit und Deutlichkeit der Bilder vermindert hatte. Als nämlich die Untersuchung des schwedischen Astronomen Klingenstierna 1754 in Newton's Schlüssen über die bei allen Körpern nach einerlei Gesetzen erfolgende Farbenzerstreuung, Unrichtigkeiten aufdeckte, wurde Dollond veranlaßt, einen Versuch mit einem Wasser- und Glasprisma anzustellen, wo er den ausfahrenden Strahl, obgleich mit dem einfallenden parallel, dennoch farbig fand, was ihn nun bewog, Prismen aus verschiedenen Glasarten so zusammen zu setzen, daß sie eine Brechung des Lichtes, aber keine Farbenzerstreuung bewirkten, bis er endlich achromatische Objective zu Stande brachte. Dieselben waren doppelt. (Nach seinem Tode vervollkommnete sein Sohn Peter diese Fernröhre, indem er dreifache achromatische Objective zu Stande brachte.) Dollond theilte seine wichtige Erfindung 1758 der königlichen Gesellschaft mit, und wurde von derselben mit der Copley-Medaille betheilt. Er beschäftigte sich nun unermüdlich mit der Vervollkommnung seines achromatischen Teleskops, und arbeitete gegen das Ende seines Lebens auch Kalender für verschiedene Gegenden der Welt aus. 1761 ward er Mitglied der königlichen Gesellschaft; aber am 30. November desselben Jahres befiel ihn, als er eben aufmerksam in Clairaut's damals neu erschienener »Theorie des Mondes« las, ein Schlagfluß, an dessen Folgen er nach wenigen Stunden, in seinem sechsundfünfzigsten Jahre, verschied. Dollond war sehr fromm, und wohnte mit seiner Familie regelmäßig dem öffentlichen Gottesdienste in der französisch-protestantischen Kirche bei. Seine Miene war ernst, und die scharfen Linien seines Antlitzes drückten Tiefsinn und Nachdenken aus; aber im Umgange mit seiner Familie und seinen Freunden war er heiter und herzlich, und seine Worte pflegten einen tiefen Eindruck zu machen. Er besaß ein außerordentlich

starkes Gedächtniß, und wie vielerlei er auch gelesen hatte, so konnte er doch die wichtigsten Stellen eines jeden Buches, das er je einmal zur Hand genommen, angeben und wieder erzählen.

James Brindley.

Geboren 1716. Gestorben 1772.

Der Gründer jenes Kanalsystems, durch welches Englands Nationalwohlstand seit den letzten hundert Jahren sich so mächtig gehoben hat, James Brindley, kam in dem Kirchspiele Wormhill in Derbyshire zur Welt. Sein armer Vater konnte ihm nur eine sehr mangelhafte Erziehung geben, und der Knabe mußte sich den gröbsten Landarbeiten unterziehen. Siebzehn Jahre alt, kam er zu einem Mühlenbauer in Macclesfield in die Lehre, wo sein mechanisches Genie sich bald zu allgemeiner Bewunderung entfaltete und weit über den Kreis seiner zugewiesenen Arbeiten hinausgriff. Durch mancherlei nützliche Erfindungen und Kunstgriffe machte er sich in der Nachbarschaft einen Namen; sein denkender Geist führte ihn von der Straße des Gewöhnlichen und Herkömmlichen ab, und der Ruf des wagenden Mannes wurde durch glückliche Unternehmungen gesichert. Sein erstes großes Werk war eine Wasserhebungsmaschine, die er 1752 für die Steinkohlenminen zu Clifton in Lancashire errichtete; eben so gut gelang ihm 1755 zu Congleton in Cheshire die Zusammensetzung einer ganz neuen Seidenspinnmühle. Diese und einige andere bedeutende Unternehmungen lenkten die Aufmerksamkeit des Herzogs von Bridgewater, der damals den großen Plan seines Kanals in sich trug, auf Brindley; ihm legte er den Plan, den alle Baumeister Englands für eine Chimäre erklärt hatten, vor; Brindley nannte ihn ausführbar, und kühn übernahm er die Ausführung des ungeheueren Baues. Diesem Manne, dessen Schulwissen sehr gering war, und dessen Kenntnisse aller gelehrten Grundlagen entbehrten, den aber Genie und Erfahrung frei hielten von den Hemmschuhen der Bedenklichkeit, wie sie gewöhnliche Sachverständige bei jedem Schritte zum Vorwärts anlegen, ja, der sich nur selten mit Modellen und genauen Zeichnungen abgab, sondern das Werk unmittelbar angriff und mit dem Blicke



LVI


STEPHAN DER HEILIGE
WITTEKIND
VIGNOLA
PALLADIO
DELAMBRE
LAPLACE

seiner Muse in gehaltvollen historischen Skizzen niederlegte. Mehr als einmal, und zwar leidenschaftlich liebend, aber getäuscht und verletzt, hatte er schon die Hoffnung aufgegeben, wahre, herzliche Liebe zu finden, als ihm das Glück in Katharina Mors, der Tochter eines fürstlich Fürstenbergischen Hofrathes, eine liebenswürdige Gattin zuführte. Sie war auch seine treue Pflegerin bei den Nervenleiden, die er sich durch seine allzu angestrengte Thätigkeit zugezogen, und die ihn nicht nur längere Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten unfähig machten, sondern selbst seine Vorlesungen einzustellen zwangen. Seine Genesung verdankte er weniger den Aerzten, als der Beschäftigung mit Landwirthschaft und den körperstärkenden Arbeiten unter freiem Himmel. Seitdem blieb ihm diese Vorliebe für Landwirthschaft und Agrikultur; er kaufte sich mehre Grundstücke und später den lieblichen Landsitz Schönehof auf dem Roßkopf, wo er seine Erholungszeit zuzubringen und abwechselnd bald den ländlichen Spaten, bald die schriftstellerische Feder zu führen pflegte. 1811 begann er seine „allgemeine Weltgeschichte," welche er 1826 bis zur Stiftung der h. Allianz führte und vollendete. Obgleich nicht frei von Mängeln, besonders weil dieses Werk die Weltgeschichte von einem zu advokatischen Standpunkte betrachtet und sie in eine Art rechtsgelehrten Prozesses auflöset, ist es doch ein wahrhaft deutsches Buch und ein dankenswerthes Nationaleigenthum. Von seinen übrigen Schriften sind die wichtigeren: »Ueber stehende Heere und Nationalmiliz," das in Weimar praktische Berücksichtigung fand; die Fortsetzung des vom Freiherrn von Aretin begonnenen »Staatsrechtes der constitutionellen Monarchie;" das treffliche »Lehrbuch des Vernunftrechtes und der Staatswissenschaften;" das mit Welker herausgegebene „Staatslexikon" u. m. a. 1818 vertauschte er, nachdem er ein Jahr früher von seiner Regierung das Hofrathsdiplom erhalten hatte, das Lehramt der Geschichte mit jenem des Vernunftrechtes und der Staatswissenschaften. Von der Universität Freiburg zum Abgeordneten der Ständeversammlung erwählt, wohnte er 1819, 1820 und 1822 den Sitzungen der ersten Kammer bei. In dieser ersten Periode seines landständischen Wirkens stand er, für liberale Grundsätze, für Studienfreiheit, Abschaffung der Frohnden u. s. w. kämpfend, fast allein da. Erfolgreicher für ihn gestaltete sich die zweite, wo er seit dem Regierungsantritte des Großherzogs Leopold (1830) mancherlei Triumphe feierte. Er wurde von fünf Wahlbezirken zum Abgeordneten gewählt, und eine noch größere Anzahl von Wahlbezirken verlangte von ihm die Bezeichnung der zu Wählenden. Als aber später entgegengesetzte Ansichten die

Oberhand gewannen, wurde er seines Lehramtes entsetzt, und auch seine schriftstellerischen Unternehmungen stießen auf mehrfache Hindernisse. 1838 machte er eine Reise nach Wien, welche Kaiserstadt ihm, dem geborenen Oesterreicher, von je her werth und theuer war, und fand hier das wohlwollendste Entgegenkommen; der Fürst Metternich, jedes männliche Streben, auch bei abweichenden Ansichten, großherzig ehrend, berief ihn zu sich und gab ihm Beweise seiner Achtung. Auf dem Landtage 1839—1840 war er Mitglied jener Commission, welche zur Prüfung des von der Regierung vorgeschlagenen Gesetzbuches niedergesetzt worden war. Durch mannigfache Gemüthsaufregung und den übergroßen Drang literarischer und Landtagsarbeiten, durch den Mangel der gewohnten Erholung auf Reisen und landwirthschaftlicher Beschäftigung, war seine Gesundheit tief erschüttert worden. Verstimmt, kränkelnd und von Gichtschmerzen gequält, kehrte er vom Landtage zurück. Der Aufenthalte im Bade Rippoltsau wirkte scheinbar wohlthätig auf ihn, und heimkehrend erhielt er die Nachricht von seiner Wiederberufung auf die akademische Lehrstelle, die ihn sehr erhob. Aber bald wurden die Gichtanfälle heftiger, und sein Leben erlosch am Abende des 26. November 1840.

Rotteck war von Natur sanft, gutmüthig, gemüthvoll, mild, ja weich, und hatte ein Herz voll der wärmsten Menschenliebe; er war aber auch eine starke, kräftige Natur, ein ganzer, ächter Mann. Seit er sich in die politischen Kämpfe gestürzt, und im Anstreben für die Realisirung seiner Ideale so gewaltigen Widerstand an der Selbstsucht gefunden hatte, bekam seine Stimme einen schärferen Ton, sein Gemüth mehr Stärke, sein Wille mehr Energie. Er war stark in der Liebe und stark im Hasse; aber Liebe und Haß stammten bei ihm nicht von Laune, geschmeichelter oder verletzter Eitelkeit, nicht von irgend einer Rücksicht auf sich und die Seinigen her, sondern sie flossen einzig aus der Glut und Lebendigkeit, womit er die allgemeine Sache, das Gemeinwohl, oder, was nach seiner Meinung die Sache der Freiheit und Humanität war, umfaßte. Sein Haß war rein politischer Natur, aber energisch; obwohl er dabei jedem politischen Fanatismus fremd blieb. Einem Privatfeinde, wenn er in ihm nicht zugleich den politischen sah, oder ihn wegen Mangels an moralischem Werthe verachten mußte, vergab er leicht; dagegen konnte er mit dem politischen Feinde aus Privatrücksichten sich nimmermehr versöhnen. Dies kam daher, weil er seine eigene Person der Gesammtpersönlichkeit, seine eigenen Neigungen, Wünsche und Interessen dem Gemeininteresse unterordnete. Er war ein Feind alles

Particularismus; auf's Allgemeine ging die Richtung seines geistigen Blicks und die Neigung seines Herzens. Die Menschheit im Ganzen war der Gegenstand seiner Liebe, ohne daß er aber einer Pflicht gegen den engeren Kreis, z. B. gegen den eigenen Staat, die eigene Gemeinde oder Familie, sich für entbunden gehalten, oder durch angebliche Liebe für die Bewohner des ganzen Erdkreises Lieblosigkeit gegen nähere Verwandte hätte bemänteln wollen. Man konnte von ihm, wie Schiller von Posa sagen: Sein Herz schlug der ganzen Menschheit; seine Neigung war die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.

Edward Gibbon.

Geboren 1737. Gestorben 1794.

Der Geschichtschreiber des Verfalls des römischen Reiches wurde im Mai 1737 zu Putney in der englischen Grafschaft Surrey geboren, wo sein Vater, ein strenger Anhänger toristischer Grundsätze, in ziemlicher Wohlhabenheit lebte. Seine geistvolle Mutter nahm großen Antheil an der ersten Bildung des talentvollen Knaben, und er pries sie noch in späterer Zeit als treue Mutter sowohl seines Leibes wie seines Geistes. Aus der Privatschule kam er in die Westminsterschule, von da (1752) auf die Universität Oxford, auf welcher er geringe Fortschritte machte, und der er auch wenig verdanken wollte. Seine Leibesbeschaffenheit, vorher überaus schwächlich, gedieh damals plötzlich zu voller Kraft und Stärke, die ihn auch bis an das Ende seines Lebens nicht mehr verließ. Während seines Aufenthalts in Oxford wurde sein skeptischer Sinn angeregt, die Kirchenväter nebst mehren theologischen Schriften, besonders Bossuet's »Geschichte der Veränderungen der protestantischen Kirchen,« zu lesen, und dies bewog ihn, in seinem sechzehnten Jahre zum katholischen Glauben überzugehen. Aufgebracht über diesen Schritt, schickte ihn sein Vater nach Lausanne zu dem schweizerischen Prediger Pavillard, welcher den Auftrag erhielt, den jungen Mann wieder in den Schooß der protestantischen Kirche zurück zu führen. Gibbon, in Religionssachen überaus skeptisch und gleichgiltig, gab am Christtage 1754

diesem Verlangen nach, schwur den katholischen Glauben ab, und kehrte, nachdem er seine Liebe zu der geistreichen Tochter des Pfarrers Curchod, der nachmaligen Madame Necker, nach dem Wunsche seiner Familie eben so leicht und gehorsam aufgegeben hatte, wie seine religiöse Ueberzeugung, im Mai 1758 nach England zurück. Sein Aufenthalt in Lausanne war jedoch für ihn nicht ohne große Vortheile geblieben; er hatte seine Kenntnisse bedeutend erweitert und sich die französische Sprache so geläufig gemacht, daß sein »Essai sur l'étude de la littérature" selbst von Franzosen seiner reinen Sprache wegen gepriesen wurde. Als die Furcht vor einem feindlichen Ueberfalle die Bewohner Englands unter die Waffen rief, trat Gibbon 1760 als Capitain zu der Miliz von Süd-Hampshire, und befaßte sich sogar mit den Kriegswissenschaften. Bei der Auflösung der Miliz zu Anfange des Jahres 1763 sagte er der kriegerischen Laufbahn Lebewohl, reisete auf einige Monate nach Paris und besuchte dann zum zweiten Male Lausanne, wo er ein Jahr lang blieb und mehre Studien, besonders in der Geographie, machte. Hierauf durchreis'te er ganz Italien. Ein brennendes Verlangen zog ihn nach Rom; es war, als sollte ihm dort erst sein Leben klar werden und dessen Aufgabe sich erfüllen. Tief, allgewaltig ergriffen ihn die großen Erinnerungen, denen er bei jedem Schritte in der ewigen Stadt begegnete, und regten ihn zu fortwährendem ernsten Nachdenken an, zu stätem Vergleiche Dessen, was er gelesen, mit Dem, was er sah. Als er eines Tages sinnend auf den Trümmern des Capitols saß, während die Barfüßermönche in dem Tempel des Jupiter die Vesper sangen, da ging in ihm der Gedanke auf, den Fall eines Reiches zu schildern, dessen Trümmerwelt ihn so nahe umgab. Einmal entstanden, verließ ihn diese Idee niemals wieder, und, wie sehr auch Aufgaben und Anforderungen anderer Art ihn bisweilen davon abzuziehen schienen, so verlor er sie doch keinen Moment aus dem Auge, und all' sein Denken, sein gelehrtes und mühsames Forschen blieb ihr zugerichtet. Mancherlei andere Arbeiten drängten sich dazwischen, aber er betrachtete dieselben nur als Stiefkinder, und seine »Geschichte der Schweiz" übergab er eigenhändig den Flammen, ehe sie noch vollendet war. Der Tod seines Vaters, 1770, brachte ihn in den Besitz eines ziemlichen Vermögens und machte ihn völlig unabhängig; seitdem ging er mit allem Ernste an sein großes Werk. Zwei Jahre später erhielt er für Liskeard einen Sitz im Parlamente; aber eine Mischung von Schüchternheit und Stolz, ein Mangel an jener körperlichen Kraft und Geistesgewandtheit, welche das öffentliche Leben erfordert, machte ihn zum

Redner ungeeignet, und er hat im Parlamente nie von seiner Stimme Gebrauch gemacht. Während seines Aufenthaltes in London erschienen die drei ersten Bände seiner berühmten „Geschichte des Verfalls und Unterganges des römischen Reiches." Der erste Band wurde mit Enthusiasmus, der zweite und dritte kühler aufgenommen. Dies stimmte jedoch seine Beharrlichkeit nicht herab. Um ungestörter zu arbeiten, ging er 1783 abermals nach Lausanne, wo er volle zehn Jahre zubrachte und im Juni 1787 sein Werk vollendete. Er kehrte dann nach London zurück, um den Druck der drei letzten Bände zu überwachen, und ließ sie an seinem einundfünfzigsten Geburtstage erscheinen. Seinen frühzeitigen Tod zog er sich durch ein vernachlässigtes Unwohlsein zu; er starb, in der Fülle seiner Kraft und seiner Geistesfähigkeiten, den 16. Januar 1794 im Hause seines Freundes Lord Sheffield, und wurde in dessen Familiengruft zu Fletching in Sussex begraben. Tiefe Gelehrsamkeit, ausgebreitete Belesenheit, überraschender Scharfsinn und eine anziehende, glänzende Darstellung, wodurch aus diesem, großentheils undankbaren Stoffe, geworden ist, was daraus werden konnte, sind die Vorzüge seines hochgepriesenen Geschichtswerkes; sein Hauptfehler ist der Mangel an Begeisterung für die Tugend, die dem wahren Historiker nicht fehlen darf. »Die materielle Größe," sagt Guizot, „überwiegt bei ihm weit die moralische; mit sichtbarer Freude feiert er die wilde Grausamkeit Timur's und der Tataren; mit Hohn und Verachtung dagegen spricht er von dem heroischen Muthe der christlichen Märtyrer, wie er überhaupt den Werth des Christenthums nicht zu erkennen wußte."

Don Juan d'Austria.

Geboren 1546. Gestorben 1578.

Zwei Seitensprößlinge europäischer Fürstenhäuser wurden die berühmtesten Heerführer ihrer Zeit: Don Juan von Oesterreich und Moritz, der Marschall von Sachsen. Don Juan war ein natürlicher Sohn Kaiser Karl's V., wahrscheinlich mit einem deutschen Fräulein, Barbara von

Blomberg, erzeugt, und den 25. Februar 1546 zu Regensburg geboren. Der Kaiser übergab die Erziehung seines Sohnes dem Don Louis Guixiada, früheren Oberhofmeister des kaiserlichen Hauses und einzigen Vertrauten seiner geheimen Abenteuer, und verbot ihm auf das Strengste, das Kind Etwas von seiner Abkunft ahnen zu lassen. So wurde der Knabe in Villa Garcia unweit Valladolid im Verborgenen erzogen, und erst auf dem Todbette soll der Kaiser gesorgt haben, daß sein Sohn und Nachfolger, König Philipp II., jenes Geheimniß wisse. Dieser befahl im Jahre 1561 dem Erzieher Don Juan's, Letzteren in ein Gehölz bei Valladolid zu bringen, wohin er sich selbst unter dem Vorwande einer Jagd begab. Als der Jüngling den König kommen sah, stieg er vom Rosse und warf sich zur Erde. Philipp hob ihn auf, umarmte ihn und fragte: »Weißt Du, wer Dein Vater ist?« Don Juan erröthete; der König fügte hinzu: »Du bist der Sohn eines erlauchten Mannes; Kaiser Karl ist Dein Vater und der meinige.« Er führte den Jüngling mit sich an seinen Hof, und ließ dort seine Erziehung vollenden. Die mißtrauische Politik Philipp's schien Anfangs den erwachenden Heldengeist des jungen Mannes zu fürchten, und wie sehr auch Don Juan sich in allen ritterlichen Uebungen auszeichnete, so wurde er dennoch zum geistlichen Stande bestimmt. Allein im Bewußtsein seiner Thatkraft widerstand er allen Bemühungen, ihn zu jenem Stande zu bewegen; endlich gab Philipp nach und übertrug ihm 1570 das Commando gegen die aufrührischen Mauren in Granada, welche schon mehre spanische Corps geschlagen hatten und dem Reiche Gefahr drohten. Don Juan bemächtigte sich zuerst ihrer festen Plätze, schlug sie in allen Gefechten und verfolgte sie bis in die unzugänglichsten Gebirge, bis sie endlich Spanien verlassen und sich in Afrika eine neue Heimat suchen mußten. Diese glückliche Expedition erregte die Aufmerksamkeit Europa's, und die christlichen Fürsten übertrugen dem Bezwinger der Ungläubigen in Spanien den Oberbefehl als »Generalissimo« über die gewaltige Flotte, welche sie gegen die Erbfeinde der Christenheit, die Osmanen, ausgerüstet hatten. In der Seeschlacht von Lepanto vernichtete der junge Held, nachdem er mit dem Crucifix in der Hand seine christlichen Krieger zur Tapferkeit angefeuert hatte, am 7. October 1571 die türkische Seemacht mit Einem Schlage. Papst Pius V. beehrte ihn für diesen glänzenden Sieg mit dem so glücklich angewandten Worte des Evangeliums: »Es war ein Mensch von Gott gesandt, Namens Johannes.« Der Sieger wollte sofort Konstantinopel angreifen; aber die vorgerückte Jahreszeit, vielleicht mehr noch der Abfall der Venetianer und

die Uneinigkeit der übrigen Bundesgenossen, nöthigten ihn, diesen kühnen Plan aufzugeben, der bei dem großen Schrecken, welchen die Niederlage der Flotte erregt hatte, wahrscheinlich von einem herrlichen Erfolge gekrönt worden wäre. Don Juan begnügte sich, mit einem Theile der Flotte im folgenden Jahre an der afrikanischen Küste Tunis und mehre kleinere Plätze zu nehmen; dann aber sendete ihn der auf den Ruhm seines natürlichen Bruders eifersüchtige König nach Mailand, um dieses vor dem drohenden Einfalle der Franzosen zu schützen. Eine schöne Italienerin beschwichtigte den Unmuth des Heldenjünglings; kaum nach Spanien zurückgekehrt, mußte er 1576 als Gouverneur der Niederlande nach Flandern abgehen. Er wagte es, unerkannt mitten durch Frankreich zu reisen, fand bei seiner Ankunft die katholischen Provinzen in gemeinschaftlichem Aufruhre mit den nichtkatholischen, und vermochte nur durch Bewilligung der ihm vorgelegten Bedingungen sich den Eingang in seine Statthalterschaft zu öffnen. Er versuchte den Weg der gütlichen Unterhandlung, entfernte die spanischen Regimenter, und hoffte so, die Provinzen zur Rückkehr unter die königliche Herrschaft zu bringen; allein diese Maßregeln machten die Insurgenten nur kühner. Da rief Don Juan die schon abziehenden spanischen Regimenter zurück, bemächtigte sich Namur's mit List, und zerstreute, mit Hilfe des ihm verwandten jugendlichen Helden Alexander von Parma, den 31. December 1577 bei Glambours das Heer der Rebellen. Nicht lange genoß er seines Sieges; denn schon am 1. October 1578 starb er auf einem Schlosse bei Namur, im dreiunddreißigsten Lebensjahre. Sein schneller und frühzeitiger Tod veranlaßte das völlig unerwiesene Gerücht, der mißtrauische Philipp habe, aus Besorgniß, Don Juan möchte sich zum Könige der Niederlande aufwerfen, dessen ruhmvolles Dasein durch Gift gekürzt. Wohl aber mochte Gram über die ausbleibende Geldhilfe aus Spanien, welche Philipp II. geflissentlich zurückhielt, Schmerz über die, wie es heißt auf Veranstaltung des Königs geschehene Ermordung seines Günstlings Escuvedo, und über die fehlgeschlagene Hoffnung auf den Thron von England, den er mit der Hand der Maria Stuart zu erringen sich geschmeichelt hatte, seine Kraft gebrochen haben. Er wurde zu seiner Zeit mit Germanicus verglichen, und während das Heer seinen Tod tief betrauerte, rühmte die Priesterschaft seine Frömmigkeit. Feindselige Gestirne bewirkten, daß seine Tapferkeit, sein Unternehmungsgeist sich nicht zur Größe und zum Glücke erheben konnten.

Johann III. Sobieski,

König von Polen.

Geboren 1629. Gestorben 1696.

Unter den Helden, vor deren Schwertern die Blutfahne des Propheten in schmählicher Niederlage zurückfloh, um sich nie wieder gegen Europa's Ruhe zu erheben, glänzt obenan der ritterliche Polenkönig Johann Sobieski. Ein jüngerer Sohn des Jakob Sobieski, Kastellan's von Krakau, empfing er auf der dortigen Schule seine erste Bildung, trat dann zu Paris in die Compagnie der grauen Musketiere, und unternahm hierauf mehrjährige Reisen durch Europa. 1648 nach Polen zurückgekehrt, fand er in den Kriegen gegen Schweden, die Kosaken und Tataren, sehr bald Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Er heiratete Marien de la Grange d'Arquien, eine Französin von vornehmer Geburt, welche die Königin nach Polen begleitet hatte, eine Frau von Geist und Schönheit, die fortan einen großen, nicht immer vortheilhaften Einfluß auf ihren sehr gehorsamen Gatten übte, zumal er der Gunst, in welcher sie bei ihrer Gebieterin stand, sein schnelles Emporsteigen auf der kriegerischen Laufbahn dankte. Der König Johann Kasimir ernannte ihn 1665 zum Krongroßmarschall, und 1667, nachdem er die Tataren besiegt und die Kosaken der Ukraine gedemüthigt hatte, zum Krongroßfeldherrn, Oberhofmeister und Woiwoden von Krakau. Bald darauf, 1668, mußte jener König abdanken, und Sobieski blieb den Intriguen, welche bei der Wahl eines neuen Regenten sich entspannen, nicht fremd. Mit einer Partei dem Einflusse Frankreichs huldigend, stimmte er für den Prinzen Condé. Inzwischen gelangte Michael Koribut Wisnowiecki zur Regierung, und neu ausgebrochene Unruhen in der Ukraine führten Sobieski wieder auf das Schlachtfeld. Sein Erscheinen an der Spitze des Heeres stellte die Ruhe in der dortigen Gegend sehr bald wieder her. Aber noch größere Verdienste um Polen erwarb sich Sobieski während des Krieges gegen die Türkei 1672. Die bis Lublin vorgedrungenen Tataren erlitten

durch ihn bei Kulusz eine vollständige Niederlage, und seine ganzen Kräfte nun gegen die Türkei wendend, erfocht er das Jahr darauf, den 11. November, den Sieg bei Chocim und bemächtigte sich mit eigener Hand der grünen Fahne, welche er nach Rom sendete, um die Kirche St. Peter's damit zu schmücken. Dieser Sieg blieb zwar ohne große Folgen, weil nach dem gleichzeitigen Tode Michael's die polnischen Großen zur Wahl eines neuen Königs schritten; aber er hatte das Vertrauen zu Sobieski dergestalt gesteigert, daß man ihn am 19. Mai 1674 zum Könige wählte. Ausnahmsweise wurde ihm gestattet, neben dem Scepter auch den Commandostab fortzuführen. Er verweilte auch nicht lange in Warschau, sondern ging bereits im August zum Heere ab, bemächtigte sich der von den Türken indessen besetzten polnischen Ukraine, entsetzte 1675 die von dem Seraskier Ibrahim belagerte podolische Festung Trembowla, schlug am 24. August die unter Nureddin bis Lemberg vorgedrungenen Tataren, und nöthigte dadurch die Türken zum Rückzuge hinter Kamienicz. Polen war durch den Arm seines Königs wieder einmal vom türkischen Joche befreit, und dieser gewann durch seine Siege Zeit, sich am 2. Februar 1676 zu Krakau krönen zu lassen. Hier nöthigte man ihn, da die Türkenfurcht beseitigt war, den Feldherrnstab abzugeben, welchen er dem, von da an ihm treu ergebenen Demetrius Wisnowiecki, Bruder des vorigen Königs, übertrug. Indessen führte er doch noch in demselben Jahre ein, wenn auch nur schwaches Heer gegen den Serdar Ibrahim. 130,000 Tataren und 80,000 Türken belagerten ihn in seinem verschanzten Lager bei Zurawna, in welchem er mit nur 10,000 Mann sich über drei Wochen vertheidigte und die Feinde so zu ermüden wußte, daß sie ihm endlich selbst Friedensvorschläge machten, worauf der Friede unter für Polen sehr vortheilhaften Bedingungen abgeschlossen wurde. Polen hatte damals so sehr an politischem Ansehen gewonnen, daß die Herzoge von Kurland und der Kurfürst von Brandenburg (Letzterer wegen Lauenburg und Bülow) 1677 der Krone den Vasalleneid leisteten, daß 1678 der Waffenstillstand mit Rußland auf dreizehn Jahre verlängert wurde, und 1679 Schweden und Preußen, wegen des Besitzes von Pommern, sich Polens Vermittelung erbaten. König Johann's Hinneigung zu Frankreich, früher durch seine Gemahlin unterstützt, wurde in diesen Jahren durch mancherlei Kränkungen, welche die ehrgeizige und stolze Königin von Ludwig XIV. erfahren mußte, untergraben, und die Politik des Polenkönigs dadurch auf eine Verbindung mit Oesterreich hingewiesen, gegen welches er sich früher abgeneigt bewiesen hatte. Am 28. April 1683

unterzeichnete er ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich gegen die Einfälle der Türken, und als bald darauf ein zahlloses Osmanenheer Wien belagerte, welches Starhemberg mit seiner kleinen Heldenschaar vertheidigte, fand der König Johann Gelegenheit, jenen Vertrag zu erfüllen. Er wurde einstimmig zum Oberfeldherrn des zum Entsatze der Kaiserstadt heranziehenden Christenheeres ernannt. Während der Schlacht focht er wie ein gemeiner Krieger, tödtete mit eigener Hand mehre Türken und eroberte einen Roßschweif. Wien wurde befreit; das Osmanenheer ließ nur seine Leichen und seine Schätze zurück. Am 13. September hielt Sobieski seinen Einzug in dem geretteten Wien, dessen Bewohner ihn mit begeisterter Freude empfingen. Er nannte diesen Tag den schönsten seines Lebens; trübere Tage folgten demselben. Um seinen Söhnen ein Erbland zu erobern, unternahm er 1686 einen Zug in die Moldau und Wallachei, der aber, da das Land durch eine dreijährige Dürre ganz erschöpft war, zu keinem Ziele führte. Wichtig war der 1687 mit Moskau abgeschlossene Friede, nach welchem alle früher von Polen am Dnepr gemachten Eroberungen an jenes zurückfielen. Während von nun an häusliche Unannehmlichkeiten das Leben des Königs verbitterten, waren auch die Erfolge seiner Anstrengungen gegen die Türken in der letzten Zeit seiner Regierung ungenügend. Der Krieg gegen diese und gegen die Tataren wurde ohne glückliche Ergebnisse fortgeführt, und der König hatte den Kummer, im In- und Auslande nur Feinde seines Geschlechtes zu sehen, welche seine früheren Großthaten vergessen hatten und sich aus allen Kräften bestrebten, seiner Familie jede Aussicht auf die Thronfolge zu entreißen. Ein Schlagfluß erlösete ihn endlich am 17. Juni 1696 von seinen Seelenleiden und Körperschmerzen.

Johann Sobieski's Charakter vereinigte hohe und glänzende Eigenschaften mit mancherlei Fehlern. Als Unterthan zeigte er wahre, uneigennützige Vaterlandsliebe; als König scheint ihm die Wohlfahrt seiner Familie bisweilen mehr am Herzen gelegen zu seyn, als das Wohl des Landes. Von seiner Gemahlin abhängig, entwickelte er im Häuslichen keineswegs jene Entschiedenheit, die man von seiner Geisteskraft hätte erwarten sollen, und sein beständiges Trachten, seiner Familie die Erbfolge zu sichern, gebot ihm, Schätze zu häufen und habgierig zu scheinen. Aber seine Gerechtigkeitsliebe konnte ihm Niemand bestreiten; er war gemäßigt und von aller Rachsucht entfernt gegen Diejenigen, die ihn beleidigten, was bei den stürmischen Reichsversammlungen Polens nicht selten geschah, und in einem Zeitalter des Eiferer wesens übte er die Tugend der Duldsamkeit. Die beständigen

Arbeiten eines thätigen Lebens hielten ihn nicht von wissenschaftlichen Bestrebungen ab, bei welchen ein bedeutendes Talent ihn unterstützte; er sprach mehre Sprachen, versuchte sich mit Vorliebe als Dichter, und liebte den Umgang mit Gelehrten. Er war leutselig und überaus angenehm in der Unterhaltung. Als Krieger war er tapfer und muthig bis zur Verwegenheit; aber er verband mit dieser persönlichen Unerschrockenheit auch den Blick und die Kunst des Feldherrn, so wie die Gabe, den eigenen Muth auch seinen Kriegsschaaren mitzutheilen. Ein solcher Charakter, obwohl weit entfernt, ein vollendeter zu sein, war dennoch berechtigt, groß genannt zu werden, und diesen Beinamen hat Sobieski gewonnen.

Carlo Goldoni.

Geboren 1707. Gestorben 1793.

Der Gründer des neueren italienischen Lustspiels, Carlo Goldoni, begrüßte in Venedig die Welt, und ließ schon in seiner frühesten Jugend leidenschaftliche Vorliebe und ungewöhnliche Fähigkeit für theatralische Angelegenheiten blicken, so daß er bereits in seinem achten Jahre den Entwurf einer Commedia dell' arte schrieb. Seine Erziehung mußte diesen Hang nur nähren, und so kam es, daß er, trotz aller Bemühungen, weder die Medicin, wie er Anfangs sollte, noch später die Jurisprudenz mit besonderem Erfolge betrieb, sondern sich meist auf Privattheatern oder bei herumziehenden Gesellschaften aufhielt. Zwar nahm er nach seines Vaters Tode, um die zerrütteten Vermögenszustände seiner Familie wieder herzustellen, das Studium der Jurisprudenz mit mehr Ernst wieder auf und wurde zu Venedig Advocat, welches Titels er sich auch fortwährend bediente; allein der Hang zum unstäten Leben verwickelte ihn, wie früher schon, so auch jetzt in Verdrießlichkeiten, und er war genöthigt, Venedig zu verlassen. Der Versuch, eine von ihm gearbeitete Oper: »Amaliasunte,« in Mailand zur Aufführung zu bringen, scheiterte; dagegen wurde der »venetianische Gondolier« mit Beifall aufgenommen. Bald nachher erschien „Belisar“ und

»Rosamunde,« von denen letztere aber mißfiel. Von einer Stadt zur andern ziehend, begann er endlich im Jahre 1736, nachdem er sich verehelicht hatte, nach einem bestimmteren Plane zu arbeiten. Das vulgair-nationale improvisirte Drama, die sogenannte Commedia dell' arte, bis dahin die herrschende Gattung in Italien und dem Volke unentbehrlich geworden, schien ihm den Anforderungen wahrer Kunst nicht zu entsprechen, und er beschloß daher, Molière zum Vorbilde nehmend, den französischen Geschmack nach Italien zu verpflanzen. Dies erregte ihm nicht wenige Feinde, und Goldoni trat daher in Italien so ziemlich in dasselbe Verhältniß, wie Gottsched mit seinen ähnlichen Bestrebungen in Deutschland, indem hier wie dort zwar nicht das Recht, aber der durchgreifende Witz auf der Seite der Gegner war. Sein befähigtster Widersacher war Gozzi, der die improvisirte Volkskomödie durch Veredlung derselben retten wollte, daher eifrig für sie kämpfte, und dessen gewandte, immer neue und anmuthige Satyre manchen scheinbaren Sieg über Goldoni's schwerfälligere Polemik erfocht. Dennoch ließ Goldoni, die eingeschlagene Bahn mit Charakterfestigkeit verfolgend, sich nicht zurückschrecken, sondern lieferte für mehre Gesellschaften, z. B. für die zu Modena, Bologna, Venedig u. a., zahlreiche Stücke, wobei seine ungemeine Fruchtbarkeit ihn nie in Verlegenheit kommen ließ; zu verschiedenen Malen stand er auch selbst an der Spitze einer eigenen Truppe. Am dauerndsten und einflußreichsten war sein Engagement am Theater San Angelo zu Venedig, für welches er im Laufe mehrer Jahre eine große Anzahl von Stücken lieferte, die, entschiedener als die früheren, das von dem herrschenden Geschmacke abweichende französische Lustspiel in Molière's Manier nachahmten. Nachdem er später einige Zeit am Theater San Luca gewesen war, begab er sich, auf erhaltene Einladung, im Jahre 1758 nach Parma, und 1761 nach Paris, wo er mehre seiner älteren Stücke in italienischer Sprache, nachher auch einige neue in französischer Sprache, mit vielem Beifalle zur Aufführung brachte. Zum Lector bei den Töchtern Ludwig's XV. ernannt, führte er, eine Unterbrechung von drei Jahren abgerechnet, ein ruhiges und sorgenfreies Leben, bis die Revolution ihm seine Pension raubte, zu einer Zeit, wo sein hohes Alter ihm nicht mehr gestattete, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Zwar sprach ihm der Nationalconvent diese Pension durch ein Decret vom 7. Januar 1793, auf den Antrag Chenier's, wieder zu, aber ohne daß es dem greisen Dichter etwas nützte, denn Dieser starb schon am anderen Morgen. — Unläugbar sind Goldoni's Verdienste um die italienische Bühne groß; er führte das

eigentliche Intriguen- und Familienstück auf derselben ein, und wies die, alle Schranken durchbrechende Uebertreibung der alten improvisirten Komödie in ihre Gränzen zurück. Nur ist nicht zu verkennen, daß er die Fehler des französischen Lustspiels nicht blos nicht vermied', sondern sie oft noch weiter ausbildete; überdies wird er in mancher Hinsicht, zumal in sprachlicher, von seinem Gegner Gozzi übertroffen. Gleichwohl sind Witz und feine Beobachtung ihm nicht abzusprechen, und es bleibt nur der Wunsch übrig, daß er, statt Rollen und Figuren, mehr Charaktere geschaffen hätte, und daß er weniger über die bloße Oberfläche des Lebens hingestreift wäre.

Pietro Metastasio.

Geboren 1698. Gestorben 1782.

Pietro Buonaventura Trapassi, zu Rom den 3. Januar 1698 geboren, war der Sohn eines armen Mannes, der sein Leben kümmerlich mit Abschreiben fristete. Schon in seinem eilften Jahre zeigte er eben so viel Talent als Neigung zu Dichtkunst und Musik, und eine große Gewandtheit in der, in Italien so beliebten Kunst des Improvisirens. Hierdurch wurde die Aufmerksamkeit des berühmten Rechtsgelehrten und Dichters Gravina auf ihn gelenkt; dieser nahm den armen Knaben an Kindes Stelle an, sorgte für seine Ausbildung, und schickte ihn nach Calabrien, um daselbst die griechische Sprache zu erlernen, in welcher der eifrige Knabe so große Fortschritte machte, daß er schon in seinem zwölften Jahre den ganzen Homer in italienische Verse übersetzen konnte. Unter den Klassikern zogen ihn vorzüglich die dramatischen Dichter Griechenlands an; wahrscheinlich als Mitglied der Gesellschaft der Arkadier legte er sich den Namen Metastasio bei, der eine griechisch-italienische Umwandlung seines ursprünglichen Namens sein sollte. In seinem vierzehnten Jahre schrieb er seine erste Oper: »il Giustino,“ welche großen Erfolg hatte und Gravina bewog, für die Bildung des hoffnungvollen Jünglings noch mehr zu thun. Metastasio begleitete seinen Wohlthäter nach Neapel, trat hier öffentlich als Improvisator



LVIII





auf, und erregte allgemeine Bewunderung durch die Leichtigkeit und Eleganz, womit er jedes aufgeworfene Thema sogleich in Versen behandelte. Ebendaselbst empfing er auch die minderen Weihen und betrieb dabei das Studium der Rechtsgelehrsamkeit. Durch Gravina's Tod 1718 fiel ihm die einträgliche Stelle eines Advocaten in Rom zu, wohin er deshalb zurückkehrte. Neben seinen Berufsgeschäften übte er mit unermüdlichem Eifer die Dichtkunst, für welche besonders Tasso's Gesänge ihn entflammten, dichtete mehre Opern, welche Italien entzückten und auch das Ausland aufmerksam machten, und ward unter der Leitung der Sängerin Maria Bulgarini Schöpfer des neueren italienischen Singspiels. Als 1729 der kaiserliche Hofpoet Apostolo Zeno sich von seinem Amte zurückzog, wurde, vorzüglich auf Betrieb der geistvollen spanischen Althann, geborenen Herzogin von Pignatelli-Belriguardo, Metastasio vom Kaiser Karl VI. mit einem Gehalte von dreitausend Gulden zu jener Stelle nach Wien berufen, und wußte sich die Gunst des Monarchen dergestalt zu erwerben, daß er seinen Gehalt mit einer Pension von zweitausend Gulden vermehrte. Maria Theresia zeigte sich dem beliebten Dichter eben so gnädig gesinnt, und wies ihm einen Gnadengehalt von fünfzehnhundert Gulden jährlich zu Mailand an. Metastasio's Leistungen bestehen in drei und sechzig Opern und Liederspielen, zwölf Oratorien, achtundvierzig Cantaten und einer großen Menge lyrischer Gedichte, so wie einigen ästhetischen Werken. Unstreitig ist er der größte Operndichter der Italiener, in so fern man den lyrischen Schwung, die Anschmiegung an den musikalischen Ausdruck, die Eleganz, Reinheit und den Wohllaut der Sprache betrachtet, in welch' letzterer Hinsicht er auch den Italienern als Muster gilt. Dagegen ist ihm eine treffende Charakterisirung und Individualisation nie gelungen, und das wahrhaft Poetische ist bei ihm meist dem musikalischen Effekte aufgeopfert. Sein Charakter als Mensch war durchaus achtungswerth und edel. Er war verträglich, bescheiden, vermied sorgfältig jeden Streit und dachte hell. Er wurde von Einheimischen und Fremden jedes Ranges geschätzt und geehrt. Seine Großmuth ging so weit, daß er schon in jüngeren Jahren eine rechtmäßige Erbschaft von hundert tausend Thalern zurückgab, um die Verwandten des Verstorbenen nicht zu kränken. Seine ächt christliche Ergebung erhielt ihn bei beständig frohem Muthe, und machte ihn zu einem aufgeweckten Gesellschafter. Papst Pius VI., der sich während des Dichters letzter Krankheit eben in Wien befand, schickte ihm seinen Segen und die päpstliche General-Absolution. Allgemein betrauert, starb Metastasio den 12. April 1782, im

fünfundachtzigsten Jahre seines Alters. Er wurde in der Michaelerkirche zu Wien beigesetzt, und liegt dort in der Gruft unter der Mariahilf-Kapelle, (nach Hormayr's Angabe) ganz unversehrt und mit kenntlich erhaltener Gesichtsbildung in seinem Abbé-Mäntelchen.

Thomas Hobbes.

Geboren 1588. Gestorben 1679.

Als im Jahre 1588 die falsche Nachricht von der Annäherung einer spanischen Flotte einen Theil Englands auflärmte, wurde eine Predigersfrau zu Malmsbury am 5. April vor Schrecken in unzeitiger Niederkunft von einem Sohne entbunden, und dieser Sohn war Thomas Hobbes. Schon in früher Jugend verrieth er ein ausgezeichnetes Talent, übersetzte als Knabe die »Medea« des Euripides in lateinische Jamben, und wurde in seinem zwanzigsten Jahre, nachdem er auf der Universität Oxford die Aristotelische Philosophie in allen ihren Theilen studirt und erfaßt hatte, von William Cavendish, Baron Hardwick, nachmaligem Earl von Devonshire, zum Erzieher seines Sohnes bestimmt. Eine Reise durch Frankreich und Italien, auf welcher er seinen Zögling begleitete, trug nicht wenig zur Erweiterung seiner Kenntnisse und zur Festigung seines Charakters bei. Mit der griechischen und lateinischen Sprache innig vertraut, betrieb er nach seiner Zurückkunft mit Eifer das Studium der alten Historiker und Philosophen, und machte 1628 eine Uebersetzung des Thukydides bekannt, um durch das warnende Beispiel der demokratischen Athenienser dem revolutionären Geiste seiner Landsleute entgegen zu wirken. Auf einer zweiten und dritten Reise nach Italien erwarb er sich die Freundschaft bedeutender Männer; besonders blieben Gassendi und Galilei nicht ohne Einfluß auf seine philosophische Bildung und seine Neigung zur Mathematik, und er hing so sehr an diesen Männern, daß er, in einer lebensgefährlichen Krankheit, den geistlichen Trost zurückwies, um sich von Gassendi erzählen zu lassen. Außerdem gehörten noch Francis Bacon von Verulam, Ben Jonson, der Antiquar Selden, Lord Herbert von Cherbury, Harvey und Descartes

zu seinen persönlichen Freunden. Bei dem Ausbruche der englischen Revolution erklärte er sich für die königliche Sache und äußerte seinen Unwillen gegen die demokratischen Ideen so rückhaltlos, daß er 1640 sich genöthigt fand, eine Zuflucht in Frankreich zu suchen. Hier widmete er sich ausschließlich literarischen Arbeiten. Zuerst erschienen seine »Elementa philosophica de cive,« welchen das schon Vielen anstößige Werk: „Treatise on human nature and on liberty and necessity," und endlich der berüchtigte »Leviathan on the matters, form and power of a commonwealth, ecclesiastical and civil," folgten. Die darin ausgesprochenen Ansichten machten ihn sowohl bei den Königlichgesinnten, als auch bei den Demokraten verdächtig; überdies zog er durch seine streng' episcopalischen Grundsätze sich die Abneigung des katholischen Klerus zu, und wurde daher 1653 zur Rückkehr nach England genöthigt, wo er sich bei dem Herzoge von Devonshire verborgen hielt, und seine philosophischen Studien fortsetzte. Als Karl II. 1660 den Thron seiner Vorfahren wieder bestieg, gab er Hobbes, seinem Lehrer in der Mathematik, eine Pension, welche dieser, trotz vielfacher Anfeindung von Seiten der Geistlichkeit und der Universitäten, bis an sein Ende genoß. Sein letztes Werk war »Behemoth, or a history of the civil wars from 1640—1660.« Er starb, über einundneunzig Jahre alt, den 4. October 1679, und wurde nach Hault-Bucknall begraben; erst sein Tod machte seinen fortwährenden Streitigkeiten ein Ende. — Im Umgange war Hobbes angenehm und zuvorkommend gegen Jedermann, nur nicht gegen Jene, welche der bloße Zweck des Streites zu ihm führte; Diesen begegnete er strenger, als nöthig war, wie ihm denn überhaupt Duldung und Nachgiebigkeit fremd waren. Er hat gegen veraltete Vorurtheile angekämpft, aber meist neue Hypothesen an ihre Stelle gesetzt. Die Principien seiner Rechts- und Staatsphilosophie sind großentheils unhaltbar und excentrisch, und der ursprüngliche Zustand der Menschen erschien ihm als ein Zustand der absoluten Wildheit, als ein Krieg Aller gegen Alle. Unter allen Dingen scheute er Nichts so sehr, als die theologische Controverse, und suchte seine Hörer stets davon abzuziehen und zur ausübenden Frömmigkeit, zur praktischen christlichen Moral hinzulenken. Seine Lieblingsschriftsteller waren Homer, Virgil, Thukydides und Euklid; doch las er nicht gar Vieles, und hielt ein sorgfältiges Studium weniger guten Werke für nutzbringender, als überflüssiges und auswahlloses Zusammenlernen; indem er zu sagen pflegte, daß, wenn er so viel lesen wollte, wie Andere, er so unwissend sein würde, wie sie. Er war, so weit

seine beschränkten Umstände es gestatteten, großmüthig und freigebig, und blieb zeitlebens unverheiratet, um sich seinen Forschungen desto ungestörter hingeben zu können.

John Locke.

Geboren 1632. Gestorben 1704.

Der Stifter der empirischen Schule in der Philosophie, John Locke, wurde den 29. August 1632 in Wrington, einem acht Meilen von Bristol entfernten Dorfe in Somersetshire, geboren. Seine Vorbildung erhielt er in der Westminsterschule zu London, und besuchte dann das Christ church college zu Oxford. Hier galt er bereits für den talentvollsten Schüler; aber die daselbst eingeführte Methode des Studiums, und besonders die Beschäftigung mit der aristotelisch-scholastischen Philosophie stießen ihn ab; daher er, zurückgezogen von den allgemeinen Uebungen, durch eine wissenschaftliche Korrespondenz mit verschiedenen Gelehrten und durch Studium der Baconischen und Cartesianischen Schriften sich selbständig bildete, und der Philosophie, welche die unverständlichen Werke der Scholastiker ihm fast verleidet hatten, durch die Klarheit und Schärfe jener geistvollen Philosophen wieder zugethan wurde. Doch studirte er Medicin und galt auch in der Folge für einen ausgezeichneten Arzt, obgleich er seiner schwächlichen Gesundheit wegen nur selten diese Wissenschaft praktisch übte. Er wurde 1655 Baccalaureus der Medicin, 1658 Magister, und machte 1664 mit dem englischen Gesandten am Brandenburger Hofe, Sir William Swan, eine Reise nach Deutschland. Doch weit einflußreicher war für ihn die Bekanntschaft des Lord Anton Ashley, nachmaligen Grafen Shaftesbury, die er 1666 zu Oxford machte, und welche ihn für die ganze Folgezeit an diesen hochgebildeten und edlen Staatsmann knüpfte, in dessen Hause er fortwährend — mit geringen Unterbrechungen durch eine Reise nach Frankreich in Gesellschaft des Grafen Northumberland (1668), und durch temporären Aufenthalt in seinem College — als des Lords vertrauter Freund und Theilnehmer selbst an politischen Geschäften und als Erzieher von dessen Sohn und Enkel lebte. Hier faßte er — nachdem schon 1667 sein erstes

Werk, ein Verzeichniß der Veränderungen in der Atmosphäre, erschienen war — 1670 die Idee zu seinem berühmten Werke über den menschlichen Verstand, wozu ihm ein wissenschaftlicher Streit mit einigen Freunden die erste Veranlassung ward, indem er auf den Gedanken kam: man müsse sich wohl allererst über die Principien der Erkenntniß einigen, deshalb seine Ideen darüber aufsetzte und seinen Freunden mittheilte, welche ihn dann zur weiteren Ausführung derselben aufmunterten. Um dieselbe Zeit wurde er auch Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London. 1672 machte ihn sein Gönner, nunmehr Großkanzler, zum Secretär; mit dem Falle desselben im folgenden Jahre verlor aber auch er seine Stelle, worauf er kurze Zeit die eines Secretärs bei einer Handelskommission bekleidete. Wegen seiner Kränklichkeit ließ ihn der Lord 1675 reisen; er hielt sich 1679 theils in Montpellier, wo er den Grafen Pembroke kennen lernte, theils in Paris auf, wo er mit Toinard, Guenelon, Justet umging. Auf den Ruf seines Freundes, der indeß Conseilpräsident geworden war, kehrte er nach London zurück, konnte aber wegen seines Asthma die Stadtluft nicht vertragen, und lebte darum meist auf dem Lande, abwechselnd auch in Oxford. Allein der Graf fiel bald wieder (1682) in Ungnade, und war sogar genöthigt, nach Holland zu flüchten, wo er bald darauf starb. Locke war ihm dahin gefolgt; er machte hier die Bekanntschaft von Le Clerc, Limborch, Veen, und beendete sein lang unterbrochenes Werk über den menschlichen Verstand. Unterdessen schmiedete man in England Intriguen gegen ihn. Auf die Anklage hin, als habe er von Holland aus Pamphlets gegen den englischen Hof geschrieben, ward ihm sein Platz im Christ church college genommen; man bezeichnete ihn sogar als Mitschuldigen des aufrührischen Herzogs von Monmouth, und er mußte sich deshalb längere Zeit bei seinen Freunden verborgen halten. In dieser Zurückgezogenheit schrieb er 1689 seinen ersten Brief »de tolerantia" an Limborch, eine Methode Auszüge zu machen, und andere kleinere Schriften. Auch hatte er schon 1687 einen Auszug aus seinem größeren, noch nicht im Drucke erschienenen Werke gemacht. Als aber der Prinz von Oranien den englischen Thron bestieg, schiffte sich auch Locke mit nach England ein, wo er zwar in seine Stelle im College nicht wieder eingesetzt wurde, aber eine Sinecure zuerst als Appellations-Kommissär, später, 1695, als Kommissär des Handels und der Kolonien bekleidete. Von da an beschäftigte er sich mit mancherlei wissenschaftlichen Arbeiten. Zuerst antwortete er auf einen Einwurf eines Theologen wider seine Schrift von der Duldung durch einen zweiten Brief, und,

bei wiederholten Anfechtungen, durch einen dritten. 1690 erschien endlich auch sein Hauptwerk: »An essay, concerning human understanding,« welches mit großem Beifalle aufgenommen und sogleich in mehre Sprachen übersetzt wurde. In eben dem Jahre schrieb er: »On civil government,« später ein Paar Abhandlungen über den damals sehr schlechten Münzfuß, 1693 ein Werk: „On education,“ endlich 1695 seine »Reasonableness of Christianity,“ welche Schrift großen Streit, besonders unter den Theologen, erregte. Locke lebte während dieser Zeit im angenehmsten Umgange mit vielen der ersten Personen London's und allgemein hochgeachtet. Zuletzt hielt er sich, weil sein Brustübel ihm den Aufenthalt in London nicht gestattete, auf einem Landgute des Herrn von Masham zu Oates auf, wo er, fromm und unter christlichen Betrachtungen, den 28. October 1704 starb. — Locke's Charakter war mild und freundlich; seine ausgebreiteten Kenntnisse in allen Kreisen des Wissenswerthen, seine Feinheit des Umganges, seine Bescheidenheit und heitere Gemüthlichkeit machten ihn zum liebenswürdigen und gesuchten Gesellschafter. Was er that, that er im Dienste der Wahrheit und Vernunft, der er mit ganzer Seele und rücksichtlos zugethan war. Als Philosoph setzte er das von Bacon begonnene Werk einer Reaction der Erfahrungserkenntniß gegen die Begriffsphilosophie mit großem Scharfsinne und glänzendem Erfolge fort.

Stephan I. der Heilige,

König von Ungarn.

Geboren 977. Gestorben 1038.

Bedenkliche Gährungen und heidnischer Trotz hemmten und erschwerten das Bekehrungswerk, welches der Herzog Geysa von Ungarn, bewogen durch seine christliche Gemalin, Sarolta von Siebenbürgen, begonnen. Seinen achtzehnjährigen Sohn Wock ließ er 995 in Gran, wo Derselbe geboren worden, durch den Prager Bischof Adalbert taufen und ihm seit dieser heiligen Handlung den Namen Stephan beilegen; auch vermälte er ihn im folgenden Jahre mit einer christlichen Fürstentochter, Gisela von

Baiern. Das Beispiel der Eltern und der Gemalin, die Lehren des heiligen Adalbert und des frommen Theodat, eines Comes von Italien, entzündeten Stephan's Glaubenseifer zur höchsten Begeisterung. Kaum hatte er nach dem Tode seines Vaters im Jahre 997 den Herzogstuhl von Ungarn bestiegen, als er das unterbrochene Bekehrungswerk mit neuem Muthe wieder aufnahm. Um ungestörter sein frommes Ziel zu verfolgen, schloß er Frieden mit allen christlichen Regenten, und erließ dann einen Befehl durch das ganze Land, daß alle Magyaren sich taufen lassen, den Priestern den Zehenten entrichten und alle christlichen Sklaven freigeben sollten. Gegen diesen Befehl empörte sich abermals der alte heidnische Trotz des Volkes, das überdies die christlichen Deutschen, welche Stephan's Thron umgaben, bitter haßte. Ein Aufstand brach aus. Der Anführer der Rebellen, Kuppa, Graf des Schimegger Landes, hegte den kühnen Plan, sich mit Stephan's Mutter zu vermälen und, mit Verdrängung des christlichen Herzogs, sich und dem Heidenthume die Herrschaft über Ungarn zu erkämpfen; zornschnaubend drang er mit seinen Heiden gegen Weszprim heran und belagerte diesen Herzogsitz. Aber Stephan, nicht minder gewaltig in der Schlacht, als stark im Glauben, sammelte schnell seine Getreuen zum heiligen Kampfe. Im Granflusse stehend, ließ er sich zum Ritter schlagen, ernannte die Obersten seiner Leibwachen zu Palatinen oder Palastgrafen, und gab seinem getauften Heere die Fahne mit dem Bilde der Heiligen Martin und Georg, so wie den Namen Maria als Schlachtruf. So gerüstet, vernichtete er, besonders durch die Tapferkeit seiner deutschen Leibwache, bei Pallota die Schaaren der Empörer. Ihren gefangenen Anführer ließ er viertheilen, und eines seiner Glieder am Stadtthore zu Raab, eines zu Gran, eines zu Weszprim, und eines im Lande jenseits des Waldes, das ist in Siebenbürgen, aufhängen; sein Erbgut zog er ein (999). Dieser Sieg befestigte Stephan's Herrschaft, und dadurch auch die christliche Religion, die von da an mit doppeltem Vertrauen ihr Wirken erneuerte. Stephan, durch Nichts mehr in seinem Bekehrungseifer aufgehalten, verordnete, daß alle Magyaren, welche binnen einer festgesetzten Zeit sich nicht würden taufen lassen, ohne Rücksicht auf Verdienst oder Reichthum Leibeigene werden müßten; er schärfte die Entrichtung des Zehenten, lud viele Priester aus Deutschland und anderen christlichen Ländern nach Ungarn ein, errichtete zehn Bisthümer und das Erzbisthum Gran, und erbaute eine Menge Kirchen. Zugleich bildete sich eine neue, die Macht des Herrschers erweiternde Reichsverfassung. Der Kaiser Otto III. und der Papst Sylvester II. erkannten ehrend

den christlichen Eifer des jungen Herzogs, und unterstützten gern seinen Wunsch, durch Annahme der Königswürde sein Ansehen im Volke zu erhöhen. Der von dem Herzoge im Jahre 1000 nach Rom abgesandte Bischof Astricus empfing vom Papste Sylvester für seinen Gebieter eine Königskrone sammt verschiedenen Vorrechten, nach welchen dem Könige, als Apostel seines Volkes, ein Kreuz vorgetragen werden sollte. Diesem wichtigen Ereignisse verdanken die Beherrscher Ungarn's den kirchlichen, später auch in die Sprache der europäischen Diplomatie übergangenen Namen der apostolischen Könige. Am Tage der Himmelfahrt Mariä, den 15. August 1000, wurde Stephan in Gran feierlich zum Könige von Ungarn gekrönt. Während der König durch Andachtsübungen, fromme Stiftungen und verschwenderische Almosen seine christlichen Gesinnungen zu bethätigen suchte und, aus gleichem Hange, die heilige Jungfrau zur Patronin des Reiches erklärte, ließ er die Angelegenheiten des Staates und der Verfassung nicht aus dem Auge. Aus den Bischöfen, den höchsten Hofämtern, den Kriegsobersten und jenen Obergespänen, welche die Taufe bereits empfangen, bildete er seinen Reichsrath; durch deutliche Gesetze ordnete er die Verfassung und Verwaltung des Reiches und die gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Stände: der Geistlichkeit der Hofämter, der Obergespäne, der Freien , der heidnischen Sklaven und der Fremden. Des Adels militärische Verpflichtungen wurden fest bestimmt, und zugleich dahin gestrebt, die Erhaltung der inneren Ruhe durch Herstellung des allgemeinen Landfriedens zu sichern. Diese Gesetze wurden allmälig und einzeln bekannt gemacht und durch wirkliche Ausübung zunächst ihr Werth und ihre Anwendbarkeit auf Volk und Zeit erprobt. Dann erst wurden sie gesammelt und auf den Reichstagen zu Gran oder zu Tolna 1016 als bleibendes Gesetz verkündigt. Inmitten dieser weisen Einrichtungen wurde der fromme Held mehrmals genöthigt, das immer siegreiche Schwert zu ziehen. Sein eigener Oheim, Gyula, welcher Schwarz-Ungarn oder den südwestlichen Theil von Siebenbürgen verwaltete, trachtete nicht nur dieses Lehen gewaltsam in sein freies Eigenthum zu verwandeln, sondern lehnte sich auch gegen die neue Reichsverfassung und gegen die Einführung des christlichen Glaubens auf. Stephan besiegte ihn (1002), ließ ihn sammt seinen zwei Neffen im Kerker verschmachten und vereinigte, indem er Siebenbürgens Verwaltung einem Woiwoden übertrug, dieses Land enger mit seinem Reiche. Im folgenden Jahre überwand er auch die Petschenegen, die, als Gyula's Verbündete, aus der Wallachei plündernd in Siebenbürgen einzufallen wagten; ihr

Fürst, Kean, wurde in der Schlacht getödtet; reiche Schätze entriß der Sieger den räuberischen Petschenegen, die zwar noch öfter Einfälle unternahmen, aber sie jederzeit blutig büßten. Gichtschmerzen fesselten den König durch drei Jahre an sein Krankenlager; während dieser Zeit verheerte ein bulgarischer Haufe, der, bei Orsowa die Donau überschreitend, sich an der Maros und dem Körös festsetzte, ungestraft die benachbarten ungarischen Provinzen. Auch mit Deutschland traten Zwistigkeiten ein; sie hoben gegen Oesterreich an, wo man sich über Gränzbeunruhigungen von ungarischer Seite beklagte, während hier die Vorenthaltung der baierischen Erbgüter der Königin Gisela als Vorwand der Feindseligkeiten genommen wurde. Als nun 1029 einer nach Konstantinopel bestimmten kaiserlichen Gesandtschaft der Durchzug durch Ungarn verwehrt wurde, da erklärte der erzürnte Kaiser den Krieg gegen Ungarn, und ein deutsches Heer, angeführt vom Markgrafen Adalbert I. von Oesterreich, drang über die Fischa und Leytha, während eine böhmisch-mährische Abtheilung über die March vorrückte. Die Magyaren begnügten sich, tiefer in ihr Land zurück zu weichen, nachdem sie den verlassenen Boden mit eigener Hand wüste gelegt hatten. Die Feinde konnten daher in dem verheerten Lande sich nicht halten, und zwischen dem deutschen Reiche und Ungarn wurde Friede geschlossen. Hierauf wurde das an der Gränze gegen Oesterreich aufgestellte ungarische Heer zur Eroberung des von den bulgarischen Bojaren Ochtum an der Maros besetzten Landstriches verwendet. Ochtum fiel, und die Bulgaren jener Gegend mußten sich in die Form einer Gespanschaft fügen. Körperliche Leiden drückten den König nieder; noch tiefer beugte ihn der Verlust seines Sohnes, des frommen Jünglings Emerich, der, mit einer kroatischen Fürstentochter vermält, aber dem Gelübde der Enthaltsamkeit treu, den 4. November 1032 auf der Jagd getödtet, und nachmals, gleich seinem Vater, unter die Zahl der Heiligen versetzt wurde. Bei des Königs Gemüthskrankheit gewann seine Gemalin großen Einfluß auf denselben; sie beredete ihn, den Sohn seiner Schwester und des Herzogs von Venedig, den unwürdigen Peter, zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Diese Erhebung eines Fremdlings erbitterte die Gemüther, und ein Aufstand erfolgte, der selbst das Leben des Königs bedrohte, aber schon im Beginne erstickt wurde. Stephan starb am Jahrestage seiner Königskrönung und dem Himmelfahrtstage der Reichspatronin, den 15. August 1038, ein und sechzig Jahre alt, von denen er durch mehr als vierzig mächtig und glücklich über sein Reich geherrscht hatte. Als Heiliger verehrt ihn die Kirche, als Apostel,

Helden und Gesetzgeber die Geschichte; durch ihn wurde Ungarn, nachdem es sich früher in der Schlacht bei Preßburg seinen Platz in der europäischen Völkergemeinschaft erstritten und seine Nationalität gerettet hatte, in die Reihe der christlichen Staaten eingeführt.

Wittekind der Große.

Geboren um 750. Gestorben um 810.

Nach Hermann, dem Befreier, ist kein Verfechter deutscher Unabhängigkeit mit höherer Verehrung zu nennen, als Wittekind, der Sachsenführer. Spärlich fließen die Nachrichten über ihn, und genealogische Fabeln, die ihn zum Stammvater mehrer deutschen Fürstenhäuser zu machen sich bemühten, haben den Quell seiner Geschichte noch geflissentlich getrübt; aber der Zweck seines großen Lebens, wenn auch durch Widerwärtigkeiten aller Art unerfüllt geblieben, leuchtet dennoch herrlich durch das Dunkel jener Zeit. Er war weder König noch Erbfürst der Sachsen, wozu man ihn häufig gelogen, sondern nur ein angesehener Landsasse unter jenen Stämmen, die man unter dem allgemeinen Namen der Sachsen begriff, und unter welchen die Ostphalen, Westphalen und Engern vorzugsweise namhaft geworden sind. Dem Stamme der Engern gehörte Wittekind an. Während des dreißigjährigen Unabhängigkeitskampfes, den die Sachsen gegen den Franken, Karl den Großen, bestanden, wählten sie wahrscheinlich schon 773 Wittekind zu ihrem obersten Anführer, und er muß sonach auch schon jene früheren kühnen, wenn auch unglücklichen Angriffe seines Volkes auf die fränkischen Gränzen geleitet haben. Bitterer Haß gegen den Unterdrücker im Herzen, besuchte er nie jene von dem Frankenkönige ausgeschriebenen Versammlungen, bei welchen die meisten sächsischen Stammhäupter aus Furcht oder Ehrgeiz zu erscheinen pflegten, und noch schwereren Kampf, als gegen Karl's überlegene und regelmäßige Heere, hatte er mit dem Wankelmuthe seiner eigenen Stammgenossen zu bestehen, die, obschon leicht zum Aufstande gegen das fränkische Joch bewogen, sich doch immer

wieder eben so schnell unterwarfen, sobald das Kriegsglück den Rücken wendete. In so großem Ansehen stand Wittekind schon frühzeitig, daß Sigfrid, der Dänenkönig, ihm seine Tochter Geva oder Gerberga vermälte, und mehr als Einmal sein Bundesgenosse ward. Als im Jahre 777 König Karl eine große Reichsversammlung zu Paderborn hielt, wo, um nur im Besitze ihrer Güter und ihrer Freiheit zu bleiben, alle sächsischen Heerführer und Ethelingi sich einfanden, dem Könige den Eid der Treue leisteten, die Taufe empfingen und, treulos an der Sache ihres Volkes, ihren Beistand zur Bekehrung der noch übrigen widerstrebenden Sachsen durch Güte oder Gewalt anboten, — da standen nur Wittekind und sein Freund und Waffengefährte, Albion, noch für die alten Götter und die alte Freiheit des Volkes. Während im folgenden Jahre Karl mit seinem Heere die Pyrenäen überschritt und in Spanien die Saracenen bekämpfte, bereitete sich, bei der Entfernung des Allgefürchteten, in Sachsen ein neuer Aufstand vor. Karl eilte zurück, die Empörung zu dämpfen; da warfen sich im Gebirge die Gasconier auf seine Nachhut und hieben sie nieder. Auf die Nachricht von diesem Unfalle des Unterdrückers, rückten die Sachsen verheerend bis an den Rhein, erlagen aber hier der Kriegszucht der Franken und der in ihrem Heerbanne fechtenden Alemannen. Besonnen zog Wittekind die Reste seines geschlagenen Heeres zusammen, und nahm eine vortheilhafte Stellung an der Lippe. Karl zog in Person gegen seinen großen Feind, und wiederum war der fränkischen Kriegskunst der Sieg; bei Buchholz erlitten die Sachsen eine blutige Niederlage. Erschreckt unterwarfen sich Engern und Westphalen, stellten Geiseln und baten um Frieden; viele Derselben waren noch vor dem Angriffe zu den Franken übergegangen und hatten dadurch Wittekind's Mißgeschick veranlaßt. Er verzagte nicht, und bald ward ihm Gelegenheit zu neuem Widerstande durch die zwischen der Elbe und der Saale wohnenden Slaven, welche verwüstend in das fränkische Thüringen eingefallen waren, Karl's Anbauungen zerstört, die christliche Bevölkerung ermordet hatten. Während Karl gegen jene Slaven ein aus Franken und unterworfenen Sachsen gebildetes Heer sendete, erregten die Letzteren auf dem Zuge einen Aufstand und strömten zu Wittekind hin, der eben die heidnischen Ueberbleibsel der Ost- und Westphalen zusammengezogen hatte und nun, durch die neuen Ankömmlinge verstärkt, sich (782) auf dem Berge Süntel an der Weser belagerte. Unbekannt mit dem Boden, versuchten die Franken, von einem Grafen Dietrich geführt, dennoch, den Gipfel des Berges zu stürmen. Darauf

hatte Wittekind gewartet, und als die Feinde einen Theil des Berges erklommen, hieß er die Seinigen gegen sie hervorbrechen. Wüthend stürzten, hinter Strauch und Fels hervor, sich die racheglühenden Sachsen auf die Franken, und warfen sie in wilder Flucht den Berg hinab. Unten am Fuße aber erwartete die Franken Wittekind's Schwert, der die Höhe umgangen hatte und mit einem auserlesenen Haufen die Flüchtlinge in Empfang nahm. Furchtbar rächten die Sachsen die Schmach früherer Niederlagen; bis in die Nacht währte das Morden, und nur Wenige aus dem Frankenheere retteten sich über die Weser hin in das Lager. Die Bestürzung war so außerordentlich, daß die beiden Mitfeldherren Dietrich's, welche in kurzer Entfernung mit ihren Truppen standen, ihm nicht zu Hilfe zu kommen wagten und in unthätigem Entsetzen den Untergang des Heeres mit ansahen. Zwei der vornehmsten Diener des Frankenkönigs, vier Grafen und zwanzig fränkische Edle waren unter den Erschlagenen. Auf diese Schreckenskunde eilte der König Karl, seiner Wuth nicht Meister, mit einem schnell zusammengerafften Heere nach der Weser vor. Die zwischen diesem Strome und der Elbe wohnenden Sachsen erzitterten vor der Nähe des Gewaltigen; sie kamen durch Bitten und Unterwerfung seiner Rache zuvor, und lieferten ihm gegen fünftausend der Ihrigen als Anstifter aus. Karl befleckte seinen Ruhm durch Niedermetzelung von fünfthalbtausend Ausgelieferten; noch vor etwa hundert und sechzig Jahren wurden in jener Gegend Gräber mit den Schädeln jener unmenschlich hingewürgten Sachsen aufgewühlt. Wittekind, von den Seinigen verlassen, flüchtete nach Dänemark zu seinem Schwiegervater, neue Schaaren sammelnd. Noch dreimal rang der unermüdliche Held in den Jahren 783 und 784 gegen die fränkische Uebermacht; doch nie mehr lächelte ihm das Glück; bei Detmold, Osnabrück und an der Lippe verspritzte er erfolglos sein und seiner Getreuen Blut. Als die Sache seines Volkes verloren schien, ging er mit seinem, an Ausdauer und Muth ihm ähnlichen Albion nach Dänemark oder Jütland. Dort trafen ihn König Karl's Abgeordnete, der ihm ehrenvoll die Hand zur Versöhnung bot, ihn einlud, den falschen Göttern zu entsagen, welche ihr Volk so wenig zu beschützen vermocht. Die Sage meldet, Wittekind habe, als Bettler verkleidet, sich in König Karl's Lager geschlichen, die Stellung und Stärke des Feindes zu erspähen; da sei ihm bei Anschauung des heiligen Abendmals ein Jesuskind erschienen und habe sein Herz durch ein Wunder für das Evangelium gewonnen. Wittekind versöhnte sich mit Karl dem Großen, und empfing, nebst Albion, wahrscheinlich im

Jahre 785 zu Attigny (nach Anderen zu Bardewyk, oder Minden, oder auch zu Bethelheim bei Osnabrück) die Taufe. Alle seine Güter erhielt er zurück; auch soll ihn Karl zum Herzoge, jedoch nicht zum erblichen, in Sachsen eingesetzt haben. Die Sage macht ihn zum Urheber mehrer frommen Stiftungen, um die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung zu bekunden. Treu seinem nunmehrigen Lehensherrn und seinem gegebenen Worte, nahm er an keiner der weiteren Empörungen der Sachsen Antheil, und soll im Jahre 807 im Kampfe wider den schwäbischen Herzog Geroald gefallen seyn. Einige lassen ihn schon früher, Andere erst später sterben. Nach der herrschenden Meinung ist er in der von ihm gestifteten Kirche zu Engern begraben worden, wohin seine Gebeine, welche im Jahre 1414 nach Hervorden gebracht worden waren, 1822 zurückkehrten. Das in der Pfarrkirche zu Engern von Karl IV. 1377 ihm errichtete Denkmal scheint, ungeachtet seines späten Entstehens, doch einer traditionellen Auffassung der Figur gefolgt zu seyn. Aehnliches gilt von dem hier gelieferten Bilde Wittekind's, das demselben Bilderwerke der Dresdener Bibliothek entnommen wurde, welchem wir auch die Portraits der Wettiner, Konrad und Heinrich (S. 1 u. f.), verdanken.

Wenn man die beiden Zeitgenossen, Karl und Wittekind, neben einander stellt, so sind des Ersteren Thaten allerdings glänzender, als des Letzteren. Beide tragen den Namen des Großen; aber sie haben ihn auf sehr verschiedene Art erlangt. Wenn man den Glanz, welchen das politische System, das Glück und eine Menge Zufälle, deren Karl sich zu bedienen wußte, von seiner moralischen Größe trennt; wenn man eben so das Unglück, welches Wittekind durch sein ganzes Leben verfolgte, die Lage, in der er sich befand, die Umstände, die seine Größe zu verdunkeln scheinen, von seiner moralischen Größe trennt, und dann Beide in dem wahren Lichte, das die Geschichte über ihren Charakter wirft, ruhiger betrachtet, so wird es schwer zu entscheiden, welcher von Beiden den gegründeteren Anspruch auf den Namen des Großen hatte. Neben einen beständigen Sieger gestellt, bei immerwährenden Unglücksfällen, bei der Anführung eines flüchtigen, immer geschlagenen, widerspänstigen und wankelmüthigen Volkes, gleichwohl den Namen des Großen zu erlangen, selbst in den demüthigendsten Handlungen seines Lebens groß zu seyn, in dem Triumphe seines Ueberwinders noch eben so würdig dazustehen — diese Größe war nur einem Wittekind vorbehalten, dem sein Verdienst die erste, und das Glück nur die zweite Stelle gab.

Vignola.

Geboren 1507. Gestorben 1573.

Der »Gesetzgeber der neueren Architektur,« Giacomo Barozzi, genannt Vignola, verdankte diesen Beinamen seinem Geburtsorte Vignola im Modenesischen, wohin sein Vater, ein Anfangs wohlhabender, aber durch die Kriegsunruhen verarmter mailändischer Edelmann, sich mit seiner Gattin, der Tochter eines deutschen Officiers, zurückgezogen hatte. Nach des Vaters frühzeitigem Tode brachte die Mutter den Sohn, der schon in jungen Jahren seine Anlagen zur Kunst verrieth, nach Bologna, damit er der Zeichnenkunst und Malerei sich widme. In der letzteren, worin Passerotti ihn unterrichtete, machte er langsame Fortschritte, desto größere aber im Studium der Baukunst und der Perspektive. Um die klassischen Denkmäler des Alterthums zu studiren, begab er sich nach Rom; aber hier sah er sich genöthigt, wieder den Pinsel zu ergreifen, um sich und seine Familie zu ernähren. Die Gründung einer Akademie der Baukunst, welche damals unter dem Schutze mehrer angesehenen Personen stand, gab ihn endlich seinem Lieblingsstudium zurück, dem er sich nie entfremdet hatte; er wurde beauftragt, für diese Akademie Zeichnungen nach antiken Gebäuden der Stadt Rom zu machen, und diese Arbeit gab seinem Geschmacke die entschiedene Richtung. Um das Jahr 1537 verließ er Rom und ging mit Primaticcio nach Frankreich. Mehre Zeichnungen, welche er dem Könige Franz I. überreichte, machten ihn bekannt und gewannen ihm das Zutrauen des Monarchen. Dieser verwendete ihn, während seines zweijährigen Aufenthaltes in Paris, zur Anfertigung von Modellen und Planen, deren Ausführung jedoch der Krieg vereitelte. Nach seiner Rückkehr entwarf Vignola zu Bologna den Plan für das Frontispice der großen Kirche des heiligen Petronius, der, obgleich er unter allen übrigen den Vorzug erhielt, ebenfalls unausgeführt blieb. Um diese Zeit erbaute er auch den prächtigen Palast des Grafen Isolani zu Minerbo bei Bologna, und in der Stadt selbst gab er Proben seines Talents. Wann er die Kirchen von Massano,

St. Oreste, N. D. degli angeli zu Assisi, die schöne Kapelle des heiligen Franz zu Perugia und viele andere Gebäude in verschiedenen Theilen Italiens errichtet hat, ist nicht genau zu bestimmen. Endlich kehrte er nach Rom zurück, und wurde von Vasari dem Papste Julius III. vorgestellt, der als Legat den Künstler schon in Bologna kennen gelernt hatte. Er ernannte ihn zu seinem Architekten und übertrug ihm die Leitung des Baues der Wasserleitungen von Trevi. Bald rechtfertigten bedeutende Arbeiten das Vertrauen des Papstes. Dieser trug ihm auf, ein Landhaus vor der Porta Popolo zu erbauen, die sogenannte Villa des Papstes Julius, die mit der Kirche von St. Andrea, einem kleinen zirkelförmigen Tempel, zu den besten Werken der neueren Baukunst in Rom gehört; namentlich ist letztere als ein klassisches Muster der Architektur betrachtet worden. Vignola's größtes Werk unter vielen anderen, theils minder bedeutsamen, theils nicht unmittelbar von ihm vollendeten, ist das durch ihn selbst ganz zu Ende geführte, berühmte Schloß von Caprarola, ein Denkmal des Kardinals Farnese, welches dieser acht bis zehn Meilen von Rom in einer malerischen Gegend errichten ließ, und das, obgleich nicht mehr bewohnt, noch jetzt von Kunstfreunden aufgesucht wird. In der letzten Zeit seines Lebens bekleidete Vignola die Stelle eines Baumeisters des St. Petersdomes, da Michel Angelo vor Vollendung seines Werkes starb. Vignola erbaute die zwei kleinen Dome, die sich jetzt auf der hinteren Seite der Kirche wie Satelliten der großen Kuppel zeigen. Ueberhaupt entsprach er dem Vertrauen des heiligen Vaters und Rom's, das er als seine zweite Vaterstadt ehrte und dessen Dienst er sich weihte, bis ihn 1573 der Tod überraschte. Nicht geringeren Ruf, als durch seine Gebäude, erwarb sich Vignola durch sein berühmtes Werk über die fünf Säulenordnungen. Er bestimmte die Form und die Verhältnisse derselben nach den besten Werken der Architektur des alten Rom's, und diese Bestimmung erhielt ein so klassisches Ansehen, daß lange Zeit, den Vignola und die Alten befolgen, fast für gleichbedeutend genommen wurde. Aber er unterwarf in so fern die römische Baukunst einer willkürlichen Beschränkung, indem er nur Eine Form der Capitäle für jede Ordnung festsetzte, da doch die zahlreichen in Rom vorhandenen antiken Säulenknäufe eine ungemeine Mannigfaltigkeit in ihren Gestalten bemerken lassen. Vignola's Sohn, Hyazinth, der sich ebenfalls der Architektur widmete, erreichte den Ruf seines Vaters nicht.

Andrea Palladio.

Geboren 1518. Gestorben 1580.

Ueber ein Jahrhundert vor diesem »Rafael unter den Baumeistern« befand sich der alte römische Baustyl in zunehmendem Wiedererwachen. Brunelleschi, welcher im Jahre 1444 starb, war der Erste, welcher, und zwar an dem oberen Theile der Kathedrale zu Florenz, sich eine Abweichung von italienischer Gothik, und eine Annäherung an die klassischen altrömischen Muster gestattete. Sein Schüler Alberti gab ein System der fünf Ordnungen heraus, und Bramante, Rafael und San Gallo brachten den restaurirten Styl immer mehr an der berühmten Basilica von St. Peter in Anwendung. Eben so arbeitete Sansovino an mehren Prachtgebäuden zu Venedig, San Micheli an ähnlichen zu Verona, den Bestrebungen Palladio's vor, und in gleicher Weise zeichnete sich auch Vignola als praktischer Architekt aus. Serlio maß und beschrieb zuerst die alten Muster Rom's, und ließ im Jahre 1537 seine „vollständige Abhandlung über Baukunst« erscheinen. Viel war daher gethan, um die Bemühungen künftiger Meister zu erleichtern. — Andrea Palladio kam den 30. November 1518 in Vicenza zur Welt. Seine Eltern sollen dem Mittelstande angehört haben; daher verwirft Temanza die herkömmliche Sage, als habe er als gemeiner Maurer an der Villa di Cricoli gearbeitet und als sey ihm der Name »Palladio,« gleich einer Art Veredlung, von seinem Meister Trissino verliehen worden, der sein erster Lehrer in der Baukunst gewesen seyn soll. Vitruvius und Alberti scheinen seine frühesten Studien gewesen zu seyn; in seinem drei und zwanzigsten Jahre hatte er auch in der Geometrie tüchtige Kenntnisse sich angeeignet. Aber Alles, was er aus Büchern erlernte, vermochte seinen Eifer nicht zu befriedigen, und er strebte mit Erfolg einer tieferen praktischen Einsicht in die Einzelheiten und Grundlagen seiner Kunst nach. Bei seinem wiederholten Aufenthalte in Rom hatte er Gelegenheit, durch Anschauung der alten Bau- und Kunstdenkmäler seinen Geschmack zu läutern. Im



J
be
B
zr
vc
sch
D
res
in
B
lat
Ar
un
ers
zu
zu
der
an
gle
der
All
zw
an
Eis
Ei
wi
der

LVIII





Jahre 1546 war er bereits so anerkannt, daß, als damals der dritte Baumeister der St. Peterskirche zu Rom starb, Trissino sich bemühte, Palladio jene Stelle zu verschaffen. Vom folgenden Jahre an machte dieser sich als vornehmster Architekt im nördlichen Italien bekannt. Seine Vaterstadt Vicenza ist mit zahlreichen Werken von ihm geschmückt worden. Sein und der Stadt merkwürdigstes Gebäude ist das gegen das Ende seines Lebens von ihm begonnene, und von seinem Sohne vollendete, von Holz im verjüngten Maßstabe nach den von Vitruv angegebenen Verhältnissen aufgeführte olympische Theater. Von ihm ist auch der Delegationspalast an der Piazza de' Signori erbaut, und der prächtige Arkadengang um das Rathhaus angelegt. Nach seiner Vaterstadt, wurde Venedig von ihm vorzugsweise bedacht, wie das Refektorium von St. Giorgio Maggiore, und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen berühmte gleichnamige Kirche bezeugen. Auch die Umgegend und das übrige nördliche Italien enthalten eine große Anzahl seiner Werke, so die schöne Villa di Capri, die Rotunda genannt. Niedergebeugt durch die Menge und Beschwerlichkeit seiner Arbeiten, und durch den Verlust zweier Söhne (Leonida und Orazio) erschüttert, erlag Palladio einer ansteckenden Krankheit, und beschloß sein Leben den 19. August 1580, im zwei und sechzigsten Jahre. Er wurde unter dem Trauergeleite der olympischen Akademiker in der Dominikanerkirche zu Vicenza begraben. Der verbesserte Geschmack in der Baukunst, die er auf die antiken Muster zurück zu führen und in ihrer Reinheit wieder herzustellen strebte, ist großentheils sein Werk. Unter dem, was er geschrieben, sind besonders seine Abhandlung über Baukunst und sein Buch über die römischen Alterthümer, das seines Verfassers Eindringen in den Geist der Alten beurkundet, mit Auszeichnung zu nennen. Palladio war klein von Gestalt, aber von einnehmendem Aeußeren, und vereinigte mit einem würdevollen Betragen ein heiteres und lebhaftes Wesen.

Pierre Simon Laplace.

Geboren 1749. Gestorben 1827.

Frankreichs Newton, Pierre Simon Laplace, kam den 28. März 1749 zu Beaumont-en-Auge im Departement von Calvados zur Welt, und erhielt, weil seine Eltern völlig unbemittelt waren, durch Unterstützung vermögender und edelmüthiger Personen seine erste Erziehung, während welcher bereits seine ungewöhnlichen Naturgaben, und besonders das Talent für Mathematik sich mächtig hervordrängten. Siebzehn Jahre alt, hatte er schon die kühnsten Erwartungen übertroffen; denn damals schrieb er die „Recherches sur le calcul intégral aux différences infiniment petites et aux différences finies," und bald darauf (1768) ward er Professor der Mathematik in seinem Geburtsorte. Um aber seinem großen Geiste mehr Nahrung zu verschaffen, ging er nach Paris, wo er mehre Gönner sich erwarb, von denen vorzüglich d'Alembert als der Führer seiner Studien bemerkt zu werden verdient, indem der junge Laplace dessen Rathschläge und Andeutungen so trefflich benutzte, daß er ihn und die ganze gelehrte Welt sehr bald mit der wichtigen Entdeckung von der nachgewiesenen Stabilität der mittleren Planetenabstände von der Sonne erfreute, und die mathematische Analysis sehr bereicherte. Hierdurch erwarb er sich die Zuneigung des Präsidenten Saron, der den Druck der Arbeiten Laplace's auf seine Kosten veranstaltete, so wie die Nachfolge in Bezout's Stelle als Examinator des Artilleriekorps, welches Amt ihm die hinreichende Muße gewährte, seinen höheren Lieblingsstudien zu folgen. Vier und zwanzig Jahre alt, ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und nun schrieb er mit ungemeiner Schnelligkeit eine Menge Abhandlungen, Gegenstände der physischen Astronomie betreffend, die seinen unsterblichen Ruhm begründeten. Auch die Experimental-Chemie wurde im Vereine mit seinem Freunde, dem großen Chemiker Lavoisier, ein nicht unwichtiger Theil seiner Beschäftigungen, und er wiederholte Cavendish's Versuche zur Analyse des Wassers. Aus Liebe zu ihrem Vaterlande lehnten sowohl

er, wie La Grange, den 1781 an sie ergangenen ehrenvollen Ruf zu der in Neapel neu errichteten Akademie der Wissenschaften ab. Während der Revolution stürzte sich Laplace, von seinem Feuergeiste verführt, in die Wirbel des politischen Parteienkampfes und nahm Theil an allen damaligen Verirrungen; dennoch mußte er im Sommer 1793, von dem Terrorismus Robespierre's und seiner blutgierigen Genossen bedroht, aus Paris flüchten und sich in Melun verborgen halten, in welcher fürchterlichen Zeit die Guillotine ihm zwei seiner innigsten Freunde, Lavoisier und Saron, mordete. Ueberhaupt war, während Laplace in seiner Wissenschaft festen Schrittes und unaufhaltsam vorwärts drang, sein politisches Benehmen sehr schwankend. Erst eifriger Demokrat, als welcher er bei der Errichtung des polytechnischen Institutes einen der ersten Lehrplätze desselben erhielt, huldigte er dann dem ersten Consul Bonaparte, der ihn, nachdem Laplace im Jahre 1796 das große Werk: »Exposition du système du monde,« vollendet hatte, zum Minister des Innern ernannte. Es zeigte sich jedoch, wie untauglich er zu einem solchen Posten, zumal im Sinne Bonaparte's war, daher gab er bald von selbst sein Ministerium wieder auf und rückte dafür in den Senat ein, dessen Vicekanzler und Präsident er später ward. Auch ernannte Napoleon, der ihn als einen der größten Denker seiner Zeit betrachtete und dessen Arbeiten seine lebhafte Bewunderung zollte, ihn zum Grafen und erwies ihm manche besondere Gunstbezeigungen. Dennoch sagte Laplace 1814 bei'm Sturze Napoleon's sich gänzlich von demselben los, und gab den Senatoren gleichsam das Signal zu einem allgemeinen Abfalle. Er stimmte definitiv für die Abschaffung des Kaiserthrones und für die Wiedereinsetzung der Bourbon'schen Dynastie, wofür ihn Ludwig XVIII. mit dem Marquisat und mit einem Sitze in der Pairskammer des Reiches belohnte. Sein Ruf als größter Mathematiker und Astronom seiner Zeit wurde durch seine politische Farblosigkeit nicht beeinträchtigt, und wirklich ist in Betracht seiner wissenschaftlichen Leistungen nur Eine Stimme: daß die Reinheit seiner Diktion, die Klarheit und Eleganz seines Styls bewundernswürdig, und die den Wissenschaften durch ihn gewordenen Bereicherungen von unberechnenbarem Nutzen sind. Unter seinen Abhandlungen steht sein Meisterwerk: »Mécanique céleste,« würdig neben Newton's „Principia.« Mit dieser allgemeinen Anerkennung, als schönster Belohnung seiner Verdienste, starb Laplace, fast acht und siebzig Jahre alt, den 5. Mai 1827.

J. B. J. Delambre.

Geboren 1749. Gestorben 1822.

Jean Baptiste Joseph Chevalier Delambre wurde in Einem Jahre mit seinem geistverwandten Landsmanne Laplace, den 19. September 1749 in oder bei Amiens geboren. Seine erste Erziehung erhielt er durch Delille, der später sein Kollege am Nationalinstitute und am Collège de France war und ihm stets sehr anhänglich blieb. Anfangs widmete er sich vorzüglich linguistischen Studien, machte sich die meisten lebenden Sprachen eigen, und wurde als einer der besten französischen Hellenisten angesehen. Erst in seinem sechs und dreißigsten Jahre ging er zur Astronomie über. Nachdem er die Werke des Lalande mit einem Commentar bereichert hatte, wurde er der Freund und Zögling dieses Gelehrten, welcher mit Stolz von Delambre sagte: dieser sey sein bestes Werk. Kaum hatte Herschel den Uranus entdeckt, so folgte Delambre mit stäter Aufmerksamkeit der Bahn desselben. Obschon dieser Planet nach acht Jahren erst einen kleinen Theil seiner mehr als achtzigjährigen Bahn zurückgelegt hatte, so fertigte Delambre gleichwohl schon 1790 die Uranustafeln an, welche seitdem von beinahe allen Astronomen bei ihren Berechnungen benutzt wurden. Diese und seine schon vorher vollendeten Tafeln über den Lauf des Jupiter und des Saturn, ferner die einzelnen Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften, die seine Uranustafeln mit dem Preise gekrönt hatte, und seine wichtigen Berechnungen der Bahn der Trabanten des Jupiter, verschafften ihm einstimmig die Aufnahme in das Nationalinstitut. Der Wunsch, für die französische Republik ein ewig unveränderliches Normalmaß zu erhalten, veranlaßte im Jahre 1792 den Entschluß, die ungeheure Messung eines Meridian's durch ganz Frankreich vorzunehmen. Delambre und Mechain wurden beauftragt, das Unternehmen in Ausführung zu bringen; der erstere maß den nördlichen Bogen von Rhodez bis Dünkirchen und wurde eher fertig, als Mechain, welcher im Jahre 1804 starb. Delambre hat über diese große

Messung sein bekanntes Werk: »Base du système métrique ou mesure de l'arc du meridien de Dunkerque à Barcelone,« geschrieben, welches 1810 einen der Decennalpreise erhielt und sehr schätzbar ist. Bei der ersten Errichtung des Längenbureau's wurde er zum Mitgliede desselben ernannt. 1802 wurde ihm von Bonaparte der wichtige Posten eines General-Inspectors der Studien zugetheilt, als welcher er die Lycäen zu Moulins und Lyon gründete, und im folgenden Jahre wählte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem beständigen Sekretär, wogegen er das General-Inspektorat aufgab. Jedoch wurde er 1808 von Napoleon auch zum Schatzmeister der Universität ernannt. Seine ersten Sonnentafeln hatte er 1792 geliefert. Ihre Wichtigkeit bestimmte ihn aber, seine Beobachtungen der Sonne fortzusetzen, und so erschienen 1806 seine neuen Tafeln, die seitdem allen astronomischen Berechnungen zum Grunde gelegt worden sind. Eben so arbeitete er seine Tafeln für die Bahn der Trabanten des Jupiter, welche Lalande schon früher »eine der größten astronomischen Arbeiten, welche jemals geliefert worden,« genannt hatte, im Jahre 1817 um, und bereicherte sie mit neuen Beobachtungen. Als er 1807 Lalande als Professor am Collège de France nachfolgte, wurde er dadurch zu einer neuen allgemeinen Untersuchung aller großen Probleme in der theoretischen und praktischen Astronomie geführt, aus welchen Untersuchungen 1810 sein klassischer »Traité d'astronomie théorétique et pratique« hervorging. Diesem Traité folgte von 1817 bis 1822 seine nicht minder klassische Geschichte der Astronomie von den ältesten bis auf seine Zeiten, eine Reihe von Werken, wie keine Nation gleiche aufzuweisen hat, und die des Verfassers Namen unsterblich machen. 1821 wurde er zum Officiere der Ehrenlegion ernannt. Es war die letzte irdische Auszeichnung, deren er sich erfreute; denn am 19. August des folgenden Jahres beschloß er, drei und siebzig Jähre alt, sein thätiges und nutzbringendes Daseyn.

schreibt den Klosterfrauen vor, alljährlich das Gedächtniß St. Athici zu feiern; doch ist seine Kanonisation nicht allgemein anerkannt worden. Eticho's Gemalin hieß Berechsinda (Brusuuinda, Bersuuinda) und war ihrer Herkunft nach eine Schwester der Sigrada, der Mutter des heiligen Leodegar. Neun Tage nach dem Tode ihres Gemals tödtete sie der Schmerz in den Armen ihrer heiligen Tochter Odilia, im Kloster zu Hohenburg. Von ihr wird der Name des Städtchens Bersch bei Odilienberg abgeleitet. Eticho's Sohn und Enkel — Adalbert und Luitfrid I. — waren noch Herzoge von Elsaß. Nach dem Tode des Letzteren (730) haben die Karolinger keinen Herzog daselbst mehr eingesetzt, und der Elsaß ward in Grafschaften aufgelöset. Luitfrid's Sohn, Luitfrid II., führt daher nur den Titel eines Grafen im Elsaß. Die Nachkommenschaft der drei Söhne Eticho's hat überhaupt den ganzen Elsaß mit einer Menge dortiger Grafen, etichonischen Stammes, bevölkert. Aus der Linie Adalbert's, des älteren Sohnes Eticho's, ging hervor Guntram der Reiche, Graf im Aargau, Breisgau, Thurgau und Elsaß (900 bis 939), Stammvater der Aargauer, die seit Gründung der Habsburg sich Habsburger nannten und mit dem Sohne des großen Kaisers Rudolf, dem Herzoge und nachmals Kaiser Albrecht I., ihre segenreiche Herrschaft über Oesterreich begannen. Eticho's jüngerer Sohn, Eticho II., ward Stammvater der Etichonen in Lothringen; desgleichen ein Enkel Guntram's, des Stammvaters der Aargauer, Berthold, Graf im Breisgau, Stammvater der Zähringer. Nähere genealogische Auskunft über die etichonischen Linien in Oesterreich und Lothringen ertheilt Meynert's »Geschichte Oesterreich's,« Band I., Seite 160 u. f., wo sich auch die ausgeführten Stammtafeln befinden.

Eticho's Schöpfung, das Kloster Odilienberg, wo seine heilig gesprochene Tochter als Aebtissin gewaltet und in einem beinahe hundertjährigen Alter zur Ruhe eingegangen war, brannte im Jahre 1546 nieder, und blieb in seiner Verwüstung bis 1617, wo Leopold, Erzherzog zu Oesterreich und Bischof von Straßburg, es wieder herstellte und mit Prämonstratenser-Chorherren besetzte. Unter dem Schutte fand man den Sarg aus dem siebenten Jahrhunderte, angeblich mit den Gebeinen des Herzogs Eticho, so wie das schon erwähnte Denkmal mit des Herzogs Bilde, welches Schöpflin für seine „Alsatia illustrata" (Tom. I. p. 761) in Kupfer stechen ließ, und so diese ehrwürdige älteste Skulptur der Vergessenheit entriß. Seiner Abbildung ist das hier von uns mitgetheilte Portrait des

hohen Stammherrn Eticho entnommen. Das Monument stellt den Herzog Eticho sitzend vor, wie er seiner, mit den äbtlichen Insignien geschmückten Tochter das Evangelienbuch überreicht; darüber die Inschrift: Eticho Dux. S. Odilia. An der Seite befindet sich auch die Gestalt des heiligen Leodegar im Profil. Eticho's Herzogshut gleicht einer Krone, aber nur im Sinne der Skulptur. Charakteristisch ist das Geflecht seiner Haare, wie es die alte alemanische Mode angeordnet hat. Indem wir wiederum auf jenes älteste habsburgisch-lothringische und zähringische Familiendenkmal aufmerksam machten, hoffen wir den Lesern unseres Werkes einen nicht unangenehmen Dienst erwiesen zu haben.

Albrecht I.,

römisch-deutscher Kaiser, Stammvater des Hauses Habsburg-Oesterreich.

Geboren um 1248. Ermordet 1308.

Als der hohe König Ottokar, auf dem Marchfelde verblutend, endlich im Tode dem deutschen Reiche die Lande Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, die windische Mark, Eger und Portenau zurückgeben mußte, welche die starke Hand lebend nicht ganz hatte lassen wollen, da belehnte der siegreiche König Rudolf von Habsburg auf dem Augsburger Reichstage im December 1282 seine Söhne, die Grafen Albrecht und Rudolf, mit den zurückerkämpften Landen; nur Kärnten gaben die Neubelehnten zurück, um mit diesem Lande die Treue des Grafen Mainhard von Tirol zu belohnen. So ward das erlauchte Haus Habsburg in Oesterreich einheimisch und herrschend. Damit aber nicht zwei Herren zu gleicher Zeit geböten, wurde Rudolf auf den Titel jener Provinzen beschränkt, Herzog Albrecht aber als alleiniger Herr in Oesterreich, Steyer und den zugehörigen Landen eingesetzt. Albrecht's Leben war unruhig, wie sein Geist. Das lange Zwischenreich hatte in den Landen, die er übernommen, die wohlthätigen Bande der Ordnung und des Gehorsams gelockert; Albrecht aber

wollte Herr seyn im vollen Sinne des Wortes, und seine Kraft, seine Klugheit ließen ihn zuletzt allen Hindernissen obsiegen. Freilich war dabei sein Leben eine ununterbrochene Kette von Kämpfen und Fehden, die ihm nur selten gestatteten, die mildere Seite seines Gemüths, welche demselben keineswegs fehlte, darzulegen, ihn unverdient in den Ruf rücksichtloser Härte gebracht haben. Bisweilen bemächtigte sich auch fremde Arglist seines besseren und gerechteren Sinnes; namentlich übte der ränkesüchtige Abt Heinrich von Admont beklagenswerthen Einfluß auf ihn, und verwickelte ihn in langen, für beide Theile verderblichen Kampf mit dem Erzbisthume Salzburg, unter welchem hier wie dort die Unterthanen schrecklich litten. Gleichzeitig brachen auch innere Unruhen aus. Wien war, wegen der damaligen Verhältnisse zwischen dem Reiche und Ottokar von Böhmen, vom Könige Rudolf 1278 zur freien Reichsstadt erhoben worden. Der Drang der Umstände hatte später jenes Privilegium außer Kraft gesetzt, und als Albrecht als Landesherr in Oesterreich auftrat, mußte es als in sich selbst erloschen gelten. Doch die Wiener versuchten, es mit Gewalt wieder aufzurichten; der Pöbel, der bei jeder Unordnung seine Rechnung zu finden meint, griff begierig die Losung zum Widerstande auf, und die Schuster prahlten gar, den Burggraben mit ihren Leisten ausfüllen und so zu dem Sitze des Herzogs vordringen zu wollen. Es wurde dem Letzteren gedroht, ihm den Gehorsam aufzukünden und in Blut und Tod gegen ihn zu stehen, wenn er die Privilegien der Stadt nicht bestätige. Albrecht verachtete solche Drohung; ehe die Empörer es sich versahen, eilte er mit seinen Dienern auf die Kahlenberger-Burg, rief seine Mannen um sich, schloß die Stadt ein, und schnitt ihr zu Lande und zu Wasser die Zufuhr ab. Der Hunger brach den Trotz der Stadt; sie unterwarf sich, lieferte dem Herzoge ihre Privilegien aus, von denen er ihr nur jene ließ, die ihm nicht beschwerlich däuchten, und erklärte urkundlich, daß der Herzog, nicht aber das Reichsoberhaupt, ihr wahrer Herr sey. Als Wien beruhigt war, loderte der Aufruhr unter den steyerischen Edlen auf. Sie zogen in ihren Bund den neuen Erzbischof Konrad von Salzburg, und den Herzog Otto von Baiern, dem sogar die künftige Herrschaft über Steyermark angetragen wurde. Albrecht schien unthätig, entmuthigt. Aber als die Verschworenen ihn am entferntesten glaubten, zog er mitten durch ungeheure Schneemassen über den Semmering heran. Bei dieser Nachricht hoben die Feinde die Belagerung von Bruck auf, und des Herzogs Feldhauptmann, Hermann von Landenberg, warf sich auf die Baiern, und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an.

Friedrich von Stubenberg, das Haupt des Aufstandes, fiel in seine Hände. Der Herzog benutzte seinen Sieg mild und großmüthig; er verschonte das Leben Stubenberg's, und bestätigte freiwillig durch eine neue Handfeste den steyerischen Edlen ihre Freiheiten. Mit den Verbündeten des Aufruhrs, dem mächtigen Grafen Ulrich von Heunburg, dem von den Empörern zu allererst der Besitz der Steyermark angetragen worden, und dem Erzbischofe von Salzburg, währte die Fehde noch eine Zeitlang unter schrecklichen Verheerungen fort; endlich aber wurde, hauptsächlich durch Vermittelung der frommen Gemalin Albrecht's, der Herzogin Elisabeth, auch hier Friede geschlossen. Doch mit Salzburg dauerte die Ruhe nicht lange, zumal Heinrich von Admont, der dem Bisthume unversöhnlich grollte, fortwährend die Glut des Hasses schürte. Als nun, auf des Letzteren Betrieb, der Herzog auf dem Salzberge im Kuchenthale einen Stollen eintreiben, und Salzpfannen errichten ließ, da erhob der Erzbischof, dem dadurch in seinen Salzeinkünften ein großer Ausfall erwuchs, bittere Klage, vorgebend, die auf österreichischer Seite benutzte Soole sei ein Abfluß der salzburger des Kuchenthales, und werde also der dasigen Ausbeute entzogen. Er wendete sich an den neuerwählten römischen König Adolf von Nassau, der, in Albrecht den früheren Mitbewerber hassend und als armer König dem reichen Herzoge doppelt neidisch, daher sogleich Partei für den Erzbischof nehmend, an Albrecht den Befehl erließ, den eröffneten Salzbau wieder einzustellen. Mittlerweile brachte ein böser Zufall oder ein Bubenstück den Herzog an den Rand des Grabes. Als er am Martinstage 1295 auf der Burg zu Wien tafelte, meinte er plötzlich Gift genossen zu haben, denn er fühlte sich starr und gelähmt, und von einem schrecklichen Zustande befallen. Kein Mittel wollte anschlagen; da ließ ein Arzt, nach der barbarischen Heilmethode des Zeitalters, ihn an den Füßen aufhängen, um das vermeinte Gift durch Mund, Nase, Augen und Ohren heraus zu treiben. Der Herzog verlor bei dieser gräulichen Kur ein Auge und seine blühende Farbe auf immer; doch genas er, wiewohl langsam. Man hatte ihn schon allgemein todt gesagt, und dies Gerücht war bis nach Salzburg gedrungen. Da glaubte der Erzbischof losschlagen zu dürfen, und auf seinen Betrieb wurden vom Pöbel die neuen österreichischen Salzwerke in der Gosach zerstört, auch der Flecken Traunau hart mitgenommen. Der erzürnte Herzog griff zum Schwerte, die Unbill zu rächen. Der geängstigte Erzbischof sprach den Bann über den Herzog und dessen Unterthanen, und entfloh nach Meißen zum Könige Adolf, der ihn schützte, ohne des Herzogs

Verantwortung anzuhören, Diesem sogar gebieten ließ, dem Erzbischofe vollen Ersatz zu leisten, oder gewärtig zu seyn, daß der König selbst mit Heeresmacht nach Oesterreich kommen würde. Das eitle Gerücht von des Herzogs Tode hatte auch die schlummernde Widerspänstigkeit der österreichischen Ministerialen wieder geweckt; sie rotteten sich zusammen, fielen über die ihnen verhaßten Schwaben und andere Ausländer her, welche Albrecht nach Oesterreich gebracht hatte und sehr bevorzugte, und hielten eine Versammlung in Stockerau, von wo aus sie sich in Einvernehmen mit dem Böhmenkönige Wenzel setzten. Um Zeit zu gewinnen, stellte sich der Herzog nachgiebig, und nahm die Miene an, die Forderungen der Verschworenen zu erfüllen. Als aber Diese dadurch nur übermüthiger wurden, zog er plötzlich Soldtruppen aus Franken, Schwaben und dem Elsaß, und stand furchtbar gerüstet da, ehe Jemand es geahnet. Da sank den Empörern der Muth; sie hatten nicht einmal mehr Entschlossenheit genug, dem Herzoge die Wege zu verstellen; auch kam ihnen von Böhmen nur ganz schwache Hilfe. Vergebens suchten sie, die Stadt Wien, die der Herzog vor Kurzem so hart gedemüthigt, in den Aufstand hinüber zu ziehen. Aber Wien beharrte in der Treue, und, hierdurch gerührt, gab der Herzog aus eigenem Antriebe der Stadt alle Privilegien zurück, welche sein Vater, König Rudolf, ihr verliehen, mit Ausnahme jener, welche die Erhebung zu einer freien Reichsstadt betrafen. Da auch die Hauptstadt die Verschworenen ohne Unterstützung ließ, gaben sie ihre Sache verloren; Zwiespalt brach unter ihnen aus, und Einer schob die Schuld auf den Anderen. Endlich wendeten sie sich an des Herzogs Gemalin, die unermüdliche Friedenstifterin Elisabeth; sie beschwichtigte den Zorn des Herzogs, und gnadenvoll nahm er die Reuigen wieder auf. Um diese Zeit wurde endlich auch der lange, verderbliche Zwist mit Salzburg beigelegt, nachdem der unermüdliche Säer der Zwietracht, Abt Heinrich von Admont, blutigem Loose erlegen war. Der Herzog söhnte sich mit dem Erzbischofe Konrad völlig aus, und Beide blieben seitdem unerschütterliche, aufopfernde Freunde. Auch die Spannung mit des Herzogs Schwager, dem Könige Wenzel von Böhmen, wurde ausgeglichen. Aber eine größere, ernstere Fehde, ein Kampf, bei welchem Alles gewonnen oder Alles verloren werden mußte, bereitete sich vor. Abrecht's eifrigstes Trachten war immer gewesen, sich auf den deutschen Kaiserthron zu setzen; seine Macht, sein Reichthum, vor Allem aber seine Kraft und sein überwiegendes Herrschertalent gaben ihm ein Recht dazu. Auch die Mehrzahl der Wahlfürsten sagte ihm ihre

Stimme zu. Aber auf dem Wahltage zu Frankfurt änderten sie plötzlich die Rolle. Der Erzbischof von Salzburg, damals noch des Herzogs erbitterter Feind, führte heftige Klage gegen den Verwüster des Erzstiftes; der ränkevolle Erzbischof Gerhard von Mainz erklärte, es sey nicht räthlich, den Sohn dem Vater auf dem Kaiserthrone nachfolgen, und so stillschweigend den Grundsatz der Erblichkeit einschleichen zu lassen; selbst des Herzogs Schwager, Wenzel von Böhmen, der auch für den Herzog Albrecht von Sachsen die Stimme führte, war gegen Albrecht's Wahl, und der Pfalzgraf Ludwig von Baiern wurde ebenfalls auf die Seite der Gegner gebracht. Die Umtriebe des Mainzer Kirchenfürsten gaben den Ausschlag, und am 10. Mai 1292 wurde der Graf Adolf von Nassau, ein tapferer Mann, doch arm an Macht und Einfluß, zum römischen Könige erwählt. Albrecht schwieg zu der beleidigenden Täuschung. Ohne Weigern lieferte er die von seinem königlichen Vater her, unter seiner Obhut gebliebenen Reichskleinodien dem neuen Könige aus, und wartete seiner Gelegenheit. Adolf aber ergriff jeden Anlaß, dem früheren Mitbewerber, der an Reichthum und Hausmacht ihn so sehr übertraf, die königliche Gewalt fühlen zu lassen, am meisten in dem salzburger Salinenstreite, wo er, wie schon gemeldet, dem Herzoge drohte, mit Heeresmacht nach Oesterreich zu kommen und Ruhe zu schaffen. Albrecht's stolzes Gemüth vergaß diese Drohung nie. Als nun König Adolf den großen Versprechungen, womit er damals die Habsucht der Wahlfürsten angelockt und sie zu seiner Ernennung bewogen hatte, nicht nachkommen konnte, und sich überdies ihrem drückenden Einflusse zu entziehen trachtete, verwandelten sie, die nur aus Eigennutz ihn erhoben, sich in seine tödtlichsten Feinde. Vornehmlich ließ der Erzbischof von Mainz kein Mittel unversucht, den einstigen Schützling zu verderben. Der Böhmenkönig söhnte sich mit Albrecht aus, und trat auf die Seite des Letzteren, der jetzt plötzlich fünf der Wahlfürsten für sich hatte, während dem Könige Adolf nur zwei, nämlich jene von Pfalz und Trier, übrig blieben. Es wurden Vorwände und Anklagepunkte gegen Adolf hervorgesucht, und in Mainz von den Verschworenen seine Absetzung ausgesprochen, an seiner Stelle aber am 23. Juni 1298 der Herzog Albrecht zum römischen Könige erwählt. Die Feindseligkeiten waren schon früher ausgebrochen, und als Albrecht vom Bischofe von Freisingen verwarnt wurde, nicht wider seinen Herrn zu ziehen, erwiederte Jener, mit Bezug auf Adolf's frühere Drohung, nach Oesterreich zu kommen: »es ist gerathener, oben mit Adolf um das Seinige zu fechten, denn daß er herunterkommt und

mit mir um das Meinige ficht.“ Beide Gegner erschöpften sich eine Zeitlang in blinden Märschen, und schienen eine Schlacht mehr zu vermeiden, als zu suchen. Endlich drängte Adolf's Ungestüm, noch ehe er die nöthigen Verstärkungen an sich gezogen, zur Schlacht. Er zog in die Gegend zwischen Gelheim und Rosenthal seinem Feinde entgegen, den er schwach gerüstet glaubte, und stark gerüstet fand. Unvorsichtig ließ er durch eine Kriegslist Albrecht's sich aus seiner wohlgesicherten Stellung herauslocken, und sah nun seine Todesgefahr vor Augen. Doch wollte er um seine Krone kämpfen als ein König; denn »besser ist es,“ sagte er, »zu sterben, als mit Schmach zu leben.“ Schon verwundet, in halber Besinnungslosigkeit nur noch vom Instinkte seiner glühenden Rache geleitet, sprengte Adolf gegen seinen Feind Albrecht an, ihm zudonnernd: »Jetzt sollst du mir wohl die Krone lassen!“ Da empfing er, vielleicht von Albrecht's, vielleicht von des Raugrafen Hand, einen Hieb in's Haupt. Zugleich brach sein erstochenes Roß unter ihm zusammen, und hinstürzend endete König Adolf unter den Schwertstreichen der Gegner (2. Juli 1298). Obgleich Sieger, mochte Albrecht die Krone doch nicht auf so gewaltsame Weise gewonnen haben; vielmehr stellte er sie den Kurfürsten zurück, seine damalige Erwählung als ungeschehen betrachtend. Aber schon am dritten Tage (27. Juli) wurde er, und zwar diesmal einstimmig, von Neuem erwählt, und jetzt, da er keinem rechtmäßigen Oberhaupte mehr als Nebenbuhler gegenüber stand, durfte er ohne Besinnen die gesetzmäßig ihm dargebotene Krone annehmen; der Erzbischof von Mainz setzte sie auf dem Reichstage zu Nürnberg, im Beisein sämmtlicher Wahlfürsten, ihm feierlich auf das Haupt. Ebendaselbst belehnte Albrecht, mit Zustimmung der Reichsstände, seine Söhne Rudolf, Friedrich und Leopold, mit den Herzogthümern Oesterreich und Steyermark, mit Krain, der windischen Mark und Portenau. Wie die Mehrzahl der Wahlfürsten treulos gegen ihren vorigen Herrn gehandelt, so versuchten sie gar bald es auch mit dem gegenwärtigen zu treiben. Der Erzbischof Gerhard von Mainz, dessen unersättliche Habgier auch König Albrecht nicht zu befriedigen vermocht hatte, war wieder die Seele der Umtriebe; zu ihm gesellten sich auch noch die zwei anderen geistlichen Kurfürsten und der Pfalzgraf Rudolf bei Rhein. Letzterer ließ sich von seinen Mitverschworenen zum Richter über Albrecht's Thaten einsetzen, und fällte den Spruch: Albrecht sey unfähig, den Thron einzunehmen, weil er an dem rechtmäßigen Könige Adolf zum Mörder geworden; man sollte ihn zu entsetzen suchen. Albrecht versicherte sich durch Gnadenbezeigungen des

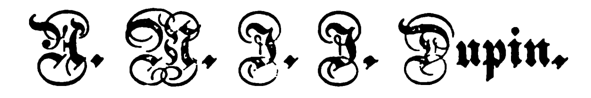
LIX.



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.
Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

die Dienerschaft von der Fähre hinweg, und fuhren allein mit ihm über. Am jenseitigen Ufer angekommen, ritten sie mit dem Kaiser weiter, der sich nichts Arges versah. Plötzlich wurde ein Zeichen gegeben. Eschenbach griff dem Pferde des Kaisers in die Zügel; gleichzeitig fuhren Palm's und Wart's Schwerter dem Kaiser über die Stirn und in's Gesicht. Schwerverwundet rief Albrecht seinen Neffen, Johann, an, ihm zu helfen. Der bohrte ihm, statt der Antwort, das Schwert durch die Brust, und Wart's Mordstahl durchschnitt ihm den Hals. Die Mörder entflohen mit der Eile des bösen Gewissens, und ließen den Kaiser in seinem Blute liegen. Als die Seinigen, außer sich vor Schmerz und Entsetzen, über den Fluß endlich nachkamen, verschied er in ihren Armen.

Dies war das Ende Albrecht's I., des starken, mächtigen, nie verzagenden Königs und Helden, des „Sieghaftigen," wie der Ambraser Stammbaum ihn nennt. Albrecht war düster und ernst, aber nicht eigentlich hart, vielmehr immer zum Verzeihen geneigt gegen den Reuigen. Er verschmähte kleine Mittel, weil seine Kraft sich der größeren zu bedienen wußte. Abfordern, abtrotzen ließ er sich Nichts, selbst nicht im Wege des Rechtes; frei wollte er gewähren und verweigern, und selbst seine Verpflichtungen nur als Gnaden erfüllen. Kein Zwang, keine Gefahr, vermochte ihm Etwas abzugewinnen; aber freiwillig gab er dann oft mehr, als ursprünglich ihm abverlangt worden. Diese Grundsätze machten ihn groß und gefürchtet, durch sie gab er dem Kaiserthrone seine alte, halb schon verlorene Hoheit zurück; aber sie führten ihn auch zuletzt in die Arme des Hasses, in die Dolche des Meuchelmordes.



A. M. J. J. Dupin.

Geboren 1783.

André Marie Jean Jacques Dupin, zum Unterschiede von seinem, in Beruf und Tendenzen ihm so ähnlichen Bruder Philipp, der ältere genannt, ist der Sohn des Parlamentsadvokaten Charles André Dupin — welchen, als Mitglied der ersten gesetzgebenden Versammlung, nebst den meisten rechtlichen Männern 1793 das Schicksal traf, proscribirt und über ein Jahr

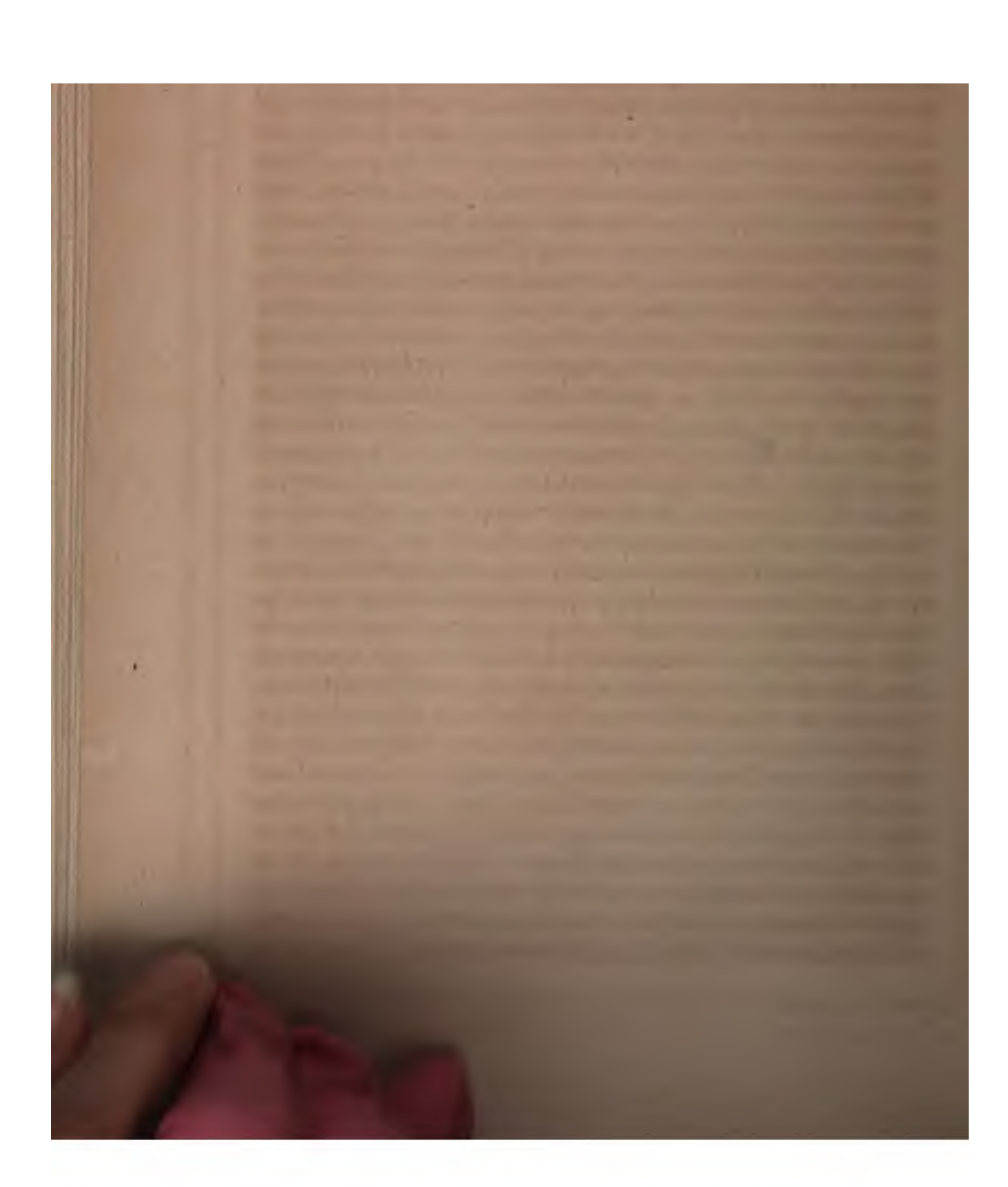


LIX.



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg



lang eingekerkert zu werden — und am 1. Februar 1783 zu Varzy im Departement Nièvre geboren. Da die, durch die Revolution zerstörten Schulen noch nicht wieder aufgebaut waren, so erhielt er nicht nur seinen ersten Unterricht, der in Latein, Geschichte, schönen Wissenschaften und Philosophie bestand, im älterlichen Hause, sondern machte auch seine Studien in der Jurisprudenz unter der trefflichen Leitung seines Vaters. Kaum waren die Rechtsschulen wieder organisirt, als er sich durch eine glänzende Vertheidigung seiner Thesen 1800 die Doktorwürde erwarb und sich um eine Lehrstelle in seinem Fache bemühte; da aber minder Befähigte ihm vorgezogen wurden, so widmete er sich vorzüglich der Vertretung seiner Klienten und gelehrten Arbeiten, wodurch er sich bald den Ruf eines der unerschrockensten und tüchtigsten Advokaten erwarb. Durch das Wahlkollegium des Departements la Nièvre 1815 zum Deputirten bestimmt, zeichnete er sich in der Kammer durch eifrige Vertheidigung der Rechte seiner Mitbürger aus. Auf den Antrag Felix le Pelletier's, Napoleon den Ehrennamen: »Retter des Vaterlandes,« beizulegen, erwiederte er kalt: »Ich hoffe, daß die Kammer sich von der Unstatthaftigkeit einer solchen Schmeichelei frei erhalten wird, wodurch die früheren gesetzgebenden Versammlungen nur zu oft auf Abwege geführt wurden. Das Volk hat uns nicht gesendet, um dem Kaiser zu schmeicheln, sondern um es mit unserem Rathe zu unterstützen.« Für die Abdankung des Kaisers stimmte er sogleich, und erklärte sich kräftig gegen die Erhebung Napoleon's II. auf den Thron Frankreichs. Als er, nach der zweiten Restauration, bei den Deputirtenwahlen vornehmen Kandidaten nachstehen mußte, widmete er sich wieder mit ganzer Seele seinem Berufe als Anwalt. Als Vertheidiger des Marschalls Ney erwarb er sich durch mehre gediegene Denkschriften allgemeine Achtung, vermochte aber seinen berühmten Klienten nicht zu retten. Glücklicher war seine Beredsamkeit in dem Prozesse gegen die Engländer Bruce, Hutchinson und Wilson, welche der Theilnahme an der Entweichung Lavalette's beschuldigt waren. Es würde hier zu weit führen, auch nur die bedeutendsten politischen Rechtshändel, aus welchen Dupin siegreich hervorging, namhaft zu machen; keinem Verfolgten versagte er seinen Beistand; schonungslos enthüllte er die rachsüchtigen Plane eines Theiles der herrschenden Partei, er mochte nun in seinen geistreichen Plaidoyers für angeschuldigte Journalisten die Freiheit der Presse vertheidigen, oder verdiente Kriegsmänner gegen Anfeindungen von oben in Schutz nehmen. Er führte sogar den Prozeß des Chevalier Desgraviers, welcher an

Ludwig XVIII. eine bedeutende Summe zu fordern hatte, und ließ sich dabei nur von den strengsten Grundsätzen des Rechtes leiten. Die Stelle eines Unterstaatssekretärs im Fache der Justiz, welche ihm die Regierung 1819 antrug, schlug er unbedingt aus. Im folgenden Jahre ernannte ihn der Herzog von Orleans zum Mitgliede seines Rathes und übertrug ihm den Unterricht des Herzogs von Chartres in den Grundsätzen des Rechtes, zu welchem Behufe Dupin ein sehr geschätztes Handbuch verfaßte. Von dem Arrondissement Momers 1827 zum Deputirten gewählt, war er Berichterstatter über die vom Minister Martignac vorgeschlagene Gemeindeverfassung; sein Bericht fiel aber so sehr im Geiste der Liberalen aus, daß das Gesetz zurückgenommen wurde. Zwar trug er 1830, gleich den übrigen Deputirten, Bedenken, gegen die Ordonnanzen zu protestiren; aber als Rechtskonsulent gab er den Journalisten den Bescheid, daß die Schritte der Regierung unrechtlich seyen, worauf sich der »National« sogleich gegen sie auflehnte; auch redigirte er die Adresse der 221, und war so mittelbar ein Haupthebel der Revolution, ein Anhänger des Juste milieu und eifriger Gegner der Clubbs und Emeuten. Dennoch war er durch seine bei dieser Gelegenheit bewiesene Unentschlossenheit in der Gunst des Volkes sehr gesunken, und die Engherzigkeit, die sich aus vielen seiner späteren Handlungen herausstellte, war nicht geeignet, ihn in der öffentlichen Meinung wieder auf die verlorene Höhe hinauf zu heben. Nach der Thronbesteigung Ludwig Philipp's zum Generalprokurator bei'm Cassationshofe ernannt, veranlaßte er, als 1832 Paris in Belagerungszustand erklärt worden, diesen Gerichtshof, die Urtheile der Standgerichte zu cassiren und die Untersuchungen vor die ordentliche Jury zu verweisen. Auch lehnte er, als der König sich darauf an den Tiers parti wendete, als dessen Repräsentant Dupin dasteht, den angetragenen Ministerposten ab. Dagegen wurde er mit großer Stimmenmehrheit zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer erwählt, welche Wahl seitdem noch häufig auf ihn fiel, bewirkte 1834 die Ernennung seines Bruders Charles zum Marineminister, und trug später darauf an, den kostspieligen Besitz von Algier gänzlich aufzugeben. Als Redner hat Dupin einen großen Namen erworben; seine sorgfältig vorbereiteten Reden erhalten doch immer erst vor Gericht, durch die Einwürfe der Gegner, ihre eigentliche Gestalt und Vollendung, und es stehen ihm dabei Ernst, Witz und Ironie gleichsehr zu Gebote, wodurch er selbst den trockensten Gegenständen einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen weiß.

Odilon-Barrot.

Geboren 1791.

Dieser berühmte Rechtsgelehrte und Staatsmann Frankreichs, dessen Stimme, wenn auch ihre Hauptdonner verrollt sind, wir noch jetzt häufig in der Mitte der Opposition nachgrollen hören, kam am 18. Juli 1791 zu Villefort im Departement Lozère zur Welt, wurde in der Anstalt zu St. Cyr und im Lycée Napoléon erzogen, und trat 1814 in seinem drei und zwanzigsten Jahre als Advokat am Pariser Cassationshofe auf. Hier zog er durch seine Talente die Aufmerksamkeit der wieder eingesetzten Dynastie auf sich, so daß ihm eine Unterpräfektur angeboten wurde; er schlug sie aber aus, und gehörte durch fünfzehn Jahre zu den festen Gegnern der Restauration. Kurz nach der Rückkehr der Bourbons vertheidigte er den als Septembriseur angeklagten Regnault, und 1816 die in Südfrankreich hart verfolgten Protestanten, wobei er jeden Zwang in Religionssachen als eine Verletzung der Karte erklärte und von dem Grundsatze ausging, daß das Gesetz neutral zwischen allen Religionssekten stehe. Auf den Einwurf, daß dann wohl das Gesetz atheistisch sey, erwiederte der unerschütterliche Redner: »Ja, das Gesetz ist atheistisch;« d. h. das Gesetz soll unparteiisch gegen die Anhänger jedes Glaubens, und alle Religionen vor dem Gesetze gleich seyn. Andere Rechtshändel, wie die Vertheidigung Dumoulin's in der Pairskammer, und des unglücklichen Carron, stellten ihn, als ausgezeichneten und furchtlosen Anwalt, immer höher in der öffentlichen Meinung, und machten ihn bald zu einem der bedeutendsten Oppositionsmänner. Die Behauptung der individuellen Freiheit gegen Pasquier's Ministerium zog ihm selbst eine Anklage zu, von welcher er jedoch freigesprochen wurde. Immer weiter auf dieser Bahn fortgerissen, erschien sein Name bald bei allen Unternehmungen gegen das System der Restauration. Als Mitglied des Vereines für die Preßfreiheit wirkte er mit kräftigem Eifer bis zur Aufhebung der Censur; als Präsident der Gesellschaft: »Aide-toi et le ciel t'aidera,« so wie als

Theilnehmer an der Societät der moralischen und politischen Wissenschaften, und als Vicepräsident der Wahlvereinigungen, suchte er seine gemäßigten Ansichten mit consequenter Festigkeit durchzuführen, gerieth aber dadurch mit den Ultras aller Parteien in Konflikt. In dem Restaurationssaale Vendanges de Bourgogne sprach er sich offen dahin aus, daß die gesetzlichen Wege zum Triumphe der Freiheit genügend seyen, und daß man erst, wann diese Wege versperrt seyen, zu dem Muthe der Bürger seine Zuflucht nehmen dürfe. Als dennoch durch die Julius-Ordonnanzen die Revolution ausbrach, bewies Odilon-Barrot ungewöhnliche Thätigkeit, verbunden mit großer Mäßigung, drang auf die Bildung einer Municipalkommission, und bezeichnete die Mitglieder derselben. Er selbst wurde von den Deputirten zum Sekretär dieser Kommission gewählt, und trug nicht wenig zur Erhebung des Herzogs von Orleans bei. Von Letzterem wurde er beauftragt, Karl X. nach Cherbourg zu geleiten, und brachte es durch seine Klugheit dahin, den noch von zehntausend Soldaten und vierzig Kanonen umgebenen König zum Abzuge von Rambouillet und zur Abdankung zu bewegen. Noch bei seiner Anwesenheit in Cherbourg wurde er von der Regierung zum Präfekten des Seinedepartements gewählt, und fand, nach Paris zurückkehrend, unterwegs in Saint-Lo den verhafteten Polignac, der ihn aufforderte, seine Vertheidigung zu übernehmen, welche Bitte jedoch Odilon-Barrot, als Präfekt und Staatsrath, nicht erfüllen konnte. Seine Stellung brachte ihn bald mit dem Ministerium Guizot und Perier in Collision. Als er gar die Volksaufläufe bei Vincennes und am Palais royal dem von ihm als »inopportun" bezeichneten Verfahren des Ministeriums beimaß, verlangten jene Minister entweder die Absetzung des Präfekten oder ihre Entlassung; der König wählte das Letzte. Odilon-Barrot fuhr fort in der Abstellung vieler Mißbräuche und in seinem hartnäckigen Kampfe gegen die Doctrinairs, welche ihrer Seits kein Mittel unversucht ließen, den einflußreichen Gegner zu stürzen. Endlich bot sich eine Gelegenheit. Man legte nämlich dem Präfekten zur Last, bei den karlistischen Unruhen in der Kirche St. Germain l'Auxerrois im Februar 1831 keine hinreichenden Vorkehrungen zur Wiederherstellung der Ordnung getroffen zu haben, und der Minister Montalivet bediente sich, als Odilon-Barrot seine Vertheidigung in kräftiger Sprache führte, so manches beleidigenden Wortes, so daß Dieser seine Entlassung nahm und nur auf die persönliche Bitte des Königs im Staatsrathe blieb. Die Bemühungen seiner Gegner, ihm die Botschafterstelle zu Konstantinopel aufzudringen, um ihn aus der Hauptstadt zu entfernen und

seinen Einfluß zu vernichten, schlugen fehl; die ihm angebotene Präsidentschaft des Staatsrathes lehnte er ab, und wurde, bei Perier's Ernennung zum Minister, die Hauptstütze der Opposition. Als Perier die Association gegen die älteren Bourbons, welche Odilon-Barrot unterzeichnet hatte, verbot, trat Dieser lieber aus dem Staatsrathe, als daß er seine Unterschrift zurückgenommen hätte. Von vier Departements zugleich zum Deputirten gewählt, eiferte er in einer trefflichen Rede gegen die Erblichkeit der Pairs, forderte die Wiederherstellung Polens, freisinnige Konstitutionen für Deutschland und Italien, und verlangte von der Regierung Kraft nach Innen und Außen. Erfolgreich vertheidigte er 1831 Carrel, den Redacteur des „National." Nach dem Aufstande vom 6. Juni 1832 beschwor er den König, das System der Doctrinairs aufzugeben, und an den Grundsätzen der Juli-Revolution festzuhalten, und trug durch seine Bemühungen nicht wenig zur Aufhebung des Belagerungszustandes von Paris bei. Die Gunst, welche er sich bei dem Volke erworben hatte, stieg, obschon er sich später von der republikanischen Partei lossagte und gemäßigteren Gesinnungen zuwandte, immer höher, und äußerte sich, auf seiner Reise durch Südfrankreich, auf eine ihm sehr schmeichelhafte Weise. Als im November 1832, bei Eröffnung der Kammern, von unbekannter Hand ein Pistolenschuß auf den König fiel, sprach Odilon-Barrot, tief ergriffen, seinen Abscheu mit den Worten aus: „Unter solchen Umständen gibt es keine Opposition mehr!" Als aber am 28. Juli 1835 Fieschi's Höllenmaschine gegen Ludwig Philipp losbrannte, erklärte Odilon-Barrot alles Unglück daher, daß man die Grundsätze der Revolution aufgegeben habe. In der Kammer sprach er 1839, nebst Thiers, Guizot u. A., für die von Etienne redigirte Adresse, welche im liberalen Sinne gegen allen beabsichtigten Absolutismus protestirte. Damals faßte Thiers, um die Verbindung zwischen den gemäßigten Liberalen, denen er selbst angehörte, und den entschiedeneren, weiter vorgeschrittenen, zu befestigen, den Entschluß, Odilon-Barrot, als dem vornehmsten Wortführer der letzteren, den Vorsitz in der Abgeordnetenkammer zu verschaffen. Aber Odilon-Barrot's Mitbewerber, Passy, gewann die Stimmenmehrheit. Bei den Verhandlungen über das Regentschaftsgesetz, welche der plötzliche Tod des Thronerben, Herzogs Ferdinand Philipp von Orleans, im Juli 1842 herbeiführte, trennte sich Thiers, durchaus für das Gesetz stimmend, von Odilon-Barrot und der Linken, und diese, der Regierung so oft beschwerliche Coalition wurde gesprengt.

Christopher Wren.

Geboren 1632. Gestorben 1723.

Englands größter Baumeister, Christopher Wren, erblickte das Licht der Welt zu East Knoyle in Wiltshire den 20. Oktober 1632; sein Vater war Rektor des dortigen Kirchspiels. Frühzeitig seiner Neigung und seinem Talente sich überlassend, nahm er niemals Antheil an den großen politischen Gährungen seiner Zeit, obgleich sein langes Leben eine Kette derselben umschlang: den bürgerlichen Krieg, den Umsturz der Monarchie, die Herrschaft Cromwell's, die Restauration, die Revolution, die Union mit Schottland, und endlich die Erhebung einer neuen Dynastie auf den Thron Englands. Er erhielt seine Vorbildung in der Schule zu Westminster, wo er schon in seinem dreizehnten Jahre ein astronomisches Instrument erfand. Seit 1646 besuchte er die Universität zu Oxford, machte hier große Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften, wurde 1650 Baccalaureus, und nach drei Jahren Magister der Künste. Auch in den Naturwissenschaften gelangte er zu bedeutenden Kenntnissen, betrieb mit besonderem Erfolge die Anatomie, und zeichnete sich endlich beinahe in jedem Zweige menschlichen Wissens aus. Um so später fand er sich in seiner eigentlichen Bestimmung zurecht, und durchkreuzte mehre fremdartige Bahnen, ehe er seine angewiesene Sphäre erreichte. 1657 erhielt er die Professur der Astronomie am Gresham College zu London, 1661 eine ähnliche Stelle in Oxford, wo er den Grad eines Doktors des Civilrechtes erhielt. Bald darauf wurde er in die königliche Gesellschaft aufgenommen, an deren Bestrebungen er seitdem wesentlichen Antheil hatte. Wegen seiner architektonischen Kenntnisse wurde er im Jahre 1661 dem John Denham an die Seite gegeben. Der Erzbischof von Canterbury, Shelton, welcher zugleich Kanzler der Universität Oxford war, hatte beschlossen, auf eigene Kosten eine neue Halle für die akademischen Zusammenkünfte zu erbauen. Wren wurde dazu berufen, und das berühmte, sogenannte Sheldonian Theatre war sein erstes

öffentliches Werk. Um dieselbe Zeit erbaute er im Auftrage seines Oheims, des Bischofs von Ely, eine neue Kapelle für das Pembroke College der Universität Cambridge. Durch diese Unternehmungen wurde er zu einem Werke vorbereitet, das seine Unsterblichkeit sichern sollte. Seit der Restauration hatte man bereits ernsthafte Anstalten zur Wiederherstellung der Metropolitan-Kathedrale von St. Paul, die in den Tagen der Republik schmählicher Verheerung und Entweihung preisgegeben worden war, getroffen, als der große Brand Londons im September 1666 die Ruinen häufte. Wren hatte das Jahr vorher großentheils in Paris zugebracht, wo die Arbeiten des berühmten Bernini am Louvre seine ganze Aufmerksamkeit fesselten, ihm eine Fülle neuer Ideen zuführten und zugleich praktisch belehrend für ihn wurden. Die erwähnte Feuersbrunst eröffnete ihm ein neues Feld der Thätigkeit. Noch glühte die Asche über den Trümmern der Hauptstadt, als er schon mit einem Plane des Wiederaufbaues hervortrat. Er wurde zum Generalaufseher der königlichen Werke und zum Oberarchitekten ernannt, und entsagte seiner Professur zu Oxford. Mehre tüchtige Arbeiten gingen seinem Hauptwerke voran; so die schöne Säule, das Monument genannt; die Kirche St. Mary-le-Bow in Cheapside, die Kirche St. Stephan Walbrook u. a. m. Der erste Plan, welchen Wren für die neue St. Paulskirche entwarf, und der noch jetzt im Modell vorhanden ist, wurde zwar vom Könige genehmigt, von der Baukommission aber nicht einstimmig gutgeheißen. Wren arbeitete ihn daher um, und gab ihm die verlangte Kreuzform. Dann wurde auf königlichen Befehl sofort der Bau begonnen, welcher fünf und dreißig Jahre, nämlich von 1675 bis 1710 währte, in welch' letzterem Jahre durch Christopher Wren den jüngeren, Sohn des damals acht und siebzigjährigen Architekten, welcher sich hierbei durch seinen Sohn vertreten ließ, der höchste Stein an der Laterne der Kuppel eingesetzt wurde. Das Werk gehört, nach der Peterskirche, zu den vollkommensten Denkmälern der neuen Baukunst, und sichert seinem Gründer Wren einen Platz unter den größten Meistern, welche gelebt haben. Während er jenes große Werk schuf, entstanden zugleich noch manche andere durch ihn, die seines Ruhmes insgesammt würdig sind; darunter der neuere Theil des Palastes Hampton Court, das Spital zu Chelsea, ein Flügel des herrlichen Spitalpalastes für die Matrosen in Greenwich, und die Reparaturen an der Westminster-Abtei, an welcher er 1698 zum Generalaufseher ernannt wurde. 1680 ward er Präsident der königlichen Gesellschaft, welchen Ehrenposten er durch zwei Jahre bekleidete, und 1685 trat er

in das Parlament ein, als eines der Mitglieder für Plympton. Cabale und Mißgunst verbitterten dem ehrwürdigen Meister seine letzten Lebensjahre; er starb den 25. Februar 1723 im ein und neunzigsten Jahre seines Alters, und wurde in seiner Schöpfung, der St. Paulskirche begraben, wo sein Grabmal die sinnige Umschrift enthält: »Si monumentum requiris — circumspice.«

John Smeaton.

Geboren 1724. Gestorben 1792.

John Smeaton wird, als einer der fleißigsten und glücklichsten Ingenieurs, welche England hervorgebracht, unvergessen bleiben. Er war den 28. Mai 1724 in Austhorpe unweit Leeds geboren. Sein Vater, ein Advokat, suchte ihn für seinen eigenen Stand zu erziehen, und nahm mit großem Mißbehagen wahr, daß der Sohn sich nicht dazu eignete. Dieser legte schon in frühesten Jahren große Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten an den Tag, die selbst in seinen Kinderspielen sich nicht verläugnete. 1750 etablirte er sich in der Great Turnstile in Holborn als Mechanikus, und machte sich bald durch mehre sinnreiche Erfindungen bekannt, unter welchen besonders eine neue Art magnetischen Kompasses und eine Maschine, um die Bahn eines Schiffes auf der See zu messen, Aufsehen erregten. Er wurde 1753 in die königliche Gesellschaft aufgenommen, und eine seiner Abhandlungen über die natürlichen Kräfte des Wassers und des Windes, um Mühlen und andere Maschinen mittels einer Zirkelbewegung zu treiben, erhielt 1759 den Preis der goldenen Medaille. Im Jahre 1755 brannte der Eddystone-Leuchtthurm ab. Bis dahin hatte Smeaton weder als Baumeister, noch als Ingenieur gewirkt; aber das Vertrauen zu seiner Geschicklichkeit war so groß, daß der Präsident der königlichen Gesellschaft, der von den Eigenthümern um Rath befragt wurde, ihn als den Geeignetsten zu einem solchen Baue bezeichnete. Smeaton's Werk rechtfertigte diese Empfehlung, indem er nicht nur die besten Mittel wählte, den Thurm fest

auf den Felsen hinzustellen, sondern ihm auch in der Form schon die möglichste Dauer sicherte. Zwei Leuchtthürme wurden im Verlaufe eines halben Jahrhunderts zerstört; jener Smeaton's aber blieb unversehrt stehen, ein stolzes Denkmal der Menschenkraft im Kampfe gegen die Elemente. Das Werk wurde im Jahre 1759 beendigt, und gründete Smeaton's Ruhm als Ingenieur. 1766 wurde er beauftragt, Plane zu neuen Leuchtthürmen von Spurn Head an der Mündung des Humber zu entwerfen, und 1771 zum Aufseher über diese Werke ernannt, welche im April 1777 fertig wurden. Nebst anderen Unternehmungen wurde durch ihn die Calderschiffahrt wieder eingerichtet und vervollkommnet; er bauete die Brücke über den Tay bei Perth; desgleichen bestimmte er die Linie und leitete die Ausführung eines großen Theiles des die Flüsse Forth und Clyde verbindenden Kanals, und beseitigte mit einfachen Mitteln die Gefahr des großen Wasserdrangs an dem Hauptpfeiler der alten Londoner Brücke. Das bekannteste seiner Werke, nächst dem Eddystone-Leuchtthurme, ist der herrliche Steindamm von Ramsgate, der, ohne ihn begonnen, sehr ungünstig fortschritt, bis Smeaton 1774 dazu berufen wurde und den großartigen Bau 1791 zu seiner Vollendung brachte. Schon seit mehren Jahren hatte seine Gesundheit geschwankt; endlich erkrankte er in seinem Geburtsorte Austhorpe hoffnungslos, und starb daselbst den 28. Oktober 1792, im neun und sechzigsten Lebensjahre. Seinen Charakter bezeichneten unerschütterliche Rechtlichkeit und unausgesetzter Eifer. Seinen Vortheil unterordnete er seinem Berufe, und verschmähte mehr als Eine Gelegenheit, seine Einkünfte bedeutend zu erhöhen, sobald er fürchten mußte, dadurch von seinen Lieblingsgeschäften abgezogen zu werden. Aus diesem Grunde wies er auch die glänzenden Anerbietungen der Kaiserin Katharina II. von Rußland zurück, welche ihn um jeden Preis für ihre Dienste zu gewinnen suchte. Seine Thätigkeit war eine unermüdliche, und die Eintheilung seiner Stunden und Verrichtungen streng' geregelt. Gegen seine Familie und seine Freunde war er liebreich; nur fremden Personen gegenüber erschien sein Wesen bisweilen rauh.

Simon Bolivar.

Geboren 1783. Gestorben 1830.

Die Geschichte Bolivar's ist jene der Revolutionen in Columbia und Peru. Aus seinem früheren Leben verlautet nichts Denkwürdiges, und in Beziehung auf seine Verdienste als Krieger und Staatsmann hat er das gewöhnliche Loos ausgezeichneter Männer getheilt, indem er bald über die Gebühr erhoben, bald ungerecht herabgesetzt worden ist. Auf einer Seite hat man ihn mit Julius Cäsar und Napoleon verglichen, und auf der anderen ihn der Untüchtigkeit und jeglicher Feigheit beschuldigt. Noch ist die Zeit nicht gekommen, um ein bestimmtes Urtheil über den Charakter dieses jedenfalls höchst denkwürdigen Mannes zu fällen, von welchem wir hier aus den besten Quellen eine gedrängte Lebensskizze liefern.

Simon Bolivar kam den 25. Juli 1783 in Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, zur Welt. Seine Eltern, welche wohlbegütert und von vornehmer Herkunft waren, verlor er in früher Kindheit, und wurde, ungefähr fünfzehn Jahre alt, nach Spanien zur weiteren Erziehung gesendet. Er soll in seinem Wesen etwas zerstreut gewesen seyn; dennoch widmete er dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit einigen Fleiß. Nachdem er Italien und Frankreich besucht, verheiratete er sich in Madrid, und kehrte 1809 auf seine Besitzungen bei Caracas zurück. Er hatte Theil an dem dortigen Aufstande wider die spanische Oberherrschaft den 19. April 1810, wurde von der Junta zum Obristen ernannt und nach London gesendet, um den Schutz Englands nachzusuchen; nach seiner Rückkehr ward er im September 1811 Gouverneur des bedeutenden Seehafens von Puerto Cabello. Als im März 1812 ein heftiges Erdbeben ausbrach, die Geistlichkeit aber dasselbe als ein Zeichen göttlichen Mißfallens an der Revolution auslegte und dadurch eine bedeutende Reaktion zu Gunsten des Königthums erwuchs, gleichzeitig auch der spanische General Monteverde, jene Umstände benützend,

siegreich vordrang; da sah sich Bolivar den wichtigen Platz Puerto Cabello, das Hauptdepot der Patrioten, durch einen Aufstand der Gefangenen entrissen, die patriotische Armee wurde entmuthigt, und der General Miranda schloß, mit Bewilligung der Junta, am 26. Juli 1812 einen Vertrag, in dessen Folge eine Amnestie ausgesprochen wurde und die Provinz Venezuela unter spanische Hoheit zurückkehrte. Nach der Hand wurde Miranda den Spaniern ausgeliefert, welche ihn bis an seinen Tod gefangen hielten; Bolivar war eine Hauptveranlassung zu diesem Schritte. Da Bolivar auf seinen Besitzungen für seine persönliche Sicherheit fürchten mußte, so zog er sich nach Curaçao zurück, bis sein ungeduldiger Sinn ihn trieb, eine Anstellung in der patriotischen Armee von Neugranada zu suchen, das sich 1811 unabhängig erklärt hatte und sich mit besserem Glücke, als Venezuela, behauptete. Er erhielt ein unbedeutendes Kommando, welches seinem Ehrgeize keineswegs genügen konnte; daher unternahm er auf eigene Verantwortung einen siegreichen Angriff auf die Spanier am östlichen Ufer des Magdalenenflusses, und säuberte die Gegend bis zur Stadt Ocanna an der Gränze von Caracas von Feinden. Dieses Unternehmen zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Nun faßte er den kühnen Plan, mit seinen geringen Streitkräften in Venezuela einzubringen; der Kongreß von Neugranada gab seine Einwilligung dazu, und erhob ihn zum Brigadier. Mit nicht viel mehr als fünfhundert Mann überschritt er die Gränze; aber das Land erhob sich für ihn in Waffen, und nach verschiedenen Scharmützeln, in welchen den Patrioten das Glück lächelte, siegte Bolivar in der Schlacht von Lastoguanes über Monteverde, und zog am 4. August 1813 im Triumphe in Caracas ein. Es bestand damals keine wirkliche Regierung; aber eine Versammlung der vornehmsten Civil- und Kriegsbeamten bekleidete am 2. Februar 1814 Bolivar mit dem Ehrennamen des »Befreiers« (Libertador) von Venezuela und mit der Würde eines Diktators. Hartes Mißgeschick folgte diesen Siegen, und noch vor Ablauf dieses Jahres sah sich Bolivar aus Venezuela vertrieben und zur Rückkehr nach Neugranada gezwungen, wo zahlreiche Parteien mit einander kämpften. Er wurde vom Kongresse mit Auszeichnung aufgenommen und erhielt den Auftrag, die widerstrebende Provinz Santa Fé de Bogota, nachmals Cundinamarca genannt, zu zwingen, der Union der übrigen Provinzen beizutreten. Er zog im December an der Spitze von zweitausend Mann gegen die Stadt Bogota, und zwang sie, nachdem die Außenwerke mit Sturm genommen worden, zur Uebergabe. Hierauf sollte er gegen die wichtige

Stadt Santa Marta sich wenden, welche die Mündung des Magdalenaflusses beherrscht; aber Privathaß zwischen ihm und Castillo, dem Gouverneur von Carthagena, führte zu Streitigkeiten, welche damit endeten, daß Bolivar, statt Santa Marta, Carthagena einschloß. Während dieser, der Sache der Patrioten sehr nachtheiligen inneren Zerwürfnisse kam der General Morillo aus Spanien an, durch den Frieden von 1814 zu kräftigeren Unternehmungen gegen die aufrührerischen Kolonien fähig; Bolivar legte, unter dem Vorwande, daß die Eintracht und der Vortheil der Armee dies verlange, sein Kommando nieder, und schiffte sich im Mai 1815 nach Jamaika ein. Während seines Aufenthaltes in Kingston wäre er beinahe unter dem meuchlerischen Dolche eines Spaniers gefallen, der, anstatt Bolivar's, irrthümlich einen Anderen erstach. Von Jamaika ging er nach Haiti, wo er, mit Unterstützung des Präsidenten Petion und eines französischen Officiers, des Commodore Brion, Truppen um sich sammelte, mit welchen er im Mai 1816 in der Provinz Cumana das Banner der Unabhängigkeit erhob. Aber bald darauf aus dieser Gegend vertrieben, kehrte er nach Haiti zurück, segelte von da nach der Insel Margarita, und berief hier durch eine Proklamation die Vertreter Venezuela's zu einem Kongresse. Hierauf begab er sich nach Barcelona und richtete daselbst eine provisorische Regierung ein. Im Februar 1819 veranlaßte er einen Kongreß in Angostura am Orinoco, und legte seine Aemter und seine Macht in dessen Hände nieder; aber die Versammlung beließ ihm die vollziehende Gewalt mit dem Titel eines einstweiligen Präsidenten von Venezuela, bis die Vertreibung des Feindes Aussicht zu einem geordneteren Zustande der Dinge geben würde. Im März zog Bolivar die Armee zusammen, und vereinigte mit derselben die Patrioten in Neugranada. Zwei am 1. und 23. Juli gelieferte Treffen fielen zum Vortheile der Patrioten aus, bis dieselben in dem am 7. August erfochtenen vollständigen Siege von Bojaca einen entscheidenden Triumph feierten. Bolivar wendete sich nun nach Bogota, wo er mit Begeisterung aufgenommen wurde, und binnen kurzer Zeit kündigten eilf Provinzen Neugranada's ihren Beitritt zur Sache der Unabhängigkeit an. Er berief einen Kongreß, und wurde von diesem zum Präsidenten und Generalcapitain der Republik ernannt. Mittlerweile errang eine gegen seine Absichten mißtrauische Partei das Uebergewicht auf dem zu Angostura abgehaltenen Kongresse von Venezuela, und Bolivar, Schlimmes fürchtend, verließ mit seinen besten Truppen den Kriegsschauplatz und marschirte auf Angostura. Sein Erscheinen vereitelte die Plane seiner Gegner; es wurde eine

Generalzusammenkunft der unabhängigen Provinzen Venezuela und Granada beschlossen, und am 17. December 1819 geschah die feierliche Vereinigung der beiden Staaten unter dem Namen der Republik Columbia. Bolivar wurde zum Präsidenten ernannt. Durch die Union erstarkt, behaupteten die Patrioten sich kraftvoller, als es ihnen bisher möglich gewesen war; der Krieg von 1820 war ihnen im Ganzen günstig. Im November wurde ein sechsmonatlicher Waffenstillstand geschlossen. Bald nach Erneuerung der Feindseligkeiten erkämpften die columbinischen Truppen unter Bolivar am 21. Juli 1821 bei Caraboba unweit Valencia einen wichtigen Sieg, mit welchem man den Krieg in Venezuela als beendigt ansehen konnte. Bis zu Ende des Jahres war Columbia, mit Ausnahme der Provinz Quito, fast ganz von Feinden gereinigt, und man durfte nun zu Herstellung einer inneren Ordnung schreiten. Die Konstitution der columbinischen Republik wurde angenommen, und Bolivar zum ersten konstitutionellen Präsidenten ernannt.

Der Krieg gegen die Spanier wendete sich nun nach dem Süden hin. Im Januar 1822 begann Bolivar selbst seine Operationen in der Provinz Pasto, indem er im Norden von Quito eine Stellung nahm, während der General Sucre, welcher vorläufig abgesendet worden war, der Sache der Unabhängigkeit in Guayaquil beizustehen, nach Befreiung der südlichen Provinzen Loye und Cuenca nordwärts zog und die Unabhängigkeit der Provinz Quito durch den am 24. Mai 1822 erfochtenen entscheidenden Sieg von Pichincha führte. Weil aber die Spanier noch immer Peru besetzt hielten, so wurde beschlossen, den Patrioten dieses Landes Beistand zu senden. Bolivar landete am 1. September 1823 in Lima, und wurde mit der höchsten Gewalt als Diktator von Peru bekleidet. Noch vor Ablauf des Jahres 1825 war der Unabhängigkeitskrieg beendigt, an dessen Erfolgen, neben Bolivar, auch Sucre großen Antheil hatte. Als im nämlichen Jahre sich in Ober-Peru eine besondere Republik bildete, zollte der neue Staat dem Befreier eine hohe Anerkennung dadurch, daß er den Namen Bolivia annahm und ihn um den Entwurf einer Konstitution bat. Demzufolge übergab Bolivar dem im Mai 1826 versammelten Kongresse den berühmten Code Boliviano, dessen Tendenz jedoch zuerst den Verdacht erweckte, daß der Befreier in seinem Herzen republikanischen Einrichtungen nicht günstig gestimmt war. Obgleich die Befreiung Peru's jetzt vollendet war, bezeigte Bolivar dennoch keine Lust, die columbinischen Truppen hinweg zu

führen. Ein in Lima im Februar 1825 versammelter Kongreß verlängerte ihm die Diktatorwürde auf ein Jahr, und ein zweiter Kongreß im folgenden Jahre ertheilte ihm den Auftrag, eine Regierungsform zu veranlassen, wie sie am wünschenswerthesten seyn möchte. Das Ende war, daß der Code Boliviano in Peru als giltig, und Bolivar selbst als Präsident erklärt wurde.

Während des Befreiers langer Anwesenheit im Süden brachen innere Zerwürfnisse in den nördlichen Provinzen Columbia's aus. Um diese zu unterdrücken, verließ Bolivar im September 1826 Lima, und eilte nach Caracas. Statt Strenge anzuwenden, sprach er eine allgemeine Amnestie aus, wurde, da die Zeit seiner Präsidentschaft abgelaufen war, von Neuem erwählt, und sollte mit dem Jahresanfang 1827 sein Amt wieder übernehmen. Aber im Februar kündigte er plötzlich seine Absicht an, auf seine Würde zu verzichten und sich auf seine Besitzungen zurück zu ziehen, um die ihm beigemessenen ehrgeizigen Absichten von sich abzulehnen. Der Kongreß nahm jedoch seine Verzichtleistung nicht an, es wurde eine Hauptversammlung zu Revidirung der Konstitution angeordnet, und im September übernahm Bolivar wieder die Präsidentschaft.

Inzwischen brach in Peru ein plötzlicher Aufstand aus; denn man machte es dem Befreier zum Vorwurfe, daß er, nachdem der Krieg schon seit einem Jahre beendigt war, die columbinischen Hilfstruppen weder aus Bolivia noch aus Peru zurückzog; zugleich hielt man ihn in Verdacht, die Verfassung Columbia's umstürzen zu wollen. Die in Lima stehende Truppenabtheilung erregte einen Aufstand, nahm ihre, Bolivar persönlich ergebenen Generale gefangen und eröffnete den Behörden Lima's ihre Absicht, den Peruanern von einer Konstitution zu helfen, die man ihnen aufgedrungen, und nach Hause zu ziehen, um ihr eigenes Land zu vertheidigen. Hierauf wurde, in Uebereinstimmung mit dem allgemein ausgesprochenen Wunsche der Bevölkerung von Peru, der erst vor wenigen Wochen angenommene Code Boliviano abgeschafft, ein neuer Kongreß verversammelt und ein neuer Präsident und Vicepräsident erwählt; worauf die Truppen sich einschifften.

Die beschlossene Hauptversammlung wurde zur bestimmten Zeit abgehalten und von Bolivar mit einer Adresse eröffnet, in welcher er die inneren Unordnungen Columbia's dem Mangel einer hinreichenden vollziehenden Gewalt beimaß und offen seine Meinung aussprach, daß die Konstitution auf Grundsätzen beruhe, die für den Zustand der Gesellschaft in jenem Lande

zu liberal genannt werden müßten. Seine hier erklärten Ansichten liefen ganz auf jene im Code Boliviano entwickelten hinaus, und gaben der Vermuthung Raum, daß er gesonnen sey, die höchste Gewalt anzunehmen, mit welcher seine Freunde ihn zu bekleiden trachteten, als dem einzigen Mittel zu Beseitigung der vorhandenen Uebel. Die Mehrheit der Versammlung setzte jedoch in des Präsidenten Absichten Mißtrauen. Da seine Freunde sich in der Minorität befanden, gaben sie ihre Sitze in der Versammlung auf, welche dadurch unter jene Zahl herabgebracht wurde, die nöthig gewesen wäre, um ihren Beschlüssen Giltigkeit zu verleihen. Unter diesen Umständen wurde im Juni 1828 durch die vornehmsten Civil- und Militärbeamten eine Zusammenkunft in Bogota gehalten, wo es zu dem Beschlusse kam, Bolivar mit der ausgedehntesten Gewalt als oberster Befehlshaber in Columbia zu bekleiden. Er selbst war nicht zugegen; aber er befand sich in der Nähe, und als man ihm von jenem Beschlusse Kunde gab, hielt er seinen feierlichen Einzug in Bogota und übernahm die Gewalt, welche ihm willkürlich weder durch eine Landesversammlung, noch durch sonst einen hierzu bevollmächtigten Körper übertragen worden war. Dies erzeigte großes Mißvergnügen bei Allen, die nicht zu Bolivar's Partei gehörten, und im September darauf bildete sich unter der Besatzung von Bogota eine Verschwörung, welche dem Präsidenten beinahe das Leben gekostet hätte. Es gelang jedoch, sie zu unterdrücken. Der Vicepräsident, General Santander, wurde der Theilnahme beschuldigt und aus Columbia verbannt. Zugleich brachen theilweise Aufstände in verschiedenen Plätzen aus. 1829 trat das Mißvergnügen, welches sich schon früher in Venezuela angekündigt hatte, entschiedener an's Licht. Der General Paez stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, und in kurzer Zeit erhob die ganze Provinz die Fahne der Unabhängigkeit und erklärte ihr Verlangen, nicht länger in der columbinischen Republik verloren zu gehen. Bolivar sah endlich ein, daß er unter solchen Umständen sich nicht länger behaupten könne, und so reichte er am 27. April 1829 dem Kongresse seine Abdankung ein. Erschöpft an Geist und Körper, zog er sich in die Provinz Carthagena zurück. Insgeheim an seiner Wiedererhebung arbeitend, ohne etwas zu erreichen, erlag er den Anstrengungen und dem inneren Grame, und starb am 10. December 1830 zu San Pedro bei Santa Marta. — Bolivar war mittelgroß, sein Gesicht wohlgeformt und ausdruckvoll, sein Benehmen gewandt und anmuthig; seine Kühnheit und Begeisterung machten ihn zum Abgott der Soldaten; seine Beredsamkeit riß auch die Nichtkriegerischen hin. Sein

Name wird unvergessen bleiben, denn er ist von der Sache der südamerikanischen Unabhängigkeit unzertrennlich; aber wenn man die Standpunkte Nord- und Süd-America's mit einander vergleicht, so gewinnt man unwillkürlich die Ueberzeugung, daß Bolivar an Talent wie an Geisteswerth einem Washington nachstand, ja mit Schmerz lernt man einsehen, auf welcher Höhe der Wohlfahrt die südamerikanischen Republiken sich wahrscheinlich befinden würden, wenn sie einen eben solchen Führer gehabt hätten, wie er den Vereinigten Staaten in ihrem ersten Präsidenten ward. Indessen versöhnte Bolivar's Tod die Gemüther und machte Diejenigen gerechter gegen sein Andenken, die im Leben ihn zu hart beurtheilt hatten. Man lernte vergessen, daß der Drang der Umstände und eigener Ehrgeiz ihn zu Verirrungen hingerissen, und erkannte dankbar die Tugenden, die ihn geschmückt, die Wohlthaten, welche Südamerika ihm dankte. Als Frankreich die Asche Napoleon's erhob, beschloß der Kongreß von Neugranada, auch Bolivar's Asche der Heimat wieder zu geben, und so wurden 1842 die wohlerhaltenen irdischen Ueberreste des Befreiers unter dem Geleite von Abgeordneten sämmtlicher Republiken des ehemaligen spanischen Amerika's feierlich von Santa Marta nach Caracas abgeholt und hier sein Andenken durch einen Triumphbogen verherrlicht.

F. Rawdon Marq. v. Hastings.

Geboren 1754. Gestorben 1826.

Francis Rawdon Marquis von Hastings kam am 7. December 1754 in Irland zur Welt. Sein Vater, Graf Moira, ließ dem jungen Lord Rawdon, welchen Namen der Marquis von Hastings damals führte, eine sehr sorgfältige Erziehung geben und auf Reisen durch den größten Theil von Europa dieselbe vollenden. Im Jahre 1771 trat er als Kadet in's fünfzehnte Regiment ein, wurde 1773 als Lieutenant zum fünften Regimente versetzt, und war mit diesem 1775 in Nordamerika bei'm Beginne der Feindseligkeiten. Das Gefecht bei Bunkershill gab



J
r
J
n
ei
n
s
t
T
g
T
ih
ih
F
n
18
lei
A
sei

G
E

F
in
Ran
eine
ten
Kad
fünft
bei'm

LX


DE L'EPÉE
BENTLEY
FEODOR III ALEXIEWITSCH
IWAN ALEXIEWITSCH
H. DAVY
LAVOISIER

N
rik
N
wi
ein
we
sch
te
J
ge
M
ihr
ihr
Fr
na
18
leit
An
sein



Fr
in J
Raw
eine
ten
Kade
fünft
beim

LX

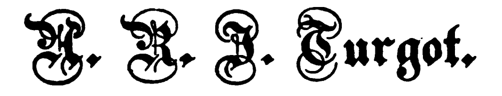




ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen; daher wurde er schon 1776 zum Hauptmann im 63. Regimente befördert, vom General Clinton zum Adjutanten ernannt und mit den schwierigsten Geschäften beauftragt. Noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, hatte er 1778 die Anstellung eines Generaladjutanten der britischen Armeen in Amerika mit dem Range eines Obristlieutenants erlangt. Als solcher bildete er das Korps der irländischen Freiwilligen aus brotlos gewordenen irischen Arbeitern und amerikanischen Ueberläufern, und wußte dasselbe bei schwierigen Vorfällen sehr passend zu benutzen, folgte dann 1779 dem General Clinton, als Brigadier im Generalstabe, nach Südcarolina, und war bei der Belagerung von Charlestown gegenwärtig, gleich nützlich durch seinen Rath und seine Kenntnisse, wie durch seine Tapferkeit. Lord Cornwallis, der den Oberbefehl über die mittägige Division übernommen hatte, ließ den Lord Rawdon in Virginien zurück, wo dieser mit sehr geringer Truppenzahl lange Zeit den Anführern der amerikanischen Truppen, Gates und Greene, widerstand, sich aber dabei dergestalt anstrengte, daß er zur Herstellung seiner Gesundheit 1782 nach Europa zurück zu kehren genöthigt war. Unterwegs wurde sein Schiff von einem französischen Kaper genommen, und Lord Rawdon nach Frankreich transportirt, jedoch bald auf sein Ehrenwort nach England entlassen. Hier wurde er sehr ehrenvoll empfangen, vom Könige mit der Pairswürde begnadigt und zu dessen Adjutanten ernannt. Der Tod eines mütterlichen Oheims verschaffte ihm die Besitzungen und den Namen eines Grafen von Huntingdon, und das Ableben seines Vaters 1793 die Würde und die Güter eines Grafen von Moira. Er erhielt nun den Auftrag, in der Grafschaft Hampshire in einem Lager ein Korps zu bilden, das mit einem französischen Emigrantenkorps auf den Küsten Frankreichs landen sollte, um die Royalisten in der Normandie zu unterstützen. Der Graf von Moira fand aber keine Gelegenheit, diesen Plan in's Werk zu setzen, und führte erst 1794 dieses Korps, das sich auf zehntausend Mann belief, zur Unterstützung des Herzogs von York in die Niederlande. Er landete bei Ostende und manöverirte so geschickt, daß er, trotz der Uebermacht der ihm entgegenrückenden französischen Korps, dieselben durch Geschwindmärsche täuschte, Brügge einnahm, den österreichischen General Clerfayt in Gent unterstützte, die Franzosen bei Alost schlug und sich mit dem Herzoge von York bei Mecheln vereinigte. In der Pairskammer gehörte Graf Moira fast immer zur Opposition gegen das Ministerium, und stimmte mit den gemäßigten Whigs, an deren Spitze damals der Prinz von Wales,

nachheriger König Georg IV., stand, welcher zugleich ein persönlicher Gönner des Lords war. Bei der Vereinigung Irlands mit Großbritannien war er jedoch abweichender Meinung von seinen politischen Freunden, und stimmte nicht eher für dieselbe, bis er sich persönlich überzeugt hatte, daß das irländische Parlament und der bessere Theil des irischen Volkes mit dieser Maßregel zufrieden seyen. 1805 wurde der Graf Moira zum Oberbefehlshaber in Nordbritannien ernannt, und wußte durch sein gemäßigtes und kluges Benehmen einen so großen und guten Einfluß auf die von Mißvergnügten zum Aufruhre gereizten Schotten auszuüben, daß es ihm vollkommen gelang, daselbst die Ruhe zu erhalten. Als daher 1806 nach Pitt's Tode ein sogenanntes Coalitions-Ministerium die obere Leitung der öffentlichen Geschäfte erhielt, wählte man den als treuen Anhänger der königlichen Familie und wahren Freund des Volkes bekannten Grafen Moira in dasselbe, und übertrug ihm die Stelle eines General-Feldzeugmeisters (master general of the ordnance), worauf ihn der König selbst zum Constable des Tower erwählte. Unter dem Fox'schen Ministerium stimmte er 1807 für die Abschaffung des Sklavenhandels und für die Emancipation der Katholiken, und erhielt sich so sehr in der Gunst des Prinz-Regenten, daß Dieser ihn nach Ermordung des Ministers Perceval 1812 mit der Zusammensetzung eines neuen Ministeriums beauftragte. Diesem Wohlwollen des Prinzen von Wales hauptsächlich verdankte 1814 der Graf Moira seine Ernennung zum Generalgouverneur und Oberfeldherrn von Ostindien. Doch waren das ostindische Kollegium und die Direktoren der ostindischen Kompagnie ebenfalls einstimmig damit zufrieden. Am 15. April 1815 kam der Graf in Calcutta an und war gerade lange genug in Ostindien anwesend, um seine Pflichten und den Wirkungskreis derselben kennen gelernt zu haben, als ihm Gelegenheit wurde, die Macht der Briten in diesem fernen Himmelsstriche auf das Dauerndste zu befestigen. Die unter dem Namen der Pindarees bekannten ostindischen Freibeuterhorden, und die Maharattenfürsten Scindiah, Holkar und Berar, bedrohten die Sicherheit der britisch-ostindischen Besitzungen. Bevor sie bekriegt werden konnten, mußten erst die nepaulesischen Festungen Muhanpoor und Gevelior im Besitze der Briten seyn. Trotz der Schlauheit und Thätigkeit der Feinde errangen die Briten bald den Sieg, und ihr Oberbefehlshaber wurde dafür mit dem Titel eines Marquis von Hastings belohnt. Staatskluge Bündnisse mit dem Nizam und dem Peischwah, und glückliche Leitung der weiteren Feldzüge durch den Generalgouverneur, brachten nun auch die

Pindarees und die Maharattenfürsten zur Unterwerfung. Die Pindarees, welche seit 1761 durch ihre räuberischen Einfälle in die britischen Besitzungen der Schrecken derselben gewesen waren, wurden mit Einem Schlage vernichtet und das Gebiet der englisch-ostindischen Kompagnie durch ihre Ländereien vergrößert. Während des Hastings'schen Gouvernements wurden noch mehre Rhaja's in dem südlichen Neerbuda den Briten unterworfen, die Forts Ranenava und Hatras erobert und von der ostindischen Kompagnie ein Friedensvertrag mit dem Iman von Senna geschlossen. 1823 kehrte der Marquis Hastings nach Europa zurück und erhielt die genugthuendsten Beweise der Zufriedenheit der Regierung mit seiner Verwaltung, obschon die Direktion der englisch-ostindischen Kompagnie ihm den Vorwurf machte, daß er aus Nachsicht einigen Angestellten in Ostindien gestattet habe, mit indischen Fürsten Geldgeschäfte zu machen, was eigentlich den Grundgesetzen der Kompagnie entgegen sey. Die englische Regierung ernannte ihn 1824 zum Gouverneur von Malta. In dieser Würde, mit dem Hosenbandorden und dem Großkreuze des Bathordens geschmückt, starb er am 28. November 1826 am Bord eines Kriegsschiffes auf der Rhede vor Bajä, und hinterließ den Ruf sowohl eines trefflichen Generals, als eines aufgeklärten, großmüthigen und redlich gesinnten Staatsmannes und Redners, der sein Talent stets nur für die edelsten Zwecke anwendete.



A. R. J. Turgot.

Geboren 1727. Gestorben 1781.

Frankreichs menschenfreundlicher und aufgeklärter Minister, Anne Robert Jacques Turgot, Baron von Aulne, stammte aus einer der ältesten und edelsten Familien der Normandie, und wurde seinem Vater, dem Präsidenten E. M. Turgot, den 10. Mai 1727 in Paris geboren. Als der jüngste Sohn, wurde er von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, für welchen sein stiller, zurückgezogener und nachdenklicher Sinn sich besonders zu eignen schien. Er studirte daher im Ludwigs-Kollegium Theologie und

wurde schon 1749 zum Prior der Sorbonne ernannt; aber nach dem Tode seines Vaters legte er zwei Jahre später diese Stelle nieder, widmete sich dem Studium der Staatswissenschaften und schloß sich besonders an das ökonomische System an. Im Jahre 1752 wurde er zum Substituten des Generalprokurators, dann zum Parlamentsrathe, bald darauf zum Requetenmeister ernannt. Nach Aufhebung der Parlamente und nach Einsetzung der königlichen Kammer trat er als Mitglied in letztere ein. Hierauf begleitete er den Handelsintendanten de Gournay auf seiner Reise durch Frankreich, und wurde im Jahre 1761 zum Intendanten von Limoges ernannt. Voltaire schrieb ihm damals: »ich habe an einem Ihrer Amtsgenossen ersehen, daß ein Intendant nur Nachtheiliges thun kann; Sie, dies bin ich überzeugt, werden beweisen, daß er viel Gutes zu thun vermag.« Turgot machte diesen Ausspruch wahr und erwarb sich in zwölfjähriger Amtsthätigkeit die Achtung und Liebe aller Einwohner dieser Provinz. Er lebte damals persönlich sehr sparsam, war aber der Wohlthäter vieler Armen und sorgte eifrigst für die Beschäftigung und den Erwerb nahrungsloser Unterthanen, schaffte alle, durch Mißbrauch entstandenen alten Auflagen ab, errichtete die ersten wohlthätigen Arbeitsanstalten in Frankreich, und eröffnete neue Ausfuhrswege für die Erzeugnisse des Landes. Nachdem er während dieser Zeit mehre vortheilhafte Anträge zur Uebernahme von Intendanzen in Lyon, Rouen und Bordeaux ausgeschlagen hatte, erhielt er im Jahre 1774, nach dem Abgange des Premierministers Maurepas, das Amt eines Seeministers, und nach einem Monate auch dasjenige der Finanzen. Er suchte sogleich seine Verbesserungen des öffentlichen Zustandes durchzusetzen, wodurch er aber von Seiten der privilegirten Stände, besonders der Hofleute, der Geistlichkeit und der Finanzmänner, den heftigsten Widerspruch erfuhr, so daß er, vom Könige und von dem Ministerium nicht unterstützt, kaum einige seiner zweckmäßigen Maßregeln durchsetzen konnte und endlich durch den Einfluß der Gegner schon im März 1776 seine Stelle aufgeben mußte. Die von ihm während dieses Zeitraums bezweckten Verbesserungen betrafen hauptsächlich die Verringerung der Zölle auf die zum Leben nöthigen Eingangsartikel, eine freiere Bewegung des Handels, Erweiterung der Rechte der Gewerbtreibenden, Aufhebung der Vorrechte von Zünften und Gesellschaften, Beförderung des Ackerbaues durch Verminderung der Auflagen, Veränderung der Lehensverhältnisse, Aufhebung des Salzmonopols und Beschränkung des Hof- und Staatshaushaltes. Auch drang er außerdem auf die Besteuerung der Geistlichkeit,

die Aufhebung der meisten Klöster, die Einführung von gleichem Maße und Gewichte im ganzen Königreiche, stellte die vom Minister Terray 1772 aufgehobene Freiheit des Getreidehandels wieder her, öffnete die Garonne und den Hafen von Marseille für die Ausfuhr inländischer Weine, und befreite das Ländchen Gex von allen unmittelbaren Steuern. Sein Lohn waren gehässige Verläumdungen, bittere Anfeindungen. Nach seiner Entlassung lebte er ausschließend wissenschaftlichen Beschäftigungen, lieferte unter anderen die erste französische Uebersetzung von Ossian's Gedichten, und schrieb die beiden werthvollen Werke: »Ueber die Vortheile, welche das Christenthum dem menschlichen Geiste verschafft,« und »Ueber die allmäligen Fortschritte des menschlichen Geistes.« Er starb zu Paris den 20. März 1781 im vier und fünfzigsten Lebensjahre. — Turgot war ein großer und ein guter Mann; mit tiefem und originellem Geiste begabt, entdeckte und befolgte er tüchtige Grundsätze politischer Oekonomie, zu einer Zeit, wo diese Wissenschaft kaum dem Namen nach bestand, und während seine Vorgänger nur verstanden hatten, auf vorübergehende Weise die Staatseinnahmen durch Bedrückung des Volkes zu erhöhen, war er zuerst bemüht, die Interessen Beider zu vereinigen. Sanft und verträglich in seinem Wesen, gerecht und wohlwollend in seinen Ansichten, war er der beharrliche Gegner jeder Art von Ungerechtigkeit. Er war ehrgeizig, aber sein Ehrgeiz war von der edleren Gattung. Titel, äußerer Prunk, freundliche Blicke der Hofleute lockten ihn nicht, eben so wenig der Beifall der Menge; wohl aber setzte er seinen Stolz darein, den Menschen Gutes zu thun, und dafür lohnte ihn die Achtung verständiger Freunde, der Beifall einer späteren, aufgeklärteren Zeit.

Jean Baptiste Colbert.

Geboren 1619. Gestorben 1683.

Frankreichs strenger, aber großer Staatswirth, Jean Baptiste Colbert, Marquis de Seignelay, begrüßte das Licht zu Rheims den 29. August 1619. Seine Verwandten von väterlicher und mütterlicher Seite standen

im Staatsdienste; dieser Umstand wendete frühzeitig seine Aufmerksamkeit den dahin gehörigen Studien zu und erleichterte nebenbei seinen Eintritt in das öffentliche Leben. Im Jahre 1648 trat er, vom Herrn von St. Pouange empfohlen, in die Dienste des Staatssekretärs Letellier. Dieser führte ihn bei dem Kardinale Mazarin ein, in dessen Gunst er bald so hoch stieg, daß Derselbe ihn zu seinem Intendanten ernannte. Hierdurch erhielt Colbert Gelegenheit, an der Finanzverwaltung des Königreichs Antheil zu nehmen, und ward 1654 Sekretär bei der Königin. Auf seinem Sterbebette empfahl ihn Mazarin 1661 dem Könige mit den Worten: „Sire, Alles verdanke ich Ihnen; aber indem ich Ihnen Colbert übergebe, betrachte ich meine Schuld als einigermaßen getilgt.“ Von diesem Zeitpunkte beginnt Colbert's bedeutsameres Hervortreten. Er wurde, nach dem Sturze des Finanzministers Fouquet, zum Intendanten der Finanzen mit dem Titel eines Generalcontroleurs ernannt. Allenthalben fand er bei seinem Antritte Unterschleif, Betrug und Unordnung, die Domainen veräußert, die Pachtungen mit Schulden beschwert, die Lasten und Privilegien ohne Maß vervielfacht, den Schatz leer und die Einkünfte schon auf zwei Jahre voraus verwendet. Gleichwohl stellte er die durch seine Vorgänger zerrütteten Finanzen wieder her; rastlos für den Staat wirkend, bewilligte er eine bedeutende Verminderung der Steuern und Erlaß alles bis 1656 Rückständigen, schaffte eine Menge unnützer Beamten ab, verminderte die Gehalte, beschränkte den ungeheueren Gewinn der Einnehmer, errichtete eine Leihkasse, verhalf dem Könige wieder zu seinen Domainen und wies für jede Ausgabe einen Fonds an. Seine weisen und muthigen Unternehmungen krönte schnell der glücklichste Erfolg; es gelang ihm, ungeachtet des ungeheueren Aufwands des Königs und der kostspieligen Plane des Kriegsministers, zuletzt die Einnahmen um mehr als zwei und zwanzig Millionen zu erhöhen und die Ausgaben um eben so viel zu vermindern, so daß sich die wirklichen Einnahmen auf 116 Millionen beliefen, während sie bei seinem Antritte nur 35 Millionen betragen hatten. Das Vertrauen des Königs wuchs, und so erweiterte sich Colbert's Wirkungskreis, die Zahl seiner Aemter und Würden nahm mit jedem Jahre zu; 1664 ward er Oberaufseher der königlichen Bauten, Generaldirektor der Künste und Manufakturen, 1669 Seeminister und bald darauf Großschatzmeister der königlichen Orden. Mit dem größten Ruhme des Königs suchte Colbert das Glück der Nation zu verbinden; ihm verdankte Frankreich das schnelle Steigen seiner Gewerbe und seines Handels, er verbesserte die Landstraßen,

erbaute den Kanal von Languedoc, entwarf den von Burgund, erklärte Marseille und Dünkirchen für Freihäfen, bewilligte Aus- und Einfuhrpreise, bildete Assekuranzkammern, ertheilte dem Handel übereinstimmende Gesetze und lud den Adel ein, daran Theil zu nehmen. Er schuf eine bedeutende Seemacht; der Hafen von Rochefort hob sich, und zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre wurden vier andere Seearsenale aufgeführt. Bei all' seiner Sparsamkeit war er den Wissenschaften und Künsten ein freigebiger und eifriger Beförderer. Unter seinem Schutze wurde 1663 die Akademie der Inschriften, 1666 jene der Wissenschaften, 1671 die Bauakademie gegründet; auch war er der Gründer der Schule von Rom. Er erbaute eine Sternwarte, bei welcher er Huygens und Cassini anstellte, und schickte Naturforscher nach Cayenne. Dennoch genoß er, im stäten Kampfe mit Neid und Ränken, keines ruhigen Glückes, und starb im fünf und sechzigsten Lebensjahre den 6. September 1683, unbeklagt von dem Könige, der ihm die Mittel seiner Größe verdankte, gehaßt und gelästert von dem Volke, für dessen Heil er sowohl durch Abstellung vieler Mißbräuche, als durch Eröffnung neuer Quellen der Nationalwohlfahrt, mehr gethan hatte, als irgend ein Minister Frankreichs vor und nach ihm. Weil lange und kostspielige Kriege seine Plane durchkreuzten, so mußte er, mit schwerem Kampfe, manche Auflagen erneuern, die er früher abgeschafft hatte, und die Menge, die von ihm empfangenen Wohlthaten undankbar vergessend, verfolgte ihn deswegen dergestalt mit ihrem Hasse, daß man, aus Furcht vor Unfug, sein Leichenbegängniß bei Nacht und unter militärischer Bedeckung beging. Sein kaltes und abstoßendes Wesen nährte jene Abneigung. Der König sagte von ihm, daß er, trotz seines langen Aufenthaltes am Hofe, stets das Aussehen und Benehmen eines »bourgeois« beibehalten habe; Colbert's durchbohrender Blick, seine harte und mürrische Miene, stimmten mit der angeborenen Strenge seines Gemüthes überein und strebten nur Gehorsam zu erzwingen, nicht Wohlwollen einzuflößen.

Peter von Cornelius.

Geboren 1787.

Zu der Zeit, als dieser berühmteste Historienmaler der Gegenwart und Gründer einer neuen Schule auftrat, regten sich deutsches Wesen und deutscher Sinn mit Adlerschwingen, und daher war es nothwendige Folge, daß auch Kunst und Wissenschaft, die immer dem Genius der Zeit getreu zur Seite wandeln, bei schöpferischen Geistern zuerst auf nationalem Gebiete ihre Kräfte versuchten. Damals wurden diejenigen Künstler, welche, dem alle Eigenthümlichkeit ertödtenden Schulzwange sich entwindend, auf freie und selbständige Weise das Wahre zu erstreben suchten, ungeeignet Altdeutsche genannt. Allerdings richteten die besseren Talente ihr Augenmerk auf die Werke der alten deutschen Meister; sie fanden sich von der tiefen Innigkeit und der reinen Eigenthümlichkeit derselben angezogen, und daher suchten auch sie in ihren Werken der Form wieder Seele und Bedeutung zu erwecken; denn sie erkannten in der Technik nicht allein die höchste Vollendung. Unter diesen stehen Cornelius und Overbeck obenan, während viele der sogenannten Altdeutschen nur die äußere Form der alten deutschen Schule, nicht den Geist derselben aufgriffen.

Peter Ritter von Cornelius kam zu Düsseldorf im Oktober 1787 zur Welt. Als der Sohn eines Malers, und mit ungemeinen Anlagen begabt, ergab er sich auf der Akademie seiner Vaterstadt ebenfalls dem Studium der Kunst; aber eine frühe Eigenthümlichkeit dieses Meisters ist es, daß er, keiner Schule zugethan, im Gefühle eigener Freiheit und Selbständigkeit auf dem Wege der Wahrheit und Natur das Ziel zu erreichen strebte. Durchdrungen von dem Gefühle für das Fromme, Religiöse, und hingerissen von der tiefen Innigkeit, die aus den Werken der älteren Meister spricht, suchte er auf gleiche Weise, doch bei größerer

äußerer Vollkommenheit, den Geist und den tiefen, bedeutungsvollen Ernst der Alten seinen freien Erzeugnissen einzuhauchen. Anfangs waren es die Werke Marc Anton's, nach denen er zeichnete, was ihm zum besonderen Vortheile gereichte. Doch bald versuchte er auch die eigene Kraft in der Komposition, und schon als zwölfjähriger Knabe führte er in der Kathedrale zu Neuß eine großräumige Wandmalerei aus, die Geschichte des Reiches Gottes darstellend, ein noch immer tüchtiges Werk. Zwar hatte Cornelius frühzeitig sich in Deutschland vortheilhaft bekannt gemacht, namentlich durch seine um 1810 größtentheils in Frankfurt am Main ausgeführten Darstellungen zu Goethe's »Faust;« aber die eigentliche Oeffentlichkeit seines Rufes beginnt erst mit seiner Ausbildungsperiode in Italien (seit 1811). Mehre ausgezeichnete Cartons, und namentlich die zu den Fresken, sowie deren Ausführung in der Villa des verstorbenen Generalkonsuls Bartholdy, sind es, die über seinen Künstlerwerth allgemein entschieden und seinen Ruf begründet haben. Diese Freskomalereien bestehen in Darstellungen aus der Geschichte Joseph's, welche Cornelius mit Overbeck, Ph. Veith und W. Schadow ausführte. Dieser Moment ist für die Malerei in Rom bedeutend; denn seit Mengs war die Freskomalerei in dieser Stadt ganz in Vergessenheit gerathen, und deutschen Meistern war es daher vorbehalten, in diesen herrlichen Darstellungen — von Cornelius in der Traumbeutung Joseph's und in der Erkennungsscene der Brüder — den glücklichen Anfang der wieder in's Leben gerufenen Freskomalerei zu bezeichnen. Diesen Arbeiten verdankte Cornelius die Aufträge des Marchese Massini in dessen Villa zu Rom, von deren drei Sälen einer mit Bildern des Künstlers aus dem Paradiese des Dante geziert werden sollte. Aber Cornelius konnte seine, seit 1831 in lithographischen Umrissen bekannt gewordenen Zeichnungen nicht mehr in Farben ausführen, indem der damalige Kronprinz Ludwig von Baiern ihn zur Darstellung eines großen mythologischen Cyclus für die Glyptothek, nach München berief. Im Winter 1819 kehrte also Cornelius nach Deutschland zurück, begann seine Arbeiten in München, und übernahm zugleich das von der preußischen Regierung ihm übertragene Direktorium der Düsseldorfer Akademie, so daß vorerst seine Thätigkeit zwischen diesen beiden Orten getheilt blieb, bis im Jahre 1825 der König von Baiern ihn zum Direktor der Akademie in München berief. Noch in Rom hatte Cornelius einige Cartons gezeichnet, und 1820 begann er in München, mit Eros, dem Bezwinger der Elemente, die Ausführung

seines großen Werkes. Zuerst ging er an die großen Freskomalereien in den Festsälen der Glyptothek, die nach seinen Cartons theils von ihm selbst, theils von Gehilfen ausgeführt wurden. Der Inhalt derselben ist die griechische Götter- und Heldensage; die Vorhalle enthält die Darstellung einiger Hesiod'schen Mythen, der eine Saal die Geschichten der Götter, der andere die Geschichte des trojanischen Krieges. Im Jahre 1830 war das ganze Werk vollendet. An dasselbe knüpft sich ein zweites umfassendes Werk: die Darstellungen aus der Geschichte der christlichen Offenbarung, welche die Wände und Gemälde der zu diesem Zweck erbauten großen Ludwigskirche in München ausfüllen und in tief symbolischer Anschauung, von der Menschwerdung Christi bis zum Weltgerichte hin, durchgeführt sind. Außerdem lieferte er die Zeichnungen zu den Freskomalereien im Korridor der Pinakothek, welche die Geschichte der neueren Kunst zum Gegenstande haben. Zu Ostern 1841 wurde er von dem Könige von Preußen nach Berlin gerufen. Das bedeutendste Werk, welches er bis jetzt dort gefertigt hat, ist die inhaltreiche Zeichnung zu dem „Glaubensschilde," den der König von Preußen zum Pathengeschenke für den Prinzen von Wales bestimmt hat. Als neue Aufträge den Künstler zu Ende 1843 nach Rom riefen, bot er alle Cartons, die er bis jetzt in Freskomalereien ausgeführt, dem Könige Friedrich Wilhelm IV. als ein Zeichen seiner Verehrung an, und dieser Monarch wird nun, dem Vernehmen nach, auf dem bisherigen Exerzirplatze vor dem Brandenburger Thore ein prächtiges Gebäude errichten lassen, dessen eine Seite für die Raczynski'sche Gemäldegalerie bestimmt ist, während die andere, welche zugleich dem Meister Cornelius zur künftigen Wohnung dienen soll, ein „Cornelianum" enthalten wird, in welchem dessen sämmtliche Cartons aufgestellt werden sollen.

Cornelius ist frei von eigentlicher Manier, und seine schöpferische Kraft weiß sich in sich selbst zu verjüngen. Ihm genügte keine Schule, sein Gepräge ist das der Eigenthümlichkeit. Er ist Dichter, und als solcher bewegt er sich nach allen Richtungen hin in einer ganz eigenthümlichen Weise. Er durchwandert, wie ein Proteus, in allen Gestalten sein Gebiet, und kleidet seine Gedanken mit charakteristischer Wahrheit in die angemessenste Form. Der Stoff muß sich seinem Willen fügen, und daher erscheinen seine Werke, je nachdem es der Geist der Darstellung erfordert, jedesmal in eigenthümlichem Lichte. Deswegen herrscht in seinen Werken nicht durchgängig ein und derselbe Styl; sie sind in ihrer Weise verschieden, wenn es das Wesen seiner Darstellung erheischt; und der Geistesfreiheit,

welche Cornelius sich bewahrte, ist ein großer Theil des unermeßlichen Einflusses zuzuschreiben, den dieser große Künstler auf die gesammte Kunst unserer Zeit ausgeübt hat.

L. M. Schwanthaler.

Geboren 1802.

Dieser berühmteste der jetzt lebenden deutschen Bildhauer entstammt einer in demselben Kunstzweige seit länger ehrenvoll bekannten Familie zu Ried im Innviertel in Tirol, und wurde den 26. August 1802 zu München geboren, wo sein Vater, Franz Schwanthaler, ein Mann von Talent und Geschmack, Bürger und Bildhauer war und 1821 starb. Auf dem Gymnasium für die wissenschaftliche Laufbahn sich bildend, betrieb er die Kunst nur nebenher als Zeitvertreib, formte Figürchen aus Wachs und skizzirte Schlachten. Dann wollte er Schlachtenmaler werden, aber sein Hang zu mittelalterlichen Gegenständen ließ ihn diesen Plan aufgeben. In seinem sechzehnten Jahre entschied er sich für die Bildhauerei, und besuchte die Akademie der Künste, deren damaliger Vorstand ihm alles Talent absprach, wodurch er sich veranlaßt fühlte, meist zu Hause zu arbeiten. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Besorgung des bürgerlichen Bildhauergewerbes, der einzigen Nahrungsquelle seiner Familie. Erst 1824 fanden sich einige bedeutendere Bestellungen ein; namentlich gab ihm der Auftrag König Maximilian's, für die Umrahmung eines silbernen Tafelaufsatzes von 105 Fuß Länge durchbrochene Basreliefs zu liefern, zuerst Gelegenheit, seine lebendige Kenntniß des Alterthums, seine leichte Erfindungsgabe und seinen Sinn für Grazie und Schönheit der Ausführung in einem größeren Werke zu bewähren. Cornelius erkannte am ersten den Genius des jungen Künstlers und sorgte dafür, daß Derselbe 1826 eine Reise nach Rom unternehmen konnte. Dort arbeitete Schwanthaler unter Thorwaldsen's Anleitung, richtete, nach seiner Rückkehr, in München sein eigenes Atelier ein, und wurde nachmals Lehrer der Bildhauerei an der

Akademie. Seine Kräfte entwickelten sich in rascher Folge durch die vielseitige Verwendung für öffentliche Baudenkmale. Schon vor seiner italienischen Reise hatte er, zum Theil nach Klenze's und Cornelius Angabe und Entwürfen, mehre Reliefs für die Glyptothek modellirt; nach seiner Rückkunft komponirte und modellirte er zwei Reliefs: den Kampf des Achilles mit den Flußgöttern und den Kampf bei den Schiffen, für den trojanischen Saal daselbst; sodann eine Statue Shakespeare's für die Theaterhalle, mehre Büsten, Basreliefs und Statuen für Brunnen und Grabdenkmäler, sowie endlich den 150 Fuß langen, durch heitere Mannigfaltigkeit und Schönheit belebten Bacchusfries für den Speisesaal im Palais des Herzogs Maximilian in München, ferner für einige Säle des neuen Königsbaues die Cartons zu den Friesen und Wandbildern mit Darstellungen aus der „Theogonie" und den übrigen Gedichten Hesiod's, sowie aus dem »Argonautenzuge" und den »Hymnen" des Orpheus, nicht minder endlich die Zeichnungen zu den Wandgemälden aus Aeschylos, Sophokles und Aristophanes, und die Reliefs im Friese und an den Wänden des Thronsaales mit Darstellungen aus Pindar's »Siegeshymnen;" insgesammt Werke einer unerschöpflichen, leichten und beweglichen Fantasie, einer geistreichen, vielgewandten, charakteristischen und ihres Gegenstandes durchaus sicheren Auffassung, die mit Bewußtseyn häufig in das Moderne und Romantische hinüberspielt und den nordisch-fantastischen Humor mit den Gegenständen hellenischer Mythe geschickt zu verweben weiß. Auch rührt von ihm der 140 Fuß lange Reliefries mit Darstellungen aus dem Mythos der Aphrodite in dem oberen Stockwerke des Königsbaues her, die in ächt antikem Geiste gedacht und mit sinniger Zartheit durchgeführt sind. In den letzteren Jahren war Schwanthaler, obgleich fortwährend kränklich, auch viel für auswärtige Bestellungen, zumeist aus dem Kreise der öffentlichen monumentalen Skulptur, beschäftigt. In die Zeit von 1830 — 36 fallen noch, außer der Statue des Holzbildhauers für das Giebelfeld der Glyptothek, die Statue der Nemesis und ungeflügelten Nike, sowie die acht Reliefsfiguren der acht Kreise des Königreiches für das Stiegenhaus des königlichen Baues, ferner vier Reliefs zu deutschen Legenden für die Brüder Boisserée, und dann die Skizzen zu Christus mit den vier Evangelisten nebst Paulus und Petrus für die Ludwigskirche, zu zwölf Reitergestalten, vier Heroenfahrten und einem langen Relief für die neue Reitschule des Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg, ferner zu den durch Charakterwahrheit und Schönheit des Styls ausgezeichneten vier und zwanzig Malerstatuen für

das Aeußere, und zu vierzehn Reliefs mit Darstellungen aus der bairischen Geschichte für das Innere der Pynakothek, endlich zu den zwölf wittelsbachischen Fürsten. Auch arbeitete er seit 1833 an den fünfzehn kolossalen Statuen für das vordere Giebelfeld der Walhalla, nach der Anordnung des Königs und zum Theil nach Rauch's Entwurfe, und begann seit 1836 nach eigener, überaus trefflicher und geistvoller Komposition und Zeichnung die fünfzehn Figuren der Hermannsschlacht für den hinteren Walhallagiebel zu modelliren und in Marmor ausführen zu lassen. In derselben Zeit arbeitete er auch die vierzehn Walkyrien für das Innere der Walhalla, ferner die eilf Figuren zu dem Giebelfelde des Kunstausstellungsgebäudes, welche die Bavaria in der Mitte der zu ihrer Verherrlichung beschäftigten Künste darstellen und sich durch lebendige Charakteristik und Schönheit der Gestalten auszeichnen, sowie die Kolossalstatuen der acht Kreise des Königreichs über dem Portale des Festbaues, für dessen Inneres er den meisterhaft komponirten, über zweihundert Fuß langen Reliefsfries mit Darstellungen aus Kaiser Friedrich Barbarossa's Kreuzzuge entwarf. Mit Recht kann man diese lebensvollen und beziehungsreichen Darstellungen als Muster des romantischen, den Forderungen antik-plastischer Komposition und Bildung entsprechend durchgeführten Reliefstyls betrachten. Auch die Viktorien mit achtzehn Reliefs aus der baierischen Geschichte in der Portalhalle dieses Gebäudes sind von ihm. Im Jahre 1839 vollendete er das fünfzehn Fuß hohe Modell einer Bavaria, das 1840 in einer Höhe von 54 Fuß Behufs des Erzgusses in Form gebracht wurde, deren kolossale Dimensionen der Schönheit des Werkes keinen Eintrag thun. Dieser und der neuesten Zeit gehören noch folgende, zum Theil sehr bedeutende Werke, zumal aus dem Kreise der monumentalen Gattung, an: acht Götterstatuen und zwei Tänzerinnen für das neue Schloß in Wiesbaden; das Denkmal für den Ludwigskanal, bestehend aus den Figuren der Donau und des Mains mit der Schiffahrt und dem Handel; das Monument für den Dichter Frauenlob im Mainzer Dome; das im weißen Marmor ausgeführte, seit dem 20. August 1843 im Dome zu Speyer aufgestellte Monument Rudolf's von Habsburg, das den großen König auf einem Stuhle sitzend darstellt, die Krone auf dem Haupte, Reichsapfel und Schwert in den Händen, stolzen Blickes dahin schauend, und woran besonders der Faltenwurf des weiten Mantels trefflich ausgeführt ist; die Standbilder des Königs Ludwig für die Universitätsaula, der Großherzoge Ludwig von Hessen-Darmstadt und Karl Friedrich von Baden; Goethe's Statue für Frankfurt am Main,

ingleichen jene Jean Paul's für Baireuth, und Mozart's für Salzburg; sodann die meisterhafte Modellskizze zu dem Denkmale des ehemaligen kurbaierischen Staatskanzlers von Kreittmayr; endlich das mit wahrhaft antikem Geiste und einer reichen Fülle der sinnvollsten Motive entworfene Schild des Herakles nach Hesiod's Schilderung, eine anmuthige Gruppe der Ceres und Proserpina, mehre einzelne Reliefs mit antiken Darstellungen, und eine Anzahl Grabdenkmäler für Einheimische und Auswärtige, sowie die Zeichnungen zur Odyssee für sechs Säle des Festbaues. Damit schließt jedoch noch nicht die Reihe der zahlreichen, nicht minder umfassenden als bedeutsamen Werke dieses fruchtbarsten aller lebenden Bildner, der nach seinen Entwürfen und Modellskizzen in seinem Atelier allein fortwährend mehr als dreißig Arbeiter beschäftigt, wobei er durch seinen Vetter, Franz Xaver Schwanthaler, einen geschickten Praktiker, kräftig unterstützt wird. Noch besitzen wir von ihm eine Anzahl wohlgetroffener Portraitbüsten, wie die des Königs Ludwig und jene von Görres. Neuerdings entwarf er auch eine Reihe Darstellungen aus dem griechischen Befreiungskriege für das Adjutantenzimmer des neuen königlichen Palastes in Athen, so wie neun ungemein geistreich erfundene, mannigfach wechselnde Gruppen von Tänzern und Tänzerinnen für den großen Ballsaal im Festbau der Residenz zu München. Dann beschäftigten ihn die Entwürfe zu den Reliefs des Piedestals für das Denkmal des Großherzogs Karl Friedrich in Karlsruhe, ferner zu den Reliefs für die Hauptpforte der Basilika in München, sowie endlich die Bearbeitung mehrer Sandsteinfiguren, der Maria mit dem Kinde und der vier Evangelisten, für das Aeußere der neuen Auer Pfarrkirche. Auch Oesterreich wird ihm bald ein neues großartiges Monument verdanken; denn zu der von Anton Veith bei Liboch in Böhmen zu gründenden Standbilderhalle, welche eine Art böhmischer Walhalla darbieten soll, werden die dafür bestimmten (in der Stiglmayer'schen Anstalt zu gießenden) Statuen ebenfalls von Schwanthaler modellirt. Am 1. Januar 1844 erhielt Derselbe das Ritterkreuz des Civil-Verdienstordens der baierischen Krone.

Man hat den aus Schwanthaler's Atelier hervorgegangenen Arbeiten die zur plastischen Schönheit unentbehrliche, gründliche und harmonische Durchbildung der Form abgesprochen; ob mit Recht oder Unrecht, darüber könnte allein eine Vergleichung der einzelnen Werke an Ort und Stelle, mit Beachtung ihrer jedesmaligen Bestimmung und anderer Umstände, entscheiden. Doch ist dieser Tadel jedenfalls zu allgemein, wiewohl man

nicht läugnen kann, daß sich der Künstler von jeher mit großartigen und bedeutsamen Aufgaben bis zu einem Grade beehrt sah, wo eine weitere Vermehrung derselben für die höhere Vollendung seiner Kunst nicht mehr wünschenswerth gewesen wäre. Schwanthaler ist ein ganz selbständiger Künstler, der eine unerschöpflich reiche Erfindungsgabe besitzt und eine Regsamkeit und Beweglichkeit der Fantasie, die, ungetrübt durch die Einwirkungen eines leidenden Körpers, sich nur im ununterbrochenen Schaffen völlig zu befriedigen vermag. Er trifft überall, in Situationen wie in Charakteren, leicht und rasch den rechten Punkt, ist in Entwürfen gewandt und kühn, und im Modelliren bewunderungswürdig geübt. Mit den Forderungen und Bedürfnissen sowohl der plastischen wie der malerischen Darstellung ist er innig vertraut, und trefflich wird er dabei durch eine nicht gewöhnliche Kenntniß der Kunst- und Schriftdenkmäler des Alterthums wie des Mittelalters unterstützt. Wo es nicht auf Portraitähnlichkeit ankommt, tragen seine Gestalten, bei aller individuellen Verschiedenheit, in Form und Ausdruck fast durchgehend das Gepräge antiker Allgemeinheit und Schönheit. Dabei ist ihnen eine gewisse Bewegtheit eigen, wie im Ausdruck eine bis zum Humor sich steigernde Heiterkeit. Uebrigens gereicht es der nach allen Seiten hin ausgreifenden Thätigkeit des Künstlers zum unterscheidenden Vortheile, daß er fast ohne Ausnahme für monumentale, der Oeffentlichkeit angehörende und größtentheils cyclisch verbundene Werke beschäftigt war, die ihm die ausgedehnteste Gelegenheit boten, die romantische Skulptur wieder zu beleben.

Premysl Ottokar II.,

König von Böhmen.

Geboren 1230. Gefallen 1278.

Böhmens gewaltigster König, Premysl Ottokar II., aus dem alten, mit des Czechenlandes Urgeschichte und Mythe innig verwachsenen Stamme der Premysliden, war der Sohn König Wenzel's I. (des Einäugigen); den Namen Ottokar, gleichbedeutend mit dem germanischen Odoaker,

führte er zu Ehren seines Großvaters, den die Deutschen also benannt. Mächtig brauste in dem Herrlichen die Kraft der Jugend. Fünfzehn Jahre alt, dazumal Markgraf von Mähren, bestand er ein ehrenvolles Turnier mit dem Gegenkönige Wilhelm von Holland. Bald ward seinem kühnen Sinne selbst die Gewalt des Vaters drückend. Dies benutzte eine unzufriedene Partei; sie verlockte den unerfahrenen Jüngling 1248, gegen den erlauchten Vater aufzustehen, Königstitel und Regierung sich anzumaßen. Der Anschlag mißglückte; Ottokar büßte seine Verwegenheit in kurzer Haft zu Teirow; dann verzieh ihm der Vater und sann sorgsam, durch Erwerbungen und Ehren die glühende Thatkraft des Sohnes zu befriedigen. Als nach der Babenberger Ausgange eine Gesandtschaft der Prälaten, Edlen und Städte Oesterreich's durch Prag zog, beauftragt, einem Sohne des Markgrafen Heinrich von Meißen das herrenlose Land anzutragen, da wußte Wenzel, der ohnehin in Oesterreich einen Anhang unterhielt, die Gesandten zu bewegen, die Fahrt nach Meißen aufzugeben und den Oesterreichern seinen Sohn Ottokar als künftigen Landesherrn zu empfehlen. Geschenke und Gnadenbezeigungen förderten die Angelegenheit; mit Truppen und Gold ausgerüstet, zog Ottokar nach Oesterreich; Wien öffnete am 6. December 1251 ihm die Thore, und sechs Tage später hielt er, als Herzog von Oesterreich, auf dem Stuhle der Babenberger sitzend, sein erstes allgemeines Taiding (Landtag) zu Neuburg. Viele hingen ihm an; doch standen auch manche Faktionen ihm feindlich entgegen. Die zahlreichste war jene Partei, welche die Erbansprüche der Herzogin Margaretha von Oesterreich und Steyer (Witwe des römischen Königs Heinrich und Tochter des babenbergischen Herzogs Leopold des Glorreichen) verfocht; aber durch einen schnellen Entschluß verwandelte Ottokar diese Gegner in Anhänger, denn am 8. April 1252 trat er, der zwei und zwanzigjährige Jüngling, in den Bund der Ehe mit der sieben und vierzigjährigen Margaretha. Ueber ein Jahr später (22. September 1253) segnete König Wenzel das Zeitliche, und Ottokar, schon vorher im Besitze großer Lande, folgte ihm nun auch auf dem Throne Böhmens. Nur die Steyermark war, von dem babenbergischen Erbe losgetrennt, beinahe ganz in des Ungarnkönigs Bela IV. Hand gefallen. Ein Krieg brach aus, so schrecklich und verwüstend, daß der heilige Vater selbst den Frieden vermittelte. Dieser kam (4. April 1254 in Ofen) zu Stande, und man einigte sich dahin: das Gebirg vom Semmering bis zu Baierns Marken sollte die Gränze bilden, die Flußgebiete nördlich dem Könige Ottokar, jene südlich dem Könige Bela

angehören; des Letzteren Sohn, Stephan, erhielt den Titel eines Herzogs von Steyermark. Ungern gab Ottokar die schöne Besitzung auf. In neuem Waffengewühle eilte er seinen Unmuth zu ersticken; im Winter 1255 zog er, an der Spitze eines mächtigen christlichen Heeres, gegen die heidnischen Preußen, verfolgte die Fliehenden in ihre Dickichte, vernichtete alle Denkmäler der Abgötterei, schlug bei Rudau die Samländer und zwang, im Sinne jener Zeit, Viele zur Taufe. Um die neuen Erwerbungen zu schützen, gründete er zwei Städte; Königsberg ward ihm zu Ehren die eine genannt, die andere nach seinem treuen Rathgeber, dem Olmützer Bischofe Bruno: Brunosberg (Braunsberg). Doch auch der neue Kriegsruhm vermochte den König über den Verlust der Steyermark nicht zu trösten. Zu einem neuen Kriege gegen Ungarn wurde mit Macht gerüstet. Mit seinen zahlreichen Kriegern und Hilfsvölkern lagerte er sich am rechten Ufer der March bei Croissenbrunn; am linken lagerte Bela mit dem nicht geringeren Heere der Ungarn und ihrer Verbündeten. Keiner wollte den Kampf zuerst beginnen; durch zwei Wochen blickten die beiden Heere, durch den Strom getrennt, einander kampfbegierig, und doch unschlüssig an. Da kam man endlich überein, die Entscheidung einer Schlacht anzuvertrauen; zu diesem Ende sollten die Böhmen von dem Ufer sich zurückziehen und die Ungarn ungehindert die March überschreiten lassen. Aber dem Vertrage untreu, warfen sich die Kumanen, als sie kaum den Strom im Rücken hatten, auf Ottokar's Nachhut, die sich solches Angriffes nicht versah. Diese wankte. Da flog Ottokar herbei, stellte mitten im Drange des Augenblicks die Schlachtordnung her, stürmte auf die Feinde und drängte ihre aufgerollten Glieder mit unwiderstehlicher Gewalt gegen den Fluß hin. 18,000 Ungarn würgte der Böhmen Schwert; nicht viel weniger verschlang die March, so daß mitten im Strome sich eine Leichenbrücke erhob, auf welcher die Sieger den Rest der Fliehenden verfolgten. Der 13. Juli 1260 war der Tag dieser blutigen Marchschlacht. Auf dem Wahlplatze gründete Ottokar, zum Gedächtnisse dieses Sieges, die Stadt Marcheck, nicht ahnend, daß derselbe Boden, aus welchem ihm der Sieg entsprossen, auch den dunklen Keim seines Falles in sich schließe. Der Ungarnkönig bot die Hand zum Frieden, und Ottokar gewährte ihn unter gemäßigten Bedingungen. Bela entsagte allen Ansprüchen auf Steyermark; sein gleichnamiger zweiter Sohn wurde mit einer Nichte Ottokar's verlobt. Jetzt im Besitze des babenbergischen Gesammterbes, quälte ihn, den nimmer Ruhenden, der Gedanke, daß er seine Macht und seinen Ruhm auf keinen Sprossen

seines Blutes vererben könne; denn seine Ehe mit der gealterten Margaretha war kinderlos, und der Stamm der Premysliden, seit einem halben Jahrtausende in Böhmen blühend, drohte mit ihm abzusterben. Da beschloß er die Trennung von Margarethen, setzte ihr ein ansehnliches Leibgeding und einen geziemenden Hofstaat aus, vermälte sich (25. Oktober 1261) mit Bela's IV. schöner und jugendlicher Enkelin, Kunigunde, Tochter des Herzogs Rostislaw von Halitsch, und ließ sie in Prag feierlich krönen. Papst Urban IV. gab seine Genehmigung zu dieser zweiten Ehe. Während einer mehrjährigen Waffenruhe, nur durch eine kurze Fehde mit Baiern und eine zweite Preußenfahrt unterbrochen, wirkte Ottokar mit Weisheit und Eifer für das Glück der ihm unterthänigen Lande. Er begünstigte vor Allem Städtewesen und Bürgerthum, erbaute Hradisch und Neu-Budweis, gab der mährischen Provinz ein Landrecht und nahm besondere Rücksicht auf die Verfassung der Deutschen und der Juden; viele Ortschaften der Landherren erhob er zu königlichen Städten und verknüpfte sie dadurch enger mit dem königlichen Interesse. Eben so suchte er sich in den deutschen Ansiedlern, die er in großer Anzahl in das Land rief und mit Huld überhäufte, eine Stütze seiner Macht zu gründen, deren er um so mehr bedurfte, da der durch ihn geschmälerte Einfluß der Landherren und sein Germanisirungseifer ihm unter den Einheimischen viele Widersacher erweckte. Kraft einem, mit dem ihm anverwandten Herzoge Ulrich von Kärnten geschlossenen Vertrage fiel nach dessen Tode (1270) dem Könige Ottokar auch Kärnten sammt dem Titel eines Herrn von Krain zu; Ulrich's Bruder, Philipp, ließ, nach einem mißglückten Versuche, die Vollziehung jenes Vertrages mit Waffengewalt zu hindern, sich mit einer Entschädigung abfinden. Aber gegen Ungarn entbrannte 1271 ein neuer Krieg über die Kronkleinodien, welche Anna, die Tochter des verstorbenen Königs Bela IV., aus Ungarn nach Böhmen zu ihrem Eidam, Ottokar, entführt hatte. Von beiden Seiten erfolgten schreckliche Verwüstungen der Länder, und ob auch äußerlich Friede geschlossen wurde, blieb der Stachel des Hasses dennoch zurück. Ottokar hatte, von der Höhe seiner, wie er meinte, wohlgesicherten Macht aus, den Zerwürfnissen und Unordnungen im deutschen Reiche mit stolzer Gleichgiltigkeit zugesehen. Zweimal wurde ihm, wie es heißt, die deutsche Kaiserkrone angetragen, und zweimal wies er sie zurück, weil er »lieber ein reicher König in Böhmen, als ein armer Kaiser" seyn wollte. Da wurde, ihm unerwartet, am 29. September 1273, Rudolf von Habsburg

auf den römisch-deutschen Thron berufen. Heftig grollte der starke Ottokar bei dieser Nachricht; leicht hatte er, der Mächtige, die in ihrem Glanze längst erloschene deutsche Krone ausgeschlagen, aber auch einen Anderen wollte er, mindest nicht ohne sein eigenes Zuthun, sie nicht tragen lassen. Darum weigerte er sich hartnäckig, auf den ersten beiden, von dem neuen Reichsoberhaupte angesetzten Tagen zu erscheinen, auf welchen den Reichsfürsten, Ständen und Städten ihre Freiheiten bestätigt werden sollten; erst den dritten zu Augsburg (15. Mai 1275) beschickte er, statt in Person zu erscheinen, durch Abgeordnete, und dies ebenfalls nur um gegen Rudolf's Wahl Protest einzulegen. Wäre er, statt dieses feindseligen Auflehnens, vor dem neuen Reichsoberhaupte erschienen, hätte er die Erneuerung der von Rudolf's Vorgänger, dem Könige Richard, ihm herkömmlich ertheilten Belehnung zur rechten Zeit angesucht, ehe noch im Rathe der Fürsten die Bestimmung durchgegangen war: alle Vergabungen seit Kaiser Friedrich's II. Zeit für ungiltig zu erklären, — es hätte sich Alles anders, glücklicher für Ottokar, gestaltet. So aber verletzte er, durch die verweigerte Anerkennung, das gesetzmäßige Oberhaupt des Reiches, und spielte seinen vielen Feinden und Neidern die Gelegenheit in die Hände, an seiner Demüthigung zu arbeiten. König Rudolf ließ durch Abgeordnete ihn ermahnen, die dem Reiche entzogenen Länder und Güter freiwillig zurück zu stellen und fortan im Gehorsam zu verbleiben, bei Gefahr der Reichsacht. Ottokar, damals in Wien, erwiederte: Oesterreich und Steyermark habe er erheiratet und sey damit belehnt worden; Kärnten habe er ererbt und zumeist früher schon baar erkauft; all' diese Lande aber mit seinem und seiner Böhmen Blute gegen alte Reichsfeinde, die Ungarn, beschützt. Somit wurde ihm die Reichsacht verkündigt, doch unter der reichsgesetzlichen Frist von Jahr und Tag. Die nun folgenden Ereignisse bis zum Frieden von Wien (21. November 1276), welcher Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, die windische Mark und Portenau sammt Eger von Ottokar nahm, und ihm nur das »Reichslehen der Könige von Böhmen« ließ, und dann bis zum Wiederausbruche der Feindseligkeiten, sind bereits in der Lebensbeschreibung Rudolf's von Habsburg (s. Band I., Seite 295 u. f.) geschildert worden. Als Ottokar zu dem letzten Entscheidungskampfe rüstete, bauete er vorzüglich auf seine Anhänger in den abgetretenen Landen, die er durch Wohlthaten und Gunstbezeigungen vielfacher Art sich verpflichtet hatte. Weil er aber in Böhmen selbst manchen Feind und Verräther besorgen mußte, ließ er seine Feldhauptleute noch einmal Treue schwören, meinend, daß

Manneswort auch Anderen so heilig seyn müsse, wie ihm selbst. Auch die Vorgänge der verhängnißvollen Marchfeldschlacht (26. August 1278) sind in der angeführten Lebensbeschreibung König Rudolf's schon dargelegt worden und bedürfen der Wiederholung nicht. Die näheren Umstände, wie König Ottokar an jenem heißen Tage gefallen und verblutet, und welche Hände das herrliche Leben ausgelöscht, sind aus Mangel an glaubwürdigen Nachrichten unerörtert geblieben; Sage und Fantasie haben Viel hinzugethan. König Ottokar — so meldet Abt Johann von Viktring — focht persönlich an der Spitze eines aus Sachsen und Böhmen gemischten Schlachthaufens. Als nun der wüthende Anprall der Feinde die Schlachtordnung des Böhmenheeres zersprengt, der Verrath des mit der Nachhut im entscheidenden Augenblicke abziehenden Milota von Diedicz die Herstellung des aufgerollten Treffens unmöglich gemacht hatte, und nur einzelne Häuflein noch fechtend Stand hielten, da wurde Ottokar, in einem solchen Häuflein verzweiflungsvoll fortkämpfend, von dem riesenhaften Kapeller wüthend angefallen. Der König war vom langen Fechten ermattet, seine Begleiter erschlagen oder verjagt. Er schrie laut auf vor Zorn und Schmerz, und sank endlich schwer getroffen vom Pferde. Des Kapeller's Leute, in blinder Mord- und Raubsucht, warfen ihm einen Strick um den Hals und zerrten ihn mit sich fort, andere herbeieilende Feinde durchbohrten den Wehrlosen mit ihren Schwertern. So endete König Ottokar, der Mächtige, Gefürchtete, acht und vierzig Jahre alt, von denen er sechs und zwanzig über Oesterreich und Steyermark, vier und zwanzig über seine böhmisch-mährischen Erblande, neun über Kärnten und Krain geherrscht hatte. Tief beklagte ihn sein Volk, und selbst die Verräther, die ihn mit Verderben umsponnen, mögen sich seines Falles nicht gefreut haben. Er war als Staatsmann weise und umsichtig, und nur wo die Leidenschaft sich einmischte, hat er zu seinem Unglücke jene Besonnenheit verläugnet, die, bei aller Kühnheit, sein politisches System bezeichnete. Seinen Unterthanen war er ein milder und gerechter Fürst, immer bereit, die großmüthige Hand zu öffnen, und Keinem Gehör versagend. Die Großen befeuerte er durch sein ritterliches Beispiel; aber ihren Uebermuth hielt er mit Strenge nieder, und verwahrte die königliche Gewalt kraftvoll gegen ihre Anmaßungen. Die Städte und Bürger hatten seit dem großen Barbarossa keinen wärmeren Freund gehabt. Ottokar war heißen Blutes, und wohl mag ihn dasselbe bisweilen zu Uebereilungen, ja in den späteren Tagen des Grolls und Verdrusses zu Gewaltthätigkeiten hingerissen haben; von Natur

aber war er versöhnlich, und Jahre des Mißgeschickes und bitterer Täuschungen waren erforderlich, um sein argloses Vertrauen in Argwohn und Uebelwollen zu verkehren. Er ist die glänzendste und schönste Heldengestalt des böhmischen Mittelalters, und selbst seine Feinde haben seine Größe anerkennen müssen. Seine Ritterlichkeit — er gründete förmliche Ritterschulen und ermahnte die edle Jugend seines Reiches: sich in Kampfspielen zu üben, den Feinden widerstehen zu lernen und kriegerische Eigenschaften zu erwerben — haben mehre Minnesänger, welche der Glanz seines Hofes in seine Nähe führte, in noch vorhandenen Liedern gefeiert. Ottokar's hier geliefertes Portrait wurde sorgsam nach Sigillen und Münzen aus seiner Zeit entworfen.

Karl IV.,

römisch-deutscher Kaiser, König von Böhmen.

Geboren 1316. Gestorben 1378.

Der deutsche Kaiserthron war an Heinrich von Luxemburg, durch sein eifriges Bemühen die Krone Böhmen an seinen Sohn, Johann, gediehen, der, mit Elisabeth, dem weiblichen Sprößlinge aus dem erloschenen uralten Stamme der Premysliden, vermält, Ahnherr einer neuen Dynastie ward, welche, unter den verhängnißvollsten Wechseln des Geschicks, durch nahe an hundert und dreißig Jahre in Macht und Hoheit über Böhmen herrschte. Mehr Ritter, als Regent, besser zum Erobern, als zum Bewahren geeignet, und durch eine weithingreifende äußere Politik den inneren Angelegenheiten seines schönen Reiches entfrembet, trug Johann die böhmischen Waffen nach Italien und Frankreich, bis in der Mordschlacht von Crecy (1346) sein abenteuerreiches Leben auf dem Felde der Ehre endete. Was er an seinem Reiche verabsäumt, hat sein Sohn, Böhmens unvergeßlicher Karl, glorreich nachgeholt.

Karl, geboren zu Prag den 14. Mai 1316, als König von Böhmen der Erste, als römisch-deutscher Kaiser der Vierte, hatte in der Taufe den

dahin berufene byzantische Meister Theodorich, zugleich des Kaisers Hofmaler, stand. Zu ihnen gesellten sich noch andere auswärtige Kunstgenossen, wie Thomas von Mutina, ein Wälscher, und Niklas Wurmser aus Straßburg, deren Leistungen wir noch in der Burg Karlstein, in der St. Wenzelskapelle des Prager Domes, in den Kreuzgängen des Stiftes Emaus, wenn auch mit mannigfacher Erneuerung, erblicken. Insbesondere nahm die Baukunst, damals die reinste gothische Architektur, durch die Urheber des St. Veitsdomes, Mathias von Arras und Peter Arler von Bologna — von denen der Erste auch die Karlshofer Kuppel gebaut hat — einen hohen Aufschwung. Außer diesen Kolonisten siedelten sich in Prag allmälig auch burgundische Weinbauer, kalabrische Gärber (in Circhár), ja im Jahre 1370 sogar persische Kunstweber an, Alle aus ihrer fernen Heimat herbeigelockt durch die Sorgfalt des Kaisers und den Ruf seiner Großmuth. Unter den Baudenkmälern aus Karl's IV. Zeit ragt in Prag namentlich der schöne Dom zu St. Veit hervor, dessen Fortsetzung des Kaisers ungleicher Sohn, Wenzel IV., bis 1393 betrieb, ohne das Kunstwerk zu vollenden. Zu der steinernen Moldaubrücke legte Karl 1358 den Grundstein und ließ während seiner ganzen Regierungszeit daran fortbauen, obschon das Werk erst 1502 zu Ende gedieh. Bei der im Jahre 1360 in Böhmen ausgebrochenen Hungersnoth diente dem menschenfreundlichen Monarchen der Bau einer massiven, hochausgezackten Schanzmauer von der Spitze bis zum Abhange des Laurentiusberges zu einem Mittel, seinen nothleidenden Unterthanen aufzuhelfen. Diese noch vorhandene sogenannte „Hungermauer" sollte, nach des Kaisers Meinung, zur allmäligen Erweiterung der Kleinseite Anlaß geben und dieses Stadttheils malerische Gränze bilden. Karl residirte am liebsten auf dem Prager Schlosse, und die durch ihn vergoldeten Zinnen zweier Burgthürme des Hradschin's verkündeten den Herrschersitz weit in's Land hinaus. Sein frommer Sinn machte ihn zum emsigen Sammler von Reliquien; zum Gründer zahlreicher Klöster und Kirchen, besonders in der Neustadt Prag. In der Altstadt rühren von ihm her die St. Egidiuskirche der jetzigen Dominikaner, die Minoritenkirche zum heiligen Jakob, die aufgehobene St. Michaelskirche nebst ehemaligem Servitenkloster, und wahrscheinlich auch die ehemalige St. Martinskirche. In der Neustadt entstanden während seiner Regierung und auf sein Geheiß die St. Stephanskirche, die St. Heinrichskirche, die aufgehobene Servitenkirche in Slup, die Kollegiatkirche zu St. Apollinar, die Lateranenser-Kanonie auf dem Karlshofe. Auch erwirkte er, zur

Wiederbelebung nationaler Erinnerungen, vom Papste die Befugniß, wenigstens in Einem Kloster Prags den Gottesdienst in slavischer Sprache halten zu dürfen. Unter seiner Regierung war die böhmische Sprache die Hofsprache, und wurde in den meisten Kronländern, ja selbst auch am Rheine gesprochen. Zu den Maßregeln für die innere Wohlfahrt Böhmens gehört auch die Eintheilung in zwölf Kreise, deren jedem zwei Hauptleute vorgesetzt waren; ferner die Regulirung der Steuern und des Münzwesens. An Umfang wie an Bevölkerung feierte Böhmen unter ihm seine glanz- und segenreichste Periode; es bestand dieses Königreich damals aus folgenden Ländern: Böhmen, Mähren, Schlesien, Ober- und Nieder-Lausitz, der ganzen Mark Brandenburg, Oberpfalz bis an die Thore von Nürnberg, Meißen, Königstein und Pirna, nebst vielen Lehen im deutschen Reiche und den Anwartschaften auf Luxemburg und Brabant, Oesterreich und Ungarn vermöge häufiger Erbverbrüderung.

Krankheit und Altersgebrechen trübten des Kaisers letzte Tage. Als er nach drei und dreißigjähriger Regierung, am 29. November 1378 auf dem Prager Schlosse verschied, sprach die fünfzehntägige Leichenfeier den allgemeinen Schmerz des Landes aus. Karl IV. war von mittlerer, gedrungener Person, dabei etwas ausgewachsen, so daß sein langer, ziemlich vorhängender Kopf, bis auf die ungemeine Mildheit seiner Züge, eben keinen besonders majestätischen Eindruck gewährte. Das breite Gesicht, das schwarze Bart- und Haupthaar, die buschigen Augenlider, der frühzeitig kahle Vorderkopf, die hohe, völlig flache Stirne, die mäßig lange Nase und starke Unterlippe — Alles zusammen genommen verlieh ihm eine mehr slavische, als fränkische Physiognomie. (In ähnlicher Art gibt ihn auch das hier gelieferte Portrait nach der auf der oberen Galerie der Prager Domkirche befindlichen steinernen Büste.) Dabei war er kräftig gebaut, so daß er noch in seinem sieben und fünfzigsten Jahre mit den Zähnen wechselte. Zu seinen Angewohnheiten gehörte die stäte Beschäftigung der Hände mit Schnitzwerk, welche Liebhaberei er selbst bei Audienzen trieb, wo er die Personen selten gerade in's Auge faßte, zerstreut schien, aber doch keine Sylbe verhörte. Fromm in seinem Gemüthe, hielt er auch auf äußere Zeichen der Andacht; für seine Geistesgaben war er sehr eingenommen, und fast eifersüchtig auf sein kaiserliches Ansehen. Seine Antworten waren immer treffend, seine Natur überhaupt kühl und zurückhaltend; doch verstand seine Beredsamkeit, wo es nöthig, auch den Weg der Schmeichelei einzuschlagen. Da seine Entschlüsse meist aus ihm selbst kamen, so wußte er auch seine

Räthe immer thätig und wach zu erhalten. In seiner Kleidung war er das Muster der Einfachheit, so lange er sich im Privatkreise bewegte; bei öffentlichen Anlässen herrschte bei ihm französische Art und Sitte vor. Nach Friedrich II. galt er für den gelehrtesten Kaiser; er verstand fünf Sprachen und schrieb ein blühendes Latein; auch hat er uns seine Selbstbiographie aufbewahrt. Wie die Höheren durch seine Umgangskunst, die Gelehrten durch seine Kenntnisse, die Künstler durch seinen Geschmack und seine Baulust, so gewann er das Volk durch seine Popularität und war Allen Alles.

Seine Politik als deutscher Kaiser und König von Böhmen mußte nothwendig von doppelten Gesichtspunkten ausgehen. Doch waren die Angelegenheiten des Reiches ihm der untergeordnete Gegenstand, und nicht ganz mit Unrecht hat man ihn daher »des heiligen römischen Reiches Stiefvater« genannt. Von der Ueberzeugung niedergedrückt, daß auf dieser Seite wenig zu ändern und zu bessern sey, ließ er die Sachen mehr gehen, wie sie eben gehen wollten; keine Ottonen-Kraft, kein Hohenstauffen-Muth, kein Rudolfischer Wille war ihm eigen, und er beflis sich auch dessen nicht. Sein unter dem Namen der »goldenen Bulle« berühmt gewordenes Reichsgrundgesetz, verkündigt auf den Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz im Jahre 1356, war im Grunde nichts mehr, als ein bloßes Ceremonialgesetz; auch ist es nie zu genauer Befolgung desselben gekommen. Auch in den verworrenen Zuständen Italiens, wo fast die ganze Lombardie der Macht des Hauses Visconti unterthänig war, konnte und wollte der Kaiser Nichts ändern, und begnügte sich, an Kronsteuern und sonstigen Abgaben von einzelnen Großen und Städten zu erheben, was sich ohne ernsten Kampf erheben ließ. Bei all' dem fehlte es dem Kaiser nicht an Kraft, Entschlossenheit und persönlichem Muthe; an den Tagen von San Felice und Crecy hat er hinreichend seine Tapferkeit, — in den Gefahren, die zu Pisa und Siena seinem Leben, bei Venedig, Kalisch und an den Gränzen Tirol's seiner Freiheit drohten, eine seltene Geistesgegenwart bewiesen. Aber er liebte den Frieden aus Grundsätzen, und verabscheute den Kampf aus Politik; daher gab es auch fast keinen Krieg im Reiche, so lange Karl IV. am Leben war.

Dem Siechthume des deutschen Reiches hat Karl nicht geholfen; aber ungleich größer, denn als Reichsoberhaupt, steht er da als König von Böhmen, und die Karolinische Epoche wird noch jetzt als dieses Landes goldenes Zeitalter gepriesen. Hier fand und lösete er sein großes Ziel, für welches er selbst das Kaiser-Scepter häufig als bloßes Mittel dienen ließ;

denn sogar die goldene Bulle, welche ihm, als Kaiser, keine Früchte brachte, spielte ihm dafür, als König von Böhmen, Gelegenheit in die Hände, die Vorrechte, welche er mit den übrigen Kurfürsten theilte, zur Erhöhung seiner Hausmacht zu benützen. Er erhob sein Böhmen und dessen Kronlande zum Mittelpunkte der Macht, des Reichthums, der Kultur im deutschen Reiche, zu dessen Hauptstadt er sein Prag würdig schmückte. Er begünstigte überhaupt die Städte, und wußte doch auch geschickt mit dem Adel zu verkehren, dessen hoher Geltung er im Aeußeren Nichts vergab. Dem Bauernstande hat er mindest durch Begünstigung des Ackerbaues Gutes erwiesen. Was er durch Vermeidung kostspieliger Kriege ersparte, gab er oft verschwenderisch zu frommen Stiftungen und Prachtbauten hin. Unerhört war der Aufschwung, den Böhmen unter ihm gewann. Daher war Karl — obgleich nicht slavischer Abkunft und, wenn auch verstohlen, doch desto eifriger auf Germanisirung seines Landes bedacht — der Böhmen Abgott, und noch jetzt sprechen die Enkel mit Begeisterung vom Kaiser Karl, dem Vater des böhmischen Vaterlandes.

Pierre Jean de Béranger.

Geboren 1780.

Der Tyrtäos des liberalen Frankreichs, Béranger, wurde in Paris den 19. August 1780 von armen Eltern geboren, und verlebte seine ersten Jahre unter den Augen seines Großvaters, eines armen Schneiders. Beinahe hätte damals ein Blitz das junge, liederfröhliche Leben ausgelöscht. Als er neun Jahre alt geworden, nahm ihn eine Tante zu sich, die in Peronne ein Gasthaus hatte, wo er mit bedienen half und dann in seinem vierzehnten Jahre zu einem Buchdrucker in die Lehre kam. Hier lernte er durch die Uebung etwas Orthographie und die Regeln der Verskunst, und bildete sein empfängliches Gemüth durch die Lektüre der Bibel und einer Uebersetzung Homer's. Er trat mittlerweile in sein siebzehntes Jahr, überstand seine Lehrzeit und kehrte nach Paris zurück, Kopf und Herz voll

poetischer Entwürfe. Bald wollte er ein Lustspiel, bald ein Epos schreiben, bald durch Reisen in andere Welttheile die Leute von sich reden machen; aber dies Alles unterblieb, und er gab sich nun ganz der heiteren Willkür seiner Fantasie hin. Durch Lucian Bonaparte unterstützt, konnte er mit doppeltem Eifer sich auf die Literatur verlegen. Vorerst übernahm er die Redaktion der »Annales du musée« von Landon und erhielt, von Arnault empfohlen, eine kärglich bezahlte Anstellung bei dem Sekretariate der Universität, die er nach zwölf Jahren (1821) freiwillig aufgab. Der eigentlichen Schulbildung entblößt, besaß er um so größere Originalität und aus der Natur geschöpfte Menschenkenntniß; er zog seine Philosophie nicht aus Büchern, sondern aus ihrer ursprünglichen Quelle, nämlich aus den Gestaltungen des Lebens, und beugte sein freies Haupt vor keinem wissenschaftlichen Vorurtheile. Sein Posten ließ ihm hinlängliche Muße übrig, seiner poetischen Neigung nachzuhängen; besonders waren es zwei im Jahre 1813 bekannt gewordene Lieder: »Le senateur« und »Le roi d'Yvetot,« welche seinen Namen in ganz Frankreich verbreiteten und ihn zum Lieblinge des Volkes erhoben. Das letztere dieser Lieder enthielt einen kecken, aber witzigen Angriff auf Napoleon; der strenge Kaiser mußte, statt zu zürnen, lächeln, und trug sogar während der hundert Tage dem Dichter eine Censorstelle an, welche Dieser ausschlug. Hierauf warf der kühne Sänger der Restauration den Handschuh hin; bald mit den leichten Waffen des Spottes, der ihm so unvergleichlich gelingt, bald mit dem Ernste lyrischen Schwunges, wo seine Meisterschaft nicht geringer war, erhob er sich gegen das herrschende System, und sein Eifern wirkte auf das Volk eben so sehr, als sein Lachen und verbissenes Höhnen. Die Staatsgewalt, die sich gegen ihn rüstete, konnte den Bewegungen des gewandten Dichters nicht schnell genug folgen, und von der öffentlichen Meinung getragen, blieb er Sieger, selbst wo er äußerlich unterlag. Seine Lieder wurden angeklagt und verurtheilt, aber ganz Frankreich las sie, und sie durchtönten das ganze Land als Gesänge des Volkes. Wegen seiner »Chansons inédites,« welche deutlich genug gegen die Regierung gerichtet waren, wurde er 1828 zu neunmonatlicher Haft und zu einer Geldbuße von zehntausend Franks verurtheilt; die Summe wurde von seinen Freunden durch eine veranstaltete Sammlung reichlich gedeckt. In den Tumult der Juli-Revolution mischten sich seine aneifernden Gesänge; als sie aber gesiegt hatte, hielt er seine Sendung für beendigt, sang nur noch selten, und lehnte, seine Dichterunabhängigkeit über Alles schätzend, jedes Amt und jede Würde ab, welche

die neue Ordnung der Dinge ihm anbot. Seit 1837 lebte er zu Tours von einer Rente, die ihm Manuel in seinem Testamente ausgesetzt hat. Kein Dichter Frankreichs hat so auf das Volk eingewirkt, wie Béranger. Seine Lieder, so launig, übermüthig, wechselsüchtig, anmuthvoll und leichtfertig, wie das Volk selbst, dem er sie sang, binden sich an keine Schule. Aber hinter ihrer fröhlichen Unbefangenheit lauert meist eine tiefe, verhängnißreiche Tendenz, und der Stachel seines Spottes verwundet unter den Blumen der Lust, womit er ihn umkleidet, nur um so tiefer und schmerzender; die liebenswürdige Willkür der Form, in welcher er sich gibt, schließt die Vollendung in der Darstellung nicht aus, und er vereinigt alle Elemente in sich, um die Massen zu berauschen und zugleich den Feingebildeten zu bestechen. 1833 nahm er mit seinen „Chansons nouvelles et dernières" von der Muse Abschied. Er glaubt sich gealtert, oder stellt sich wenigstens so. In Wahrheit jedoch ist sein unstäter Sinn auch mit der jetzigen Lage Frankreichs zerfallen; aber er will sich nicht äußern und hüllt sich schweigend in seinen Unmuth. Selbst als kürzlich ein Dichter der Opposition ihn aufforderte, sein Schweigen zu brechen, weil das trauernde Vaterland seiner Gesänge bedürfe, antwortete er verstimmt und ausweichend, und seine Leier blieb stumm.

Alfred de Vigny.

Geboren 1798.

Dieser geistreiche französische Dichter, der, bei allen sonstigen Mängeln, Einer der Ersten war, welche die veralteten steifen Gewohnheiten der französischen Poesie mit jugendlicher Rüstigkeit von sich warfen, wobei freilich für die abgeschworenen Sünden mancherlei neue Untugenden eingetauscht wurden, kam auf dem Schlosse Loches in Touraine zur Welt, trat 1814 in Militairdienste und avancirte nach und nach bis zum Capitain, nahm aber 1828 seinen Abschied und begab sich nach Paris, wo er gegenwärtig, seit 1833 mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, als einer der

gefeiertsten Schriftsteller lebt. Schon seit 1820 trat er in einzelnen Zeitschriften und Flugblättern als Dichter auf, und der außerordentliche Beifall, welchen er fand, veranlaßte ihn, seine Gedichte unter dem Titel: »Poèmes antiques et modernes,« gesammelt heraus zu geben. Später wandte er sich zu dem Fache des historischen Romans; es erschien 1826 sein berühmt gewordener Roman: »Cinq Mars ou une conjuration sous Louis XIII.,« welcher trefflich geschrieben und auch gut angelegt ist, nur daß dem Dichter vorgeworfen wird, er habe zu sehr das Geschichtliche und Politische hervortreten lassen, anstatt es blos dem Romanhaften zur Folie dienen zu lassen. 1832 erschien sein ebenfalls sehr beliebter Roman: »Stello ou les diables bleus.« Auch die dramatische Muse zog den rastlos thätigen Dichter an. Er versuchte sich zuerst in Bearbeitungen, indem er Shakespeare's »Othello« und den »Kaufmann von Venedig« übersetzte, jedoch hierbei so sehr in den Gränzen der französischen Dramaturgie befangen blieb, daß seine Bearbeitung nicht selten einer Parodie ähnlich sah. Besseren Erfolg hatten seine selbständigen Arbeiten, die er 1831 mit seinem Drama: »La Maréchalle d'Ancre,« eröffnete. Der Beifall, welchen er einerntete, ermunterte ihn, auf dieser Bahn fortzufahren. Dennoch erschien sein zweites Stück: »Chatterton,« erst 1835; diesem folgte bald darauf »Grandeur et servitude militaires;« beide wurden mit vieler Auszeichnung aufgenommen. Eine Reihe kleiner Lustspiele und Dramen schloß sich an, und machte auf den Pariser Theatern Glück. Und in der That zeichnet sich Alfred de Vigny, welcher, nebst Victor Hugo, als Repräsentant der idealistischen Schule gilt, vor der Mehrzahl der neuesten französischen Dichter vortheilhaft aus. Durch alle seine Werke herrscht große Reinheit, Zartheit und Anmuth, welche durch die Eleganz der Sprache noch mehr gehoben werden. Vorzüglich lobenswerth ist sein Streben, im Gegensatze zu den Schauder- und Spektakelstücken Anderer, dem menschlichen Herzen im Drama sein Recht widerfahren zu lassen; nur ist er dabei, vorzüglich im »Chatterton,« wieder auf das Extrem gekommen und hat die Tragödie mit zu vielen elegischen Momenten durchflochten, so daß seinen Charakteren die eigentliche tragische Kraft fehlt und er die einzelnen, sehr gelungenen Züge nicht gehörig zur dramatischen Einheit zu bringen vermag. Er lebt in einer Atmosphäre von Reflexionen, welche mancherlei ungesunde Stoffe enthält. Seine Gedanken gehören großentheils dem Standpunkte einer negativen, ironischen Skepsis an, die mit Bewußtseyn an Allem Etwas auszusetzen weiß. Als Künstler dagegen steht er auf

einer sehr hohen Stufe. Mit dem gewissenhaftesten Studium der Geschichte verbindet er Ruhe und Besonnenheit in der Konception, und Geduld und Sorgsamkeit in der Ausführung; seine Prosa wie seine Verse sind sorgfältig gefeilt.

John Wiclif.

Geboren 1324. Gestorben 1384.

Das Dorf Wiclif, ungefähr sechs englische Meilen von Richmond in Yorkshire entfernt, war durch lange Zeit der Aufenthalt einer dort begüterten gleichnamigen Familie, in welcher der berühmte Reformator um 1324 geboren wurde. John Wiclif begann seine Studien zu Oxford und setzte sie bald darauf in Merton fort; sie waren, nebst der Theologie, auch der Rechtswissenschaft zugewendet, und deshalb trug seine spätere theologische Polemik zumeist auch einen juridischen Charakter, und richtete, neben ihren dogmatischen Tendenzen, ihr Augenmerk vorzüglich auf die Rechtsverhältnisse der Kirche und die Streitfragen ihrer äußeren Stellung. Er vertiefte sich in Durchforschung der Bibel und der Schriften der Kirchenväter; doch erst in reiferen Jahren ward sein Wirken kund. Namentlich seit 1360 vertheidigte er in gelehrten Flugschriften die Rechte der Universität gegen die Bettelmönche, welche den Zutritt zu den akademischen Lehrämtern ausschließend für sich in Anspruch nahmen, und als um 1366 England sich dem päpstlichen Lehenzinse (Peterspfennig) entzog, schrieb er für die bürgerliche Selbständigkeit seines Vaterlandes und vertheidigte die Rechte des Königs gegenüber der römischen Kurie. Vergebens bemühte sich der Papst, ihn durch eine Bulle seiner Stelle als Präses des Kollegiums von Canterbury zu Oxford, die er seit 1365 bekleidete, zu entsetzen; Wiclif hatte die weltliche Gewalt für sich gewonnen, die er, zum Nachtheile der geistlichen, zu erheben strebte, und fand daher in jener einen Schutz und Rückhalt. Seit 1372 Professor der Theologie an der Universität Oxford, nahm er vier Jahre später auf Befehl des Hofes Antheil an den zu Brügge

gepflogenen Unterhandlungen über einen Vertrag mit dem Papste, durch welchen Dieser auf den Lehnzins und auf die Besetzung englischer Kirchenämter verzichtete. Nach Beendigung dieser Gesandtschaft ertheilte ihm der König ein Kanonikat an der Kollegiatkirche zu Westbury und die Pfarrei zu Lutterworth in Leicestershire, wo er seitdem noch kühner gegen mehre Sätze der römischen Kirche, namentlich gegen Fegefeuer, Ohrenbeichte, Ablaß, Heiligen- und Bilderdienst, sich auflehnte. Natürlich zog er sich dadurch mannigfache Verfolgungen zu. Er wurde neunzehn häretischer Sätze angeklagt, und entging durch eigene Gewandtheit und durch den Schutz der weltlichen Gewalt mit Mühe den Folgen eines Prozesses, welchen 1377 der Papst Gregor XI. vor dem einheimischen geistlichen Gerichte gegen ihn anhängig machte. Zu seinem Glücke wendeten die von ihm ausgesprochenen staats- und kirchenrechtlichen Grundsätze, weil sie dem Interesse des Staates, des Adels und Bürgerstandes entsprachen, ihm deren kräftigen Schutz gegen den höheren Klerus und die Mönche zu. Die Theilnahme, welche ihm die Laien bei den öffentlichen Verhandlungen über ihn bewiesen, und das fortgesetzte eigene biblische Studium richtete seine Aufmerksamkeit zugleich auf die religiöse Seite der Kirchenverbesserung, und brachte in ihm den Gedanken zur Reife, die Laien zur Theilnahme an derselben zu ziehen, indem er von 1380 an einzelne Bücher der heiligen Schrift aus der Vulgata in's Englische übersetzte. Eben dieses aber, und sein Fortgehen zu Häresien über den Lehrbegriff in seinen »XVI. conclusiones,« regte auch seine Gegner mehr auf und entzog ihm den Schutz der Regierung wenigstens in so weit, daß diese, in Folge einer Synode zu London (1382) unter dem Erzbischofe Courtney von Canterbury, gefängliche Einziehung und Verbannung aller Derer anordnete, die der Wiclifischen Häresien überführt wären. Wiclif selbst mußte nun zwar sein Lehramt aufgeben und wurde von Oxford verwiesen; doch in seiner persönlichen Freiheit durch das Haus der Gemeinen gesichert, zog er sich auf seine Pfarrei Lutterworth zurück, aus welcher er 1383 vergebens von Urban VI. zur Verantwortung nach Rom citirt wurde. Die ihm nun gewordene Ruhe benutzte er bis an seinen Tod (am 31. December 1384) zur Zusammenfassung seiner Resultate in seinem Hauptwerke, „Trialogus" genannt, welches sein scholastisch-augustinisches System und seine reformatorischen Behauptungen enthält, deren nähere Anführung nicht hieher gehört. Wiclif's Ansichten pflanzten sich nicht minder im Volke, als unter den höheren Ständen und Gelehrten fort, und gewannen ihm viele Anhänger. Diese, die Wiclifiten, welche

gewöhnlich nicht zu einer besonderen Gesellschaft verbunden waren, gaben den Lehren Wiclif's noch größere Ausdehnung, und entfernten sich noch weiter von der Kirchenlehre. Aber der Erzbischof Arundel von Canterbury verdammte auf einer Synode zu London (1396) achtzehn Sätze des »Trialogus,« und verfaßte 1408 neue Konstitutionen gegen denselben. Ja, die Kirchenversammlung zu Kostnitz befahl sogar, daß Wiclif's Gebeine von dem Friedhofe entfernt würden, und so wurde, dreißig Jahre nach seinem Tode, sein Grab erbrochen und seine Asche schmachvoll in einen nahen Bach geworfen. »Der Bach trug« — wie Fuller bemerkt hat — »seine Asche in den Avon, der Avon in die Severn, die Severn in den Kanal und von dort endlich in das weite Weltmeer, und so ward Wiclif's Asche ein Sinnbild seiner Lehre, die sich ebenfalls in alle Welt zerstreute;« und wirklich wucherten seine Grundsätze im Stillen fort, verbreiteten sich auch in andere Länder, wie nach Deutschland und Böhmen, wo sie den Reformator Huß aufregten, und bereiteten so die große Katastrophe des sechzehnten Jahrhunderts vor.



Johann Calvin.

Geboren 1509. Gestorben 1564.

Johann Calvin, eigentlich Jean Chauvin, der Vollender der schweizerischen Reformation, wurde den 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren. Er kam frühzeitig nach Paris, wo der verdiente Mathurin Cardier sein Lehrer wurde. Nach Beendigung des Jugendunterrichtes gab ihm sein zweiter Lehrer, ein Spanier, Anleitung zur Dialektik und zu den freien Künsten. Von seinem Vater erst zum Dienste der Kirche bestimmt, erhielt er durch Vermittelung des Bischofs von Noyon eine kleine Pfründe an der Kathedralkirche daselbst, und höchstens sechs Jahre später die Pfarrstelle zu Pont l'Evecque. Inzwischen war sein Vater auf den Gedanken gekommen, seinen Sohn die Rechtswissenschaften studiren zu lassen, weil er diese für das Mittel ansah, schneller zu Ehrenämtern und Reichthum zu gelangen.

Der junge Chauvin ging deshalb nach Orleans, wo er unter dem berühmten Pierre l'Etoile (Stella) das Studium der Rechte mit ausgezeichnetem Erfolge betrieb, begab sich aber später nach Bourges, um sich durch den Unterricht des angesehenen Rechtslehrers Andreas Alciatus zu vervollkommnen. Gleichwohl vernachlässigte er zu keiner Zeit die Bereicherung seiner Religionskenntnisse, und bemühte sich, diese, die er vorzüglich einem Anverwandten, Peter Robert Olivetan, verdankte, auch während seines Aufenthaltes in Orleans und in Bourges immer mehr zu erweitern. An dem letzteren Orte benutzte er sorgfältig den Unterricht des Professors Melchior Wolmar aus Rothweil in der griechischen Sprache, neben welcher er auch die hebräische und syrische erlernte und dadurch zu einer immer genaueren Bekanntschaft mit der Bibel gelangte, die sein ernster und schwerer Sinn mit grübelhafter Ausdauer durchforschte. Auch predigte er bisweilen auf dem Lande. Im Jahre 1533 starb sein Vater, und Chauvin sah sich dadurch veranlaßt, in seine Vaterstadt zurück zu kehren. Doch verweilte er nicht lange daselbst, sondern ging bald nach Paris, gab hier das Buch des Seneca von der Gnade mit einem Kommentare heraus, und widmete sich von nun an ganz der Theologie. Erasmus, der mit ihm in Straßburg zusammentraf, soll prophezeiet haben: „ich sehe in diesem jungen Manne den Samen einer gefahrvollen Pest, durch welche eines Tages große Verwirrung über die Kirche kommen wird.“ Als Nikolaus Cop zum Rektor der Pariser Universität erwählt wurde und bei'm Antritte seines Amtes eine Rede halten sollte, übertrug er Chauvin die Fertigung derselben, und las sie dann ohne Argwohn ab. Da sich aber Chauvin darin sehr freimüthig über die Religion ausgesprochen hatte, so veranlaßte die Sorbonne, daß Cop von dem Parlamente zur Verantwortung vorgefordert wurde. Dieser, da er erfuhr, daß er festgenommen werden sollte, flüchtete sich nach Basel. Die Schwester des Königs aber, die Königin Margaretha von Navarra, wußte, auf Fürbitten Chauvin's, die Verfolgung, welche den Anhängern der Reformation drohte, noch zu rechter Zeit zu unterdrücken. Dennoch verließ Chauvin selbst Paris, hielt sich eine kurze Zeit in der Landschaft Saintonge auf und schrieb hier seine »christlichen Ermahnungen,“ die zum Vorlesen in den Gemeinden benutzt wurden, machte auch zu Nerac in Guyenne Bekanntschaft mit dem berühmten Theologen Jakob le Fevre, welcher ebenfalls von der Sorbonne vertrieben worden war. Im Jahre 1534 ging Chauvin zwar wieder auf einige Zeit nach Paris zurück, verließ aber bald sein Vaterland gänzlich, weil der

König gegen die Verbreiter der neuen Lehre immer erbitterter wurde und von nun an häufige Hinrichtungen vorfielen. Er hielt sich nun in Basel auf, wo er sich mit Capito und Grynäus vorzüglich dem Studium der hebräischen Sprache widmete. Hier gab er auch 1535, zur Vertheidigung der Reformirten in Frankreich, seine „Institutio religionis christianae" heraus und erlangte dadurch große Berühmtheit; er veränderte, verbesserte und vermehrte dieses wichtige Werk mehrmals, und schlug damals eine Mittelstraße zwischen Luther und Zwingli ein. Die Reformirten nahmen diese Schrift als Norm ihrer Einrichtungen an, und er ward dadurch Gesetzgeber der reformirten Kirche. Kurz nachdem der erste Entwurf dazu von ihm gemacht worden war, reisete er an den Hof der Herzogin von Ferrara, um sie in ihren, der Reformation günstigen, Gesinnungen zu bestärken, wurde aber wegen seiner Predigten nicht geduldet, kehrte 1536 nach Frankreich zurück, und war im Begriffe, sich in Straßburg oder Basel niederzulassen, als er von dem eifrigen Farel in Genf bestimmt wurde, dort zu bleiben und für die Reformation thätig zu seyn. Er wurde zum Prediger und Professor der Theologie ernannt, und sein Feuereifer brachte es schon im folgenden Jahre dahin, daß Obrigkeit und Bürgerschaft zu Genf sich von der römischen Kirche lossagten und die neue Lehre annahmen. Weil er aber zugleich auf Sittenzucht drang, wurde er von den Libertinern seiner eigenen Partei angefeindet und, da er den Beschlüssen einer Synode zu Lausanne gegen den Gebrauch des gewöhnlichen Brotes im Abendmale, die Abschaffung der Festtage und die Entfernung der Taufsteine aus den Kirchen, nicht nachgab, nebst Farel und Corauld, zwei eben so eifrigen Lehrern, aus der Stadt verwiesen. Er begab sich nach Straßburg, ward hier Professor der Theologie, gründete die dasige französische Gemeinde, verheiratete sich 1539 mit Idelette von Bure, der Witwe des von ihm bekehrten lütticher Anabaptisten Storder, und ging als Deputirter Straßburgs 1541 zu den Reichstagen in Worms und Regensburg, wo er sich mit Melanchthon befreundete. Zurück berufen, trat er im September 1541 wieder in seine Aemter zu Genf, errichtete hier sofort ein geistliches Gericht oder Konsistorium, übertrug den Predigern die Aufsicht über die kirchlichen Angelegenheiten, und befahl ihnen, streng' über die öffentlichen Sitten zu wachen und auf die Kirchenzucht zu halten. Eine große Menge Religionslehrer wurden durch ihn für die reformirte Kirche gebildet, und die Prediger mußten oft in den Familien besonderen Religionsunterricht ertheilen. Die Unterdrückung der Libertiner gelang ihm erst 1555. Fanatisch in seinen

Meinungen, und bis zur Grausamkeit unduldsam als Theolog, behandelte er die Gegner in Streitsachen mit Haß und Verachtung, schüchterte jeden Widerspruch ein, verjagte den Bibelübersetzer Castellio 1544 aus Genf, ließ den Libertiner Jakob Gruet 1547, und den Antitrinitarier Michael Servet 1553 in Genf verbrennen, und vertheidigte die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe gegen Andersdenkende. In der kirchlichen Verfassung machte er die Regierung der Gemeinden durch Presbyterien, in der Lehre seine Ansicht von der nur geistigen Gegenwart Christi für gläubige Kommunikanten, seine ganz augustinische Theorie von der unbedingten Gnadenwahl, und seine strenge Moral unter den Reformirten herrschend, ordnete ihre Angelegenheiten, so wie die jener in Frankreich, Italien, Polen, England und Schottland durch briefliche Rathschläge, und war Ursache, daß sich viele Fremde, um ihn zu hören, in Genf niederließen. Als er eine Abnahme seiner Kräfte fühlte, brachte er es im Jahre 1559 bei der Regierung dahin, daß in Genf der Grund zu einer Universität gelegt wurde, auf welche man zuerst hauptsächlich Lehrer der Philosophie, der hebräischen und griechischen Sprache berief. Er starb den 27. Mai 1564, ungeliebt, aber hochgeachtet von Denen, die ihn kannten; denn es lag in seiner Art, Furcht einzuflößen, zu befehlen und abzustoßen. Furchtlos, unbeugsam, düster und herrisch, hat er weder Jemand geschmeichelt, noch sich Jemand hingegeben. Dennoch scheint es, daß er seine Gemüthsfehler erkannt, und bisweilen Reue darob empfunden habe; denn er schrieb einmal an Bucer: »ich habe mit keinem meiner Fehler, deren ich viele und große besitze, ärgere Kämpfe bestanden, als mit meiner Heftigkeit; dennoch war ich nicht im Stande, dieses wilde, unvernünftige Wesen abzuthun.« Seine Fähigkeiten waren ausgezeichnet sowohl für die Wissenschaft, wie für Berufsgegenstände. Sein tiefes und vielseitiges Wissen verdiente und erwarb sich allgemeine Anerkennung. Er war thätig und unermüdlich, schlief wenig, und seine Enthaltsamkeit war bewundernswürdig. Stolzen und übermüthigen Sinnes, zeigte er sich von außen einfach und legte eine vollkommene Verachtung gegen die gewöhnlichen Gegenstände menschlichen Ehrgeizes an den Tag. Den Geiz kannte er nicht, und er liebte das Geld weder um seiner selbst willen, noch wegen der Vortheile, zu welchen es den Weg bahnt; seine Hinterlassenschaft war daher unbeträchtlich. Die Gestalt des Reformators war mittelgroß; sein mageres und bleiches Gesicht, das dunkle Feuer seines Auges, gaben ein Bild seines ernsten und strengen Charakters.

Charles Michel de l'Epée.

Geboren 1712. Gestorben 1789.

Mit Rührung nennt die Nachwelt den Namen dieses Wohlthäters der Menschheit. Charles Michel de l'Epée kam in Versailles zur Welt, und erwählte, von seinem Vater, welcher königlicher Architekt war, sorgfältig erzogen, den geistlichen Stand. Er ward Prediger und Kanonikus zu Troyes, als ein unvorgesehenes Ereigniß ihn plötzlich einem ganz eigenthümlichen Wirkungskreise zuführte. Der Anblick von zwei schönen taubstummen Schwestern in Paris, welche, bei offenbaren geistigen Fähigkeiten, dennoch von jeder Mittheilung der Welt abgeschnitten waren, gab ihm den Gedanken ein, das Elend der Menschheit auf diesem Wege zu lindern. Er opferte diesem schönen Gedanken seine amtliche Stellung und brachte ihm alle Opfer, deren ein, von einer edlen Begeisterung getragener Wille fähig ist; der Prediger und Kanonikus degradirte sich freiwillig zum schlichten Abbé. Früher ihm bekannte Versuche gaben seiner Idee eine bestimmtere Richtung, bis allmälig die Weihe der Erfahrung dazu trat; er erfand eine eigene Zeichensprache für die Taubstummen und errichtete ein Taubstummen-Institut in Paris, in welchem er bald alle seine Vorgänger übertraf und sich durch ganz Europa einen ehrenvollen Namen erwarb. Ohne alle andere Unterstützung, bestritt der edle Menschenfreund die Kosten seines Institutes allein mit einer jährlichen Rente von zwölftausend Livres, ohne Rücksicht darauf, daß hierdurch seine eigenen Vermögensumstände in große Verwirrung geriethen. Die größten Entbehrungen für seine eigene Person schreckten ihn nicht, wenn nur seine Schützlinge nicht darben durften; so brachte er unter anderem einmal einen Winter ohne Feuerung zu und ging in den zerlumptesten Kleidern, während seine Pflegekinder anständig gekleidet erschienen. Dafür belohnte ihn aber auch die gerechteste Anerkennung. Denn als der unvergeßliche Kaiser Joseph II. 1777 nach Paris kam, besuchte er das berühmte Institut, erwies dem einfachen Unterrichte des Abbé die

gebührende Bewunderung, und ehrte ihn durch den Antrag, einen talentvollen Mann zu ihm zu schicken, um die von ihm erfundene Unterrichtsmethode zu studiren und nach Deutschland zu verpflanzen. (Die segenreiche Folge davon war die Errichtung eines ähnlichen Institutes in Oesterreich; denn schon 1779 entstand, noch unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, als eine Art Probeanstalt, eine Freischule für Taubstumme im Bürgerspitale in Wien, in welcher sechs taubstumme Knaben aufgenommen wurden, und die sich im Laufe der Zeit dann fortwährend erweiterte.) Im Jahre 1780 bot die russische Kaiserin durch ihren Gesandten in Paris dem Abbé ein bedeutendes Geschenk an; aber Dieser schlug es mit hochsinniger Uneigennützigkeit aus, und wünschte sich, statt Geldes, einen geborenen Taubstummen aus dem russischen Reiche. Großes Aufsehen erregte ein Prozeß, welchen der von seinem Feuereifer hingerissene Abbé veranlaßte, als er auf der Straße einen jungen Taubstummen gefunden hatte, den er für einen verstoßenen Sohn des Herzogs von Solar halten zu müssen glaubte. Bouilly benutzte diesen Vorfall zu einem Drama, welches durch Kotzebue's Bearbeitung unter dem Titel: „der Taubstumme," auch in Deutschland bekannt geworden ist. Den Ausgang dieses Prozesses sollte de l'Epée nicht mehr erleben; er starb, allgemein betrauert, zu Paris den 23. December 1789, nachdem er sein System in einer eigenen Abhandlung der Welt hinterlassen hatte. In seinem Geiste wirkte der Abbé Sicard fort.

Richard Bentley.

Geboren 1662. Gestorben 1742.

Dieser eben so gefeierte als verlästerte, geistvolle englische Kritiker war der Sohn eines kleinen Landeigenthümers, und den 27. Januar 1662 zu Oulton unweit Wakefield in Yorkshire geboren. Auf der Schule zu Wakefield empfing er seinen ersten Unterricht und setzte dann seine Studien in dem St. Johns-Kollegium zu Cambridge mit Eifer fort. Nach erlangtem

Baccalaureate wurde er 1682 Oberlehrer der Schule zu Spalding in Lincolnshire, gab aber alsbald diese Stelle wieder auf, indem der damalige Dechant von St. Paul und nachmalige Bischof von Worcester, Dr. Stillingfleet, ihn zum Hofmeister seines Sohnes in Oxford erwählte. Hier fand sein durch emsiges Studiren der alten Klassiker schon hochgebildeter Geist in der, besonders an Handschriften reichen Bibliothek Bodley's die erwünschteste Nahrung, welche noch erhöht wurde, als er sein väterliches Erbtheil zum Ankaufe einer eigenen Büchersammlung verwenden konnte. Das obengenannte Kollegium ernannte ihn 1684 zum Magister der Künste, und dieselbe Eigenschaft brachte ihn 1689 auch mit dem Wadham-Kollegium zu Oxford in Verbindung. Bereits als Philolog im Ansehen, blieb er doch der theologischen Wissenschaft treu, übernahm 1692 die Anstellung als Hauskaplan bei der Kirche des Bischofs Stillingfleet, und ward, auf Empfehlung des Letzteren und des Bischofs Lloyd von Lichfield, erster Redner in dem Institute des berühmten Robert Boyle, welches gegen die religiösen Freidenker gerichtet war. In dieser Stellung schrieb er eine »Widerlegung des Atheismus,« und erhielt 1694 das Amt eines Bibliothekar's an der königlichen St. James-Bibliothek, welches ihn wieder dem Studium der Klassiker, vornehmlich der griechischen Dichter, des Phylostratus, Hesychius und Manilius, zuführte, aber auch in einen fünfjährigen Kampf über die Unächtheit der Briefe des Phalaris verwickelte. Nachdem er diesen hitzigen Streit aufgegeben und im Auslande seinen Triumph schon gefeiert hatte, wurde er im Jahre 1700 zum Vorsteher des Dreieinigkeits-Kollegiums in Cambridge erhoben, mit dem ansehnlichen Gehalte von tausend Pfund Sterling, bald darauf zum Archidiakonus von Ely; auch ward er Kapellan sowohl des Königs Wilhelm, als der Königin Anna. Ungeachtet so vieler amtlichen Obliegenheiten, der Unterstützung, welche er vielen in- und ausländischen Gelehrten (Davies, Hemsterhuis, Küster u. A.) gewährte, eines neuen literarischen Zwistes über Menander's und Philemon's Fragmente, endlich seines Prozesses, welchen die Senioren und Fellows des Kollegiums durch zwanzig Jahre auf ehrenrührige Weise gegen seine Verwaltung führten, überlieferte er dennoch das ruhmwürdigste Denkmal seiner Kritik und Auslegungskunst in der Herausgabe des Horaz (1711), der, an beinahe achthundert Stellen verändert, eben so großes Erstaunen, als feindseligen Widerspruch — besonders von Johnson und Cunningham — erregte. Eingedenk aber der Verpflichtung gegen Boyle's Institut, trat Bentley, unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis,

trat darauf gegen Collins's Religionsschmähungen auf, und kaum hatte er den Kampfplatz verlassen, so sah er sich 1716 durch die Uebertragung der ersten theologischen Professur in Cambridge, mit einer Zulage von tausend Pfund Sterling, wiederum geehrt, nachdem er schon weit früher den Grad eines Doktors der Theologie erhalten hatte. Aber die Freude wurde ihm bitter getrübt, denn im folgenden Jahre versetzten ihn junge Doktoren, an ihrer Spitze Middleton, die er bei der Promotion übertheuert haben sollte, in Anklagezustand; er verlor den Prozeß, und im Oktober 1718 wurde der Master of Trinity und Regius Professor aller seiner Würden verlustig erklärt, und erst fünf Jahre später mit denselben auf's Neue bekleidet. Indessen rastete sein Geist nicht, der nach neuen kritischen Untersuchungen dürstete; er ließ von John Walker und Thomas Bentley, seinem Neffen, im Auslande griechische und lateinische Handschriften vergleichen, um die ursprüngliche lateinische Uebersetzung des Hieronymus, und nach ihr den griechischen Text des neuen Testaments wieder herzustellen. Nach erfolgter Ankündigung dieses Vorhabens (1720) brachte Middleton ein ganzes Heer gelehrter Feinde in Bewegung, die dasselbe als gefährlich für die Integrität der heiligen Schrift verdächtigten, so daß das Werk unterblieb. Da wendete sich Bentley in entgegengesetzter Richtung zum Terenz, den er nebst Phädrus und P. Syrus mit der berühmten Abhandlung über die lateinischen Metra 1726 heraus gab. Seitdem zog er sich von der literarischen Welt immer mehr zurück; nur auf Veranlassung der Königin Karolina gab er 1732 Milton's »verlorenes Paradies" mit kritischen Veränderungen heraus, wobei die Eilfertigkeit der Arbeit manchen gerechten Tadel fand. Ueber achtzig Jahre alt, starb er den 14. Juni 1742 an einer Brustentzündung, und wurde in der Kapelle von Trinity-College begraben. Bentley's literarischer Charakter ist allenthalben gekannt, wo Wissenschaft geübt wird. Seine Gemüthsweise betreffend, so besaß er viele Anmaßung und ziemliche Halsstarrigkeit; doch waren ihm auch viele edle und liebenswürdige Eigenschaften nicht abzusprechen. Obgleich zu begierig, Feindschaft mit Heftigkeit zu vergelten, war er warm und aufrichtig in der Freundschaft, ein zärtlicher Gatte und ein guter Vater, dabei gastfrei und wohlthätig, und während er in der Kritik und in literarischen Kontroversen sich leidenschaftlich und streng' erwies, machte seine Unterhaltung sich durch ein eigenthümliches Gepräge von Lebhaftigkeit und Frohsinn angenehm.

Feodor III. Alexiewitsch,

russischer Czar.

Geboren 1657. Gestorben 1682.

Zu kurze Zeit hat dieser Czar gelebt und geherrscht, um an ein festes Ziel zu gelangen; aber seine kurze Regierung schloß Keime des Segens in sich, die unter einem größeren und glücklicheren Nachfolger zur vollen Reife gediehen. Feodor war der älteste Sohn des Czaren Alexei Michaelowitsch (s. S. 223) aus dessen erster Ehe, und beinahe hätte ihn dieser, wegen schwächlicher Leibesbeschaffenheit, auf Einflüsterungen seiner zweiten Gemalin und des Bojaren Artemon Sergewitsch Mathwew, zu Gunsten seines Sohnes zweiter Ehe, Peter's (des Großen), von der Nachfolge ausgeschlossen. Dennoch gelangte Feodor bei dem Tode seines Vaters (1676), als neunzehnjähriger Jüngling, auf den Czarenthron. Gleich bei seinem Regierungsantritte nahm seine Körperschwäche dergestalt zu, daß man seinen baldigen Tod voraus sah. Er hatte eine Abneigung gegen die Aerzte, ließ sich vielmehr von einigen Apothekern und Wundärzten behandeln, und vertraute sich, da auch Dieses nicht half, zuletzt einem polnischen alten Weibe an, das seine Krankheit einer Verzauberung durch Hexen beimaß. Um Meutereien vorzubeugen, die bei dem Mangel eines feierlich eingesetzten Oberhauptes zu besorgen waren, wurde am 18. Juni Feodor's Krönung in aller Form vollzogen. Häufige Feuersbrünste, welche zu jener Zeit in der Hauptstadt ausbrachen und wobei gegen zwölftausend Häuser niederbrannten, bestärkten das Volk in seinen bösen Ahnungen; doch die Zukunft belehrte es eines Besseren. Der kranke Feodor zeigte einen hellen und männlichen Geist. Durch kluges und kraftvolles Benehmen brachte er die Kosaken sammt ihrem gefürchteten Häuptlinge, Dorofensko, zur Unterwerfung und entzog sie dem Gehorsam der ihm feindlichen Pforte. Zugleich setzte er den, von seinem Vater begonnenen, Krieg gegen die Türkei mit Nachdruck fort, und eine durch russische Waffen verursachte empfindliche

Niederlage der den Türken verbündeten Tataren nöthigte auch den Seraskier von Silistrien, welcher am 6. Juni 1677 mit vierzigtausend Mann die Donau überschritten hatte, über den Strom wieder zurück zu weichen. Die angestellten Friedensunterhandlungen, bei denen jedoch die Gesandten Rußlands eine bis dahin im Divan selten vernommene entschiedene Sprache führten, zerschlugen sich an dem aufgeblasenen Starrsinne des, später durch die mißlungene Belagerung Wiens bekannt gewordenen Großwesirs Kara Mustafa, welcher, 1678, um den Russen zuvor zu kommen, achtzigtausend Türken in Eilmärschen an den Dnjester führte und am 9. Juli unerwartet vor Czerim stand. Er zerschmetterte durch Minen die Mauern der Stadt, deren Bewohner sich in das russische Lager flüchteten, vorher aber noch brennende Lunten in das Pulvermagazin legten, so daß von den eindringenden Türken viertausend Mann in die Luft flogen und der Ort nur als ein Schutthaufen in Kara Mustafa's Hände fiel. Dieser mußte, durch Hunger, Kälte und das Murren seines Heeres gezwungen, in aller Stille einen beschwerlichen Rückzug antreten. Neue Niederlagen machten die Pforte allmälig nachgiebiger, zumal dieselbe befürchtete, der Czar möchte ein Angriffsbündniß mit dem Kaiser und mit Polen schließen, und weil sie neue Feldzüge in Ungarn beabsichtigte. Daher kam, durch Vermittlung des Tatarchans, am 11. Februar 1681 zwischen Rußland und der Pforte der zwanzigjährige Friede von Radzin zu Stande, vermög dessen der Besitz von Kiew mit fünf streitigen Palanken den Russen zuerkannt, den potkalischen Kosaken die freie Fischerei bis an das schwarze Meer und die Salzausfuhr zugestanden ward; zwischen dem Dniepr und dem Bog sollte keinem von beiden Theilen, einen Ort zu befestigen, erlaubt, dem Tatarchan alle Streifereien in's russische Gebiet untersagt seyn. Vierzehn Monate nach diesem vortheilhaften Friedensabschlusse (27. April 1682) starb der Czar Feodor, erst fünf und zwanzig Jahre alt und, obgleich zweimal vermält, ohne Leibeserben. Seine Krankheit, die wie ein böser Dämon fortwährend an seiner Seite gestanden hatte, brach seine Laufbahn vor der Zeit ab, und zernichtete die schönen Hoffnungen, zu welchen er seinem Volke, das ihn aufrichtig beklagte, so vielen Anlaß gegeben.

Ungeachtet seines stäten Siechthums eiferte Feodor in der Sorge für die öffentliche Wohlfahrt dem Beispiele seines Vaters und seines Großvaters preiswürdig nach; er handhabte treu die Gerechtigkeit und tilgte die gerechten Beschwerden des Volkes, vornehmlich durch Verminderung

der Theuerung, als der Hauptquelle des allgemeinen Elends, wie durch Beschützung der Armen und strenge Einschränkung der richterlichen Willkür. Sein Wirken war durchaus gemeinnützig. Er zierte nicht nur seine Hauptstadt mit vielen steinernen Gebäuden, sondern ließ auch in anderen Städten hölzerne oder sonst schlecht gebaute öffentliche Gebäude von Stein neu und besser aufführen, streckte überdies solchen Privatpersonen, die aus eigenem Vermögen den Aufwand zu steinernen Häusern nicht baar bestreiten konnten, Geld und Materialien auf zehnjährige Wiederbezahlung vor. Er verminderte auch die übertrieben kostspielige Kleiderpracht, führte dagegen mehr Ordnung und Geschmack in der Kleidung ein, und stellte zu diesem Zwecke oft Hoffeste an, bei welchen seine Unterthanen, um sich ihrem Herrn gefällig zu zeigen, in dieser neuen Tracht erschienen. Auch die Pferdezucht kam unter ihm empor, indem er aus Preußen gute Hengste und Stuten verschrieb und an mehren Orten Stutereien anlegte. Nicht minder machte er sich um die Verbesserung der Polizei in Moskau verdient, und schaffte, nach einem in großer Rathsversammlung am 12. Januar 1682 gefaßten Beschlusse, die dem Staatswohle und der Erwerbung persönlicher Verdienste hinderliche Rangordnung nach dem Alter und der vornehmen Abkunft ab, indem er alle Rozrädsbücher oder Dienstregister verbrennen ließ. Feodor liebte auch die Gelehrsamkeit, und beförderte namentlich die Beredsamkeit in der Landessprache durch Stiftung eines Gymnasiums zu Moskau im Kloster Spaski.

Iwan V. Alexiewitsch,

russischer Czar.

Geboren 1666. Gestorben 1696.

Iwan, des Czaren Alexei Michaelowitsch zweiter Sohn aus erster Ehe und Feodor's III. vollbürtiger Bruder, war, gleich Diesem, körperlichem Siechthume anheimgefallen, dergestalt, daß selbst seine Geisteskräfte darunter litten und man, bei seiner gedrückten Stimmung, ihn für blödsinnig

hielt oder, von Seite einer Partei, halten wollte, obschon er dies eigentlich wohl nie war. Bei Feodor's Tode (1682) zählte Iwan sechzehn, sein Halbbruder, Peter, erst zehn Jahre. Als sich nun der Patriarch, die Geistlichkeit, die Bojaren und der vornehmste Adel im Kreml zu Erwählung eines neuen Czaren versammelten, fiel — entweder in Folge einer letztwilligen Verordnung Feodor's, oder Iwan's von ihm selbst zugestandener Regierungsuntüchtigkeit — der Wahl auf den jüngeren Bruder, Peter. Aber eine mächtige Gegenpartei, an ihrer Spitze Iwan's ältere vollbürtige Schwester, die herrschsüchtige Sophia, befürchtete, daß bei solchem Ausgange der Wahl das Geschlecht Narischkin, welchem die Czarewna Natalia, des verstorbenen Alexei zweite Gemalin und Peter's Mutter, entstammte, zu ausschließendem Einflusse gelangen möchte, und bot daher Alles auf, um es dahin zu bringen, daß der leicht zu lenkende Iwan wenigstens zugleich mit seinem Halbbruder Peter auf den Czarenthron gesetzt würde. Durch Geschenke und Versprechungen bewog Sophia ein Mitglied des geringeren Adels, Namens Sumbulow, daß Derselbe, als man Peter'n zum alleinigen Czar ausrief, mit lauter Stimme diese Wahl aus dem Grunde für widerrechtlich erklärte, weil dabei der jüngere Bruder dem älteren vorgezogen worden und die Krone vielmehr dem älteren Czarewitsch, Iwan Alexiewitsch, gebühre. Zugleich wurden die unbändigen Rotten der Strelizen in's Spiel gezogen und ihnen vorgespiegelt, daß heute (15. Mai), als an eben dem Tage, an welchem einst der Czarewitsch Dimitrij zu Uglitsch durch Mörderhand umgekommen, ein gleiches Bubenstück durch die Narischkin's an dem Czarewitsch Iwan begangen worden, und daß es nun die Pflicht aller guten Strelizen und getreuen Unterthanen sey, die Mörder zu bestrafen und dadurch zugleich sich selbst zu retten. Die Strelizen, des Anlasses zu Unordnungen froh und von reichlich gespendetem Branntwein betäubt, nahmen aus dem Kloster der Erscheinung der Mutter Gottes das heilige Bild, ließen dieses nebst einer Schale Weihwassers vor sich hertragen, und rückten mit Kanonen und völliger Kriegsrüstung gegen den Kreml an, wo sie mit großem Geschrei die Auslieferung der Narischkin's und des Bojaren Artemon Mathwew, Hauptanhängers der Czarewna Natalia, als der vorgeblichen Verräther und Mörder Iwan's, verlangten. Um sie zu beruhigen, versicherte man sie, daß Niemand dem Czarewitsch Iwan ein Leid angethan, und zeigte ihnen denselben vom Balkon aus lebend und wohlbehalten. Die Aufrührer schrieen ihm zu: »Du bist unser Czar, und sterben müssen Alle, die Dir nach dem Leben trachten; das

ganze verfluchte Geschlecht der Narischkin muß ausgerottet werden, und die Czarewna Natalia in ein Kloster gehen; wir aber wollen unseren Czar Iwan und unseren Czarewitsch Peter mit unserem Blute vertheidigen!" Der Befehlshaber der Strelizen, Dolgoruky, welcher sie zur Ordnung verweisen wollte und wegen seiner Strenge verhaßt war, wurde von ihnen niedergehauen. Dann drangen sie unaufhaltsam in die czarischen Zimmer, und ermordeten viele der Gegenstände ihres Hasses; auch der Leibarzt des verstorbenen Feodor wurde von ihnen umgebracht, weil sie ihn im Verdachte hielten, er habe diesen Czar vergiftet. Am fremden Eigenthume vergriffen sie sich nicht; aber gegen siebzig Menschen erlagen ihrem Grimme, darunter der leibliche Bruder der Czarewna Natalia, den Diese selbst den Wüthenden zuführen mußte. Iwan, wegen seiner Ungefährlichkeit von Natalien stets mit Milde behandelt, bat die Meuterer: sie möchten gestatten, daß sein geliebter Bruder Peter zugleich mit ihm herrsche, und sie waren es zufrieden, während Sophia, die heimliche Leiterin der ganzen blutigen Intrigue, sich für jetzt damit begnügte, daß sie nebst den beiden Czaren wirklich regierte, ohne zu verlangen, daß sie mit ihnen zugleich gekrönt und in den czarischen Befehlen und Urkunden ihr Name mit genannt werde. Am 25. Juli wurden also beide Brüder als Czaren gekrönt. Zwar wurden neue Aufstandsversuche der Strelizen mit blutiger Strenge vereitelt; indeß setzten die Gegner der Narischkin ihre heimlichen Maßregeln fort und betrieben, um dem Czar Iwan zu Thronerben zu verhelfen, dessen Vermälung, welche am 9. Januar 1684 mit der durch hohe Schönheit ausgezeichneten Proskopia Soltikowa Statt fand. Allein sowohl diese Absicht der Ehestifter, als eine andere hiermit verbundene: nämlich durch den Einfluß dieser Gemalin den Czar Iwan zu bewegen, daß er gemeinschaftlich mit Sophien gegen seinen Bruder und Mitczar handle, schlug fehl; denn Iwan war auf keine Weise seiner zärtlichen Liebe für seinen Halbbruder zu entfremden, und hegte überdies die feste Ueberzeugung, daß auf der Erhaltung dieses seines Bruders die Wohlfahrt des ganzen Reiches beruhe; ja seine Uneigennützigkeit bewog ihn zu der öffentlichen Erklärung, daß, sobald sein Bruder das zur Selbstregierung nöthige Alter erreiche, er sich derselben gänzlich begeben wolle. Ohne sich daher den Umtrieben seiner Schwester Sophia anzuschließen, sprach er vielmehr seine ernste Mißbilligung derselben aus. Nachdem Peter in der Folge allen Anschlägen seiner Halbschwester Sophia obgesiegt und sie in ein Kloster verbannt hatte, wurde Iwan's Mitregierung auf den bloßen Namen beschränkt, und

gern begnügte sich dieser uneigennützige Fürst mit der Ehre, Czar zu heißen. Nichts konnte seine treue Anhänglichkeit an den Bruder erschüttern. Während Peter mit dem Heere vor Azow stand, betete Iwan für dessen glückliche Rückkehr, besuchte fleißig die Klöster und theilte reichliche Almosen aus. Ja, selbst auf dem Sterbebette beschäftigten sich Iwan's Gedanken nur mit dem Bruder, und als Dieser bei seiner Wiederkunft aus dem Feldzuge ihn besuchte, schloß der todtkranke Iwan den Ankömmling entzückt in seine Arme, ausrufend: „Gott sei gedankt, nun kann ich ruhig sterben!" Er beschloß sein Leben, dreißig Jahre alt, den 29. Januar 1696, und hinterließ drei Töchter, doch keine männlichen Leibeserben.

Iwan steht den großen Charakteren gänzlich fern; aber das Band der Bruderliebe schlingt sich als ein schönes, segenvolles Attribut durch sein ganzes Leben; er verlor sich selbst in diesem Gefühle und übte, durch die Kraft desselben, unbewußt die köstlichsten Tugenden der Treue, des Edelmuthes und der Selbstverläugnung; denn der Genius dieser Liebe erhielt ihn rein und sogar siegreich über dem Abgrunde der Empörung, der sich unter ihm öffnete, und indem er die angetragene Allgewalt der Regierung freiwillig mit dem herrlichen Bruder theilte, gab er dem Reiche einen Beschützer, der außerdem leicht ein Feind des Reiches hätte werden können, setzte zugleich weiteren Fortschritten des Aufstandes ein Ziel, und ward der Wohlthäter Rußlands, zu dessen Beherrscher er sich zu schwach fühlte.

Sir Humphry Davy.

Geboren 1778. Gestorben 1829.

Dieser berühmteste Chemiker Englands kam den 17. December 1778 unweit Penzance in Cornwall zur Welt. Seine Eltern, welche, als Besitzer eines kleinen Grundeigenthumes, in unabhängiger, aber ärmlicher Lage sich befanden, konnten wenig für ihn thun. Dennoch zeigte er schon in

früher Jugend bedeutende Anlagen, und besonders eine lebhafte Einbildungskraft, verbunden mit einer unbezwinglichen Neigung zu naturphilosophischen Experimenten. Eine Lieblingsunterhaltung des Knaben bestand darin, vor seinen Spielkameraden kleine Zinnstücke über einer Kerze zu zerschmelzen, oder Knallkugeln zu fertigen und zerspringen zu lassen. Auch erfand und erzählte er seinen Gespielen hübsche Mährchen und Romanzen, und lenkte ihre Aufmerksamkeit bisweilen auch auf ernstere Dinge. In der Schule zu Penzance, die er als Kind besuchte, ließ er sich diesem Treiben nicht abwendig machen und scheint demselben sogar die glückliche Entwickelung seines Talents beigemessen zu haben, denn in späterer Zeit schrieb er an ein Glied seiner Familie: »ich betrachte es als ein Glück, daß ich als Kind mir selbst überlassen war, daß ich keinen bestimmten Studienplan faßte, und in Herrn Coryton's Schule an manchem Unsinn Geschmack fand. Ich verdanke diesen Umständen vielleicht die kleinen Talente, welche ich besitze, und deren eigenthümliche Anwendung. Ohne Eitelkeit und in voller Einfalt meines Herzens sage ich: was ich bin, bin ich durch mich selbst geworden.« Aus jener ersten Schule kam er an die von Truro, wo er zwei Jahre blieb. Hier nahm ihn besonders die Poesie in Anspruch, und er hatte dazu so augenscheinlichen Beruf, daß mit vielem Grunde von ihm gesagt worden ist: wenn Davy nicht der erste Chemiker geworden wäre, so würde er der erste Dichter seiner Zeit geworden seyn. Als 1794 sein Vater starb, lebte er unter dem Schutze des würdigen Arztes Tomkin, der ihn zur ärztlichen Laufbahn bestimmte. Aber die Naturkunde zog ihn fortwährend von dem aufgedrungenen Studium ab, und als er zu dem Wundarzte Burlase zu Penzance in die Lehre kam, hätte er mit seinen chemischen Erstlingsversuchen beinahe sich und den erschrockenen Lehrherrn unversehens in die Luft gesprengt. Des Letzteren Apotheke hatte Davy gar bald in ein chemisches Laboratorium umgewandelt, und sein Erfindungsgeist war so rege, daß er damals aus einer Klystierspritze sich eine Luftpumpe konstruirte, mit welcher er die Originalversuche über die Natur und die Quelle der Wärme anstellte. Durch einen Zufall machte er die Bekanntschaft des damaligen Präsidenten der königlichen Societät, Davies Gilbert, und Dieser empfahl ihn dem Dr. Beddoes in Bristol als tüchtigen Assistenten bei der Errichtung seines pneumatischen Institutes. Davy zählte zwanzig Jahre, als er dahin abging, und es war ihm nun für seine Thätigkeit und für seine Untersuchungslust ein großes Feld geöffnet; er

schrieb seine »Philosophy, chemistry and medicine are my profession,« und seine eigenthümlichen Forschungen über die Gasarten, welche er Gilbert in Briefen mittheilte, erregten solches Aufsehen, daß Graf Rumford ihn zum Direktor des Laboratoriums und zum Mitgliede der Redaktion aller Journale des königlichen Institutes zu London ernannte. Davy's glänzendste Entdeckungen fallen in die Jahre 1806 — 1808, wo er in den „Bakerian lectures" die Reduktion der Alkalien und Erden, so wie die Natur des Chlors bekannt machte. Die Entdeckung der Alkalimetalle erregte in London selbst so großes Aufsehen, daß das Laboratorium des Institutes von Menschen jeden Ranges bestürmt wurde, und Davy durch die außerordentliche Thätigkeit und Aufgeregtheit, welche noch durch die höchste Auszeichnung, die ihm die vornehmsten Personen Londons durch Einladungen zu Theil werden ließen, von denen er erst des Morgens zurückkehrte und ohne Schlaf wieder an seine Arbeit ging, vermehrt wurde, sich eine lebensgefährliche Krankheit zuzog, von welcher die Doktoren Babington, Ballie und Frank mit großer Mühe ihn herstellten. Während dieser Zeit nahm er die Theilnahme des Publikums in einem so seltenen Grade in Anspruch, daß die Aerzte regelmäßige Berichte über sein Befinden erscheinen lassen mußten. In diesem Jahre erhielt er auch den von Napoleon ausgesetzten Preis von dreitausend Franks für seine galvanischen Entdeckungen. Davy's Vorlesungen waren um diese Zeit von Damen und Herren der höchsten Stände besucht, und sein Auditorium stets gedrängt voll. Auf Veranlassung des Herzogs von Bedford gab Davy seine Elemente der Agrikultur-Chemie heraus, und reisete 1813 nach Frankreich, der Schweiz und Italien, verletzte aber in Paris die Gelehrten seines Faches, welche ihm mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit entgegen kamen, durch ein kaltes, abstoßendes Benehmen; in Florenz arbeitete er über die Verbrennung des Diamanten, in Rom über die Farben der Alten. 1815 entdeckte er die später so berühmt gewordene Davy'sche Sicherheitslampe, welche aus einem doppelten Drahtgeflechte besteht und mit der man ohne Gefahr in Gruben, welche mit brennbaren Gasen angefüllt sind, steigen kann, ohne daß die inwendig brennende Flamme eine Explosion bewirkt. Im Jahre 1818 wollte er die halb vermoderten und verkohlten Papyrus in Herculanum entrollen, was aber theils wegen der inneren Unfügsamkeit des Stoffes, theils wegen anderer, ihm entgegengestellter Hindernisse unterblieb; in demselben Jahre wurde Davy Baronet und 1820 Präsident der königlichen Societät. Als solcher beschäftigte er sich, auf Ansuchen des

englischen Gouvernements, mit der Erforschung der geeignetsten Mittel, die kupfernen Beschläge der Seeschiffe gegen den zerstörenden Einfluß des Seewassers zu schützen. Davy machte viele elektro-magnetische Versuche, und glaubte endlich die rechten Mittel gefunden zu haben; er unternahm nun selbst 1825 eine Reise nach Norwegen, jedoch das außerordentliche Anhaften von Thieren aus den Gattungen Ostrea und Lepas, welche das Schnellsegeln verhinderten, verdarb sein Experiment. 1826 bekam Davy auf einer Fahrt von London nach Magersfield einen apoplektischen Anfall, welcher Lähmung in den Füßen zurück ließ. An seinen gewöhnlichen Arbeiten gehindert, verfaßte er zu seiner Unterhaltung die »Salmonia,« welche an herrlichen Ideen reich ist. Den Winter 1828 — 1829 brachte er in Rom zu. Mit wiederkehrendem Frühlinge zog es ihn nach dem schönen Genf hin, wo er in der heitersten Stimmung am 28. Mai eintraf. Nachdem er mit vielem Appetite gespeis't hatte, wiederholte sich in der Nacht der Schlaganfall, und schon am nächsten Morgen war er schmerzlos verschieden. Davy's Person war in seiner Jugend plump und bäuerisch; erst später stieß sein Umhertreiben in der großen Welt die ursprüngliche Schüchternheit ab. Seitdem wechselten Stolz und Bescheidenheit in seinem Benehmen; aber den Strahl der Begeisterung, der ihn durchglühte, löschten sie nicht aus, und sein klarer, hinreißender Vortrag war ein Abglanz jener hehren geistigen Flamme, an welcher seine Größe sich entzündete.

Antoine Laurent Lavoisier.

Geboren 1743. Gestorben 1794.

Antoine Laurent Lavoisier, der Reformator der Chemie, wurde den 26. August 1743 zu Paris geboren. Als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns konnte er ganz seinen Lieblingsstudien, den Naturwissenschaften, ungehindert sich hingeben, und er that dies mit einem Eifer, der seinen scharfen Geist bald in die Tiefen derselben eindringen ließ. Die erste Gelegenheit, sich auszuzeichnen, bot ihm die 1764 von der Akademie gestellte Preisfrage über die beste und zugleich wohlfeilste Beleuchtung der Straßen von Paris und anderen großen Städten, welche er dadurch löste, daß er sich sechs Wochen lang in ein finsteres Zimmer einschloß, um sein Auge für die verschiedenen Grade der Erleuchtung empfindlich zu machen, und die Resultate dann ausführen ließ. Die Akademie ertheilte ihm 1766 dafür den Preis und nahm ihn im Mai 1768 unter ihre Mitglieder auf. Bis jetzt hatte er nur seinen Studien gelebt und schon manche nicht unwichtige Entdeckung gemacht, die Bemerkung aber, daß er zur weiteren Verfolgung derselben eines größeren Vermögens bedürfe, bestimmte ihn zur Annahme einer Generalpächterstelle. Mit ungemeiner Thätigkeit widmete er sich nun sowohl diesem neuen Wirkungskreise als seinen Studien in regelmäßiger Zeiteintheilung. In Bezug auf den ersteren nahm er bald durch seine tiefen Kenntnisse und seine Redlichkeit den ersten Platz unter den übrigen Generalpächtern ein, machte [illegible] seine Rathschläge [illegible], ward 1776 Director der vom Staate errichteten Salpeter- und Pulver-Fabrik, und brachte nicht nur die Production des ersteren auf eine hohe Stufe, sondern wußte auch dem Pulver eine viel größere Kraft zu verleihen. Außerdem verstand er durch Verbesserung des Bodens den Ackerbau zu heben, und gab seinen Collegen ein [illegible] Beispiel zur Nachahmung. [illegible] 1788

durch einen bedeutenden Vorschuß die Stadt Blois vor der Hungersnoth, und ward 1790 Mitglied der Kommission zur Aufstellung neuer Maße und Gewichte, und einer von den Kommissarien zur Regulirung der Angelegenheiten des Staatsschatzes. Doch wichtiger, als alles Dieses, sind seine Verdienste um die Chemie, welcher er sich in seinen Nebenstunden widmete, indem er durch genaue Erforschung der Luftarten zuerst das bisher gegoltene phlogistische System in seiner Nichtigkeit zeigte und dadurch die Grundlage zu der jetzigen Chemie feststellte. Er that dies zuerst in der »Méthode de nomenclature chimique" und dem »Traité élémentaire de chimie," worin er auch die von ihm erfundenen neuen chemischen Instrumente, den Gasometer, Calorimeter u. s. w. beschreibt. Ausführlicher hatte er das Meiste in den der Akademie vorgelegten Abhandlungen ausgeführt. Diese suchte er seit 1792 zu ordnen und zu einem Systeme zu verarbeiten, und schon hatte der Druck begonnen, als das Rad der Revolution ihn zermalmte. Während Robespierre's Schreckensherrschaft machte Lavoisier die Entdeckung, daß die Gewalthaber damit umgingen, ihn all' seines Eigenthumes zu berauben, und faßte daher den Plan, das Gewerbe eines Apothekers zu ergreifen, wobei er sich seinen Unterhalt verdient haben würde. Aber die rohen und unwissenden Schergen, welche damals das blutige Regiment in Frankreich führten, hatten ihn, als früheren Generalpächter, bereits für das Schaffot ausersehen, indem die nichtige Anklage gegen ihn erhoben wurde, er habe Schnupftabak mit der Gesundheit nachtheiligen Ingredienzen verfälscht. Vergebens bat er, seine Hinrichtung nur um wenige Tage zu verschieben, um seine Untersuchungen über das Athemholen vollenden zu können; Coffinhall, der Präsident der Rotte, welche das Todesurtheil ausgesprochen, erwiederte mit brutaler Naivität: »die Republik braucht keine Gelehrten oder Chemiker, und der Lauf der Gerechtigkeit darf nicht aufgehalten werden," — und so fiel jenes denkende Haupt am 8. Mai 1794 unter dem Beile der Guillotine. Eine Menge der schönsten Resultate für die Wissenschaft wurden mit diesem Mordstreiche vernichtet. Die aufgefundenen Bruchstücke der Arbeiten Lavoisier's gab dessen Witwe, die geistreiche Marie Anne Pierrette Paulze, nachmals an den Grafen Rumford vermält, unter dem Titel: »Mémoires de physique et de chimie," ohne Angabe des Jahres und des Druckortes in zwei Bänden heraus. — Lavoisier war groß und schön von Gestalt, lebhaft in Mienen und Geberden, sanft, gesellig und

zuvorkommend im Umgange, und in seinem Wesen unverstellt, einfach, wahr. Freigebig unterstützte er Nothleidende mit Geld, und seine Abneigung gegen jede Oeffentlichkeit im Gutesthun ließ ihn großherzig den wirklichen Umfang seiner Wohlthätigkeit verheimlichen.




Stanford University Libraries
3 6105 124 413 126

